Jielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 63 Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde" Dezember 1993

Birkenallee vor
Haus Hülchrath

Die Wälder schweigen

Die Jahreszeiten wandern durch die Wälder.
Man sieht es nicht. Man liest es nur im Blatt.
Die Jahreszeiten strolchen durch die Felder.
Man zählt die Tage.Und man zählt die Gelder.
Man sehnt sich fort aus dem Geschrei der Stadt.

Das Dächermeer schlägt ziegelrote Wellen.
Die Luft ist dick und wie aus grauem Tuch.
Man träumt von Äckern und von Pferdeställen.
Man träumt von grünen Teichen und Forellen.
Und möchte in die Stille zu Besuch.

Die Seele wird vom Pflastertreten krumm.
Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden
und tauscht bei ihnen seine Seele um.
Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm.
Und wer auch kommen mag, sie trösten jeden.

Man flieht aus den Büros und den Fabriken.
Wohin, ist gleich! Die Erde ist ja rund!
Dort, wo die Gräser wie Bekannte nicken
und wo die Spinnen seidne Strümpfe stricken,
wird man gesund.

Erich Kästner

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.
Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Einzelpreis: DM 5,00

Inhaltsverzeichnis

Erich Kästner — Seite
Die Wälder schweigen

Wilhelm Molitor
Frisches Blut aus der Eifel -
Die Molitors kommen nach Lintorf — 3

Wilhelm Molitor
Die Feuersbrunst am Möllchetrott — 7

Irmgard Wisniewski
Die Entstehung der Siedlung an der
Johann-Peter-Melchior-Straße — 8

Irmgard Wisniewski
De Hahn — 11

Maria Molitor
Hahneköppe — 12

Wilfried Bever
Unsere ersten Jahre in Lintorf — 13

Annemarie Militz
Sozialarbeit im alten Angerland — 17

Werner Beutling
Dokter ohne Dr. — 19

Ludwig Tieck
Mondbeglänzte Zaubernacht — 20

Rolf Schmitz
Kosmische Figurationen -
Zu den Bildern von Inge Dropmann — 21

Kurt Holzapfel
Vergessene Stätten christlicher
Volksfrömmigkeit in Ratingen — 24

Josef Schnölzer
Kaplan Angenendt und die katholische Jugend
von St. Peter und Paul in den Jahren 1932 - 1938 — 29

Richard Baumann
85 Jahre Sozialdienst
Katholischer Frauen in Ratingen — 32

Wolfgang Diedrich
Laudatio auf Edith Bohnen zur Verleihung
der Dumeklemmer-Plakette 1992 — 36

Horst-Werner Altena
Schwester Maria Bonifaza tritt in den Ruhestand — 39

Eduard Mörike
Gebet — 41

Manfred Buer
Vor 100 Jahren wurde die St. Anna-Kirche
feierlich konsekriert — 41

Klaus Feil
Laudatio auf Herrn Pastor Franz Mezen für
25 Jahre Seelsorgetätigkeit an St. Anna, Lintorf — 43

Norbert Kugler
90 Jahre Kirchenchor Cäcilia Lintorf — 45

Reinhold Behnke
Eiserne Hochzeit in Lintorf — 47

Reinhold Behnke
20 Jahre Seniorentreff der AWO in Lintorf — 48

Ulrich von Hutten
Ich hab's gewagt mit Sinnen — 49

Otto Wilms — Seite
Geschichten aus der Geschichte der Honschaft
Breitscheid - Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte
der Evangelischen Gemeinde Linnep — 50

Susanne von der Bey
AWD - Eine Motorradfabrik in den Wirren
der deutschen Geschichte — 58

Rolf Großterlinden
Eggerscheidt oder: Das Lob der Kartoffel — 66

Helmut Kuwertz
Aus den Aufzeichnungen des
Höseler Lehrers Peter Vogel — 68

Josef Schnölzer
Der gute Mensch aus dem Angerland — 75

Lore Schmidt
Op em Weihnachtsmaat — 78

Manfred Buer
Anderen eine Freude machen -
Der Maler Heinz Busch aus Lintorf — 79

Andreas Preuß
Die vier Ehen des Rutger Lemmig oder:
Warum heute so viele Ehen scheitern — 82

Erich Marks
Wie der Zufall so spielt — 86

Heinz Fleermann
Als unser Stadtteil Ratingen 4 noch ein Dorf war — 88

Heinz Fleermann
Glück im Unglück — 91

Maria Molitor
Dr suhre Kappes — 92

Christine Herdt
Am Fastelovend — 92

Muzemandeln — 93

Klaus Wisotzky
Die Mittelstadt ist den Bewohnern noch
eine richtige Heimat -
Zur kommunalen Neuordnung der Jahre 1929/30 — 93

Ulrich Rauchenbichler
Ratingen -
Verwaltungssitz des Kreises Mettmann? — 97

Friedrich Wagner
Fremde unter uns — 100

Maikäfer, flieg! — 102

Klaus Thelen
Die inszenierte Vergangenheit - Anmerkungen zur
Neugestaltung der stadtgeschichtlichen
Abteilungen des Stadtmuseums Ratingen — 103

Erika Münster
Maubeuge - Partnerstadt Ratingens
mit großer Vergangenheit — 107

August Nicola
Die Chronik der Graf-Adolf-Schule (Schluß) — 110

Wolfgang Diedrich
Die Landwirtschaftsschule Ratingen wurde vor
85 Jahren eröffnet - Pfusch am Bau verzögerte
vor 65 Jahren die Mädchenabteilung — 114

Richard Baumann
Ein gutes Stück Gesellschaftsleben der Zeit nach der Jahrhundertwende - Aus dem Protokoll des Kegelclubs „Gemütlichkeit" 120

Hanni Schorn
Zehn Jahre Ratinger We-iter 124

Hanni Schorn
De Wanderwe-iter 125

Tanja Bark und Wilfried Rosendahl
Ein Tag in Ratingen vor 60.000 Jahren 125

Thomas van Lohuizen
Ein Grab der Stein/Kupferzeit bei Lintorf 128

Manfred Buer
In eigener Sache 130

Manfred Buer
Willy Brockskothen 133
Walter Krämer 134

Buchbesprechungen:

Klaus Wisotzky
Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen . . . Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783 - 1977 135

Hermann Tapken
100 Jahre Stadtwerke Ratingen 136

Erich Kästner
Der Dezember 137

Bildnachweis

Titelbild: *Udo Haafke*

Beitrag *„Frisches Blut aus der Eifel"* *Wilhelm Molitor, Josef Lamerz*

Beitrag „Die Entstehung der Siedlung an der Johann-Peter-Melchior-Straße" *Familie Middendorf, Familie Wisniewski*

Beitrag „De Hahn" *Angela Wisniewski*

Beitrag „Unsere ersten Jahre in Lintorf" *Wilfried Bever*

Beitrag „Sozialarbeit in Lintorf" *Annemarie Militz*

Beitrag „Kosmische Figurationen" *Inge Dropmann*

Beitrag „Vergessene Stätten christlicher Volksfrömmigkeit" *Stadtarchiv (Photoarchiv Buschhausen), Dr. Kurt Holzapfel*

Beitrag „Kaplan Angenendt" *Familie Hoberg, Familie Robert Samans, Hans Lamerz*

Beitrag „85 Jahre Sozialdienst katholischer Frauen" *Jürgen Heimann, Stadtarchiv Ratingen*

Beitrag „Schwester Maria Bonifaza" *Postkarte, Achim Blazy*

Beitrag „Vor 100 Jahren Weihe der St. Anna-Kirche" *Archiv des VLH, Pfarrarchiv St. Anna*

Beitrag „90 Jahre Kirchenchor Cäcilia Lintorf" *Winfried Hübel*

Beiträge „20 Jahre Seniorentreff" und „Eiserne Hochzeit in Lintorf" *AWO Lintorf*

Beitrag „Geschichten aus der Geschichte Breitscheids" *Otto Wilms*

Beitrag „Die Motorradfabrik August Wurring" *Thomas von der Bey*

Beitrag „Eggerscheidt" *Karte, Dokumente und Fotos: Rolf Großterlinden*

Beitrag „Aus den Aufzeichnungen von Peter Vogel" *Helmut Kuwertz und Privatbesitz*

Beitrag „Der gute Mensch aus dem Angerland" *Pfarrarchiv St. Remigius, Wittlaer*

Beitrag „Heinz Busch" *Heinz Busch*

Beitrag „Wie der Zufall so spielt" *Erich Marks, Familie Fleermann*

Beitrag „Als unser Stadtteil Ratingen 4 noch ein Dorf war" *Angela Wisniewski, Heinz Fleermann, Archiv des VLH*

Beitrag „Ratingen - Verwaltungssitz des Kreises" *Kreisarchiv, Stadtarchiv Ratingen*

Beitrag „Die inszenierte Vergangenheit" *Tanja Bark*

Beitrag „Maubeuge" *Stadtarchiv Ratingen*

Beitrag „Graf-Adolf-Schule" *Reiner Klöckner, Josef Mutherr*

Beitrag „Die Landwirtschaftsschule Ratingen" *Privatbesitz, Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Schule von 1958*

Beitrag „Ein gutes Stück Gesellschaftsleben" *Rosemarie Ammelburger, Privatbesitz*

Beitrag „10 Jahre Ratinger We-iter" *Margret Cordes*

Beitrag „Ein Tag in Ratingen vor 60.000 Jahren" *Zeichnungen und Fotos: Tanja Bark*

Beitrag „In eigener Sache" *Rosemarie Ammelburger, Josef Lamerz, Manfred Buer, Wolfgang Kannengießer*

Frisches Blut aus der Eifel

Die Molitors kommen nach Lintorf

Am 8. März 1851 wurde in dem kleinen Eifeldorf Metterich bei Bitburg Andreas Molitor geboren. Im Jahre 1872 kam er mit seinem Bruder Fritz nach Lintorf, um dort als Schachtmeister beim Bau der Eisenbahnstrecke Ratingen West - Osterfeld tätig zu sein. Er war in der Gaststätte Albert Kaiser am Markt in Logis. Die Eisenbahnstrecke durchschnitt u.a. auch das Gelände von Wilhelm Großhanten am Winkelshäuschen im nördlichen Teil Lintorfs. Außer der Landwirtschaft betrieb dieser noch eine Schankwirtschaft. Die Großhantens hatten fünf Söhne und drei Töchter, eine davon namens Gertrud. Sie war geboren am 12. November 1849. Für die damalige Zeit war sie großgewachsen, ca. 180 cm, hübsch, hellblond und blauäugig.

In der kleinen Schänke lernte Andreas das junge Mädchen kennen und lieben.

Am 13. Februar 1875 heirateten die beiden in der St. Agnes-Kirche in Angermund. Ob ihnen die schon baufällige St.Anna-Kirche in Lintorf für diese Feier nicht mehr schön genug war?

Das Ehepaar Andreas Molitor und Gertrud Molitor, geb. Großhanten

Das junge Paar zog in das ehemalige Kienens Haus am Duisburgerbaum ein. Von Lintorf aus zog die junge Familie dann später aus beruflichen Gründen nach Osterfeld.

Am 24. Mai 1875 starb die Schwiegermutter Margarethe Großhanten, am 10. August 1875 starb auch der Schwiegervater Wilhelm Großhanten. Da die Schwäger das Winkelshäuschen nicht übernehmen wollten, entschied sich Andreas Molitor dafür, die Land- und Gastwirtschaft dort weiterzuführen. Im Jahre 1878 zog er mit seiner Familie dort ein. Das erste Kind, Bernhard (mein Vater), wurde in Lintorf am Duisburgerbaum am 20. Dezember 1875 geboren. Er vermählte sich am 11. Mai 1901 mit Elisabeth Bruns aus Breitscheid.

Das zweite Kind, Wilhelm, wurde 1877 in Osterfeld geboren. Wilhelm heiratete Gertrud Rosendahl aus Breitscheid, er wurde „Schmalter" genannt, weil er am Schmalt in Breitscheid wohnte.

Folgende Kinder wurden am Winkelshäuschen geboren:

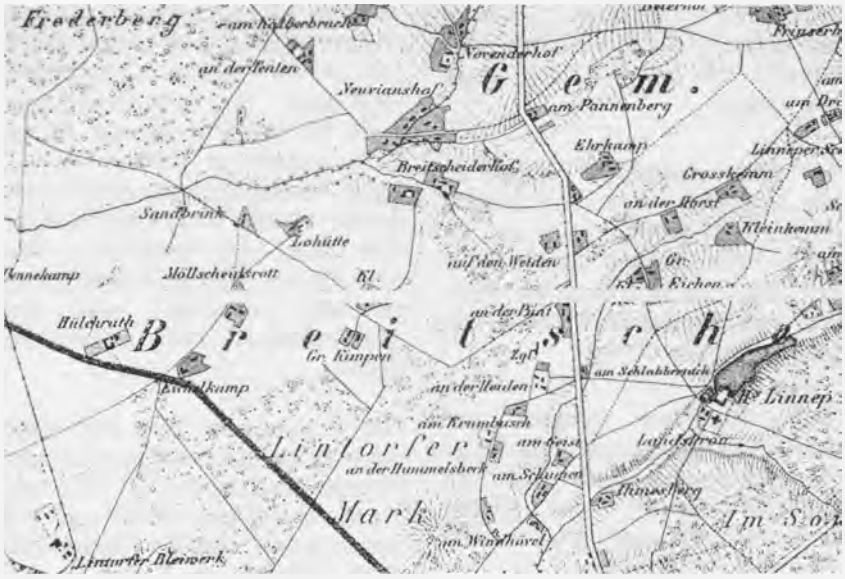
Margarethe, genannt Griet, verheiratet mit Franz Gronau, tätig als Verwalter in Velbert, der aus Ostpreußen stammte,

Mathias, genannt Mattes, unverheiratet,

Susanne, als Säugling verstorben,

Susanne, genannt Sanna, verheiratet mit Heinrich Möllmann aus Selbeck-Saarn,

Friedrich, genannt Dicke Fritz, verheiratet mit Dina Schüttert aus Lintorf,



Ausschnitt aus einer Karte von Ratingen und Umgebung aus dem Jahre 1880

Kaspar, genannt Kasper, verheiratet mit Berta Höken aus Schwerte, die früh verstarb, in zweiter Ehe verheiratet mit Hermine Stamm,

Gertrud, genannt Draud, unverheiratet,

Heinrich, genannt Hendrich, unverheiratet, im ersten Weltkrieg gefallen,

Maria, genannt Marie, unverheiratet, gestorben 14. 4. 1923,

Sophie, genannt Sofie, verheiratet mit Johann Dorenbusch aus Breitscheid,

Peter, genannt Pitter, verheiratet mit Elisabeth Wolfgarten aus Hofermühle,

Erster Innenhof mit Rückansicht des Herrenhauses

Katharina, genannt Katchen, verheiratet mit Wilhelm Doppstadt aus Lintorf.

Am Winkelshäuschen wurde es eng, und Andreas Molitor sah sich nach einem größeren Hof um. Im Jahre 1895 bestand die Möglichkeit, Haus Hülchrath zu pachten, und so übersiedelte er mit seiner großen Familie dorthin.

Haus Hülchrath gehörte zur Gemeinde Breitscheid, die meisten Ländereien lagen aber auf Lintorfer Gebiet, die Kinder besuchten die Kath. Volksschule in Lintorf am Heintges.

Der Hof gehörte der Brauerei und Brennerei Unterhössel am Krummenweg. Zu Hülchrath gehörten 400 Morgen Acker- und Weideland, im Stall standen 40 Stück Rindvieh, acht Ackerpferde, einige Zuchtpferde und Schweine. Außer den eigenen Söhnen und Töchtern, welche zum Teil auf dem Hof beschäftigt wurden, waren ständig noch zwei Eleven, ein Schweizer (Melker) und ein Schweineknecht auf dem Hof.

Die Söhne gingen teilweise auf große Höfe als Verwalter, um ihre Kenntnisse weiterzugeben und sich selbst weiterzubilden.

Ein Zweispänner fuhr täglich zwischen Hülchrath und Krummenweg hin und her, um Schlempe und Treber als Viehfutter zu holen.

Förster Krämer aus Lintorf hatte sein Revier zwischen Hülchrath, Rehhecke und Krummenweg. Auch die früher bekannte „Dicke Eiche" stand in seinem Revier. Nach Haus Hülchrath führte eine wunderschöne Allee aus Eßkastanien direkt zum Herrenhaus. Das Herrenhaus war anderweitig verpachtet. Hülchrath war ein geschlossener Hof, im Karree gebaut.

Das Eingangstor zum Hof steht heute noch, auch die zwei dicken Kugelsteine, rechts und links des Tores, lagen damals schon. Sie verhinderten, daß ein Pferdefuhrwerk, welches die Kurve zu eng nahm, abrutschte.

Die Familie Molitor wohnte rechts im Seitentrakt. Das Haus war geräumig und bot der großen Familie genug Platz. Im Wohnzimmer trafen sich zu den Mahlzeiten der Hausherr mit seinen Söhnen und die Eleven. In der Wohnküche nahm die Hausfrau mit ihren Töchtern die Mahlzeiten ein, in der Vorküche aßen der Schweizer und der Schweineknecht.

Der Großvater führte ein Tagebuch über alle finanziellen Angelegenheiten und sonstige Vorkommnisse. Das Tagebuch war bis zum Tod von Mattes Molitor vorhanden, ist aber seit dem Krieg 1939 - 45 leider verschollen.

Links vom Herrenhaus lagen die Schweineställe, anschließend nach Norden die Kuhställe. Eine Treppe führte nach oben zur Schlafstube des Schweizers, er mußte stets zur Stelle sein, wenn Kühe kalbten. Weiter durch lagen die Scheunen. Auf der rechten Seite befanden sich die Pferdeställe, daneben war eine Schlafstube für den Pferdebetreuer. In der Mitte des Hofes war eine Miste für Pferde-, Kuh- und Schweinemist. Auf dem Misthaufen übernachtete die Gänseschar. Das Hoftor wurde jeden Abend geschlossen, so konnte kein Fuchs an das Geflügel. Ein stolzer Pfau schlug sein Rad und saß oft am Küchenfenster, er wußte warum. Der Boden des Hofes bestand aus Kopfsteinpflaster, so gab es nie Dreck und Matsch. Das Pflaster ist heute noch vorhanden. Das Wasser kam aus eigenen Brunnen und Pumpen. Elektrisches Licht war auch schon vorhanden. In den Kellerräumen standen die großen Einmachfässer mit Sauerkraut, Bohnen und Stielmus. Birnen und Pflaumen

Haus Hülchrath: Ansicht von Südwesten, rechts das Herrenhaus

wurden in Steintöpfen in Zucker- und Essigbrühe konserviert. Apfelringe und Birnenhälften wurden getrocknet. In der großen Fleischbütt wurde das Pökelfleisch aufbewahrt. Die Fleischknochen wurden nach dem Pökeln und Räuchern im Vorratsraum auf dem Speicher auf Leinen zum Trocknen aufgehängt, später wurden daraus kräftige Suppen gekocht. Speckseiten, Schinken und Dauerwürste hingen auch im Vorratsraum, die Fenster waren mit Fliegendraht bespannt, so konnte kein Ungeziefer herein und es war immer frische Luft dort. Im Keller wurden noch Kartoffeln und Obst gelagert. Auf der Westseite war ein Gemüsegarten. Er versorgte die große Familie im Sommer und im Winter. Die Pflege des Gartens oblag der Hausfrau und ihren Töchtern. Alle Töchter hatten auf großen Gütern ein Jahr den Haushalt erlernt. Die Töchter wechselten sich bei der Hausarbeit im Turnus von vier Wochen ab. Die große Wäsche wurde alle vier Wochen gewaschen und gebügelt. Die Bügeleisen standen auf dem Herd, hinten war eine Klappe, da wurde der heiße Bolzen eingeschoben.

Der Schneider Bohn aus Lintorf kam in Frühjahr, schneiderte die Anzüge und machte Änderungen, er blieb immer einige Wochen und schlief auch dort. Die Schneidermaschine wurde mit dem Pferdewagen geholt und nach Beendigung seiner Tätigkeit wieder zurückgebracht.

Die Einfahrten zu den beiden Innenhöfen

Auch ein Schuhmacher, der alte Peter Kleinkalversberg, kam auf den Hof, er machte neue Schuhe und flickte die alten Schuhe.

Gegenüber vom Hofeingang standen das Schweizerhaus mit anschließender Wagenremise und eine Schmiede. Die Pferde wurden in Breitscheid am Schlabberduhk[1] beschlagen. Zum Haus Hülchrath gehörte auch ein Park mit schönen alten Bäumen und gepflegten Kieswegen. Die Großmutter ging oft durch den Park spazieren, sie stützte sich auf einen schwarzen Stock mit silberner Krücke. Ein Wasserlauf durchlief den Park und versorgte den dazu gehörenden Fischteich mit Wasser, der Überlauf ging in Richtung Deppt[2] in den Breitscheider Bach.

Der erste Selbstbinder kam aus Amerika, Fabrikat Mc Cormik. Das war eine Maschine, welche die Getreidefrucht mähte, bündelte und mit Kordel verknotete. Solch eine Maschine bekam Hülchrath im Jahre 1912.

Als die Maschine im Einsatz war, kamen viele Bauern aus der Umgebung und sahen sich das Wunderwerk an. Wenn im Herbst die Äcker gepflügt wurden, kam leihweise ein Dampfpflug, welcher mit Drahtseilen gezogen wurde.

Wegen der weiten Wege zur Kirche, zum Bahnhof, zum Einkauf und bei Sonntagsausfahrten, stand eine Kutsche zur Verfügung, es war ein Sandschneider und bot Platz für sechs Personen.

Als 1918 der erste Weltkrieg zu Ende ging und die deutschen Truppen aus Frankreich zurückkamen, waren auf Hülchrath viele bespannte Einheiten untergebracht. Die Soldaten lagerten in den Scheunen. Im November 1918, in den Abendstunden, brach in den vollen Scheunen Feuer aus. Die Lintorfer Feuerwehr mit dem Brandmeister Wilhelm Frohnhoff war schnell zur Stelle. Aus dem Teich wurde das

Wagenremise

1) Schlabberduhk = Die Schmiede Giertz befand sich an der Kölner Straße, etwa gegenüber der Gastwirtschaft „Pont".

2) Deppt = Acker- und Wiesengelände hinter Haus Hülchrath zwischen Teufelshorn und Peddekamp.

Löschwasser genommen. Als Junge habe ich das furchtbare Schauspiel miterlebt. Durch den Einsatz der gut organisierten Feuerwehr (mit Handbetrieb!) und die Hilfe der Soldaten wurde der Brand gelöscht. Die Scheunen und Stallungen fielen zum Teil dem Feuer zum Opfer. Das Vieh wurde rechtzeitig nach draußen getrieben. Einige Soldatenpferde sind verbrannt. Bewohner aus der Umgebung kamen mit Messern und schnitten sich von den Pferden große Stücke Fleisch ab.

Nach dem Brand 1918 wurde Haus Hülchrath von dem Fabrikanten Herding übernommen. Herding baute dann den zweiten Hof an, er war Pferdezüchter. Auch der Pavillon am Teich wurde von Herding erbaut.

Die Großeltern und die nicht verheirateten Kinder sind dann zu dem ihnen gehörenden Hof Am Thunes an der Duisburger Straße (jetzt Lindenhof) gezogen. Mathias Molitor bewirtschaftete den Hof und eröffnete um 1930 die Gastwirtschaft. Die Konzession ist vom Winkelshäuschen nach dort übergegangen.

Die Großeltern hatten 38 Enkelkinder und 68 Urenkel. Sie erlebten ihre Goldene Hochzeit am 13. Februar 1925. Die Lintorfer Vereine brachten ihnen am Vorabend ein Ständchen.

Es kamen die Gesangvereine, das Tambourcorps und der Turnverein mit Vorführungen und auch viele Nachbarn und Schaulustige.

Die Großeltern standen in der Haustüre und nahmen alle Huldigungen entgegen. Mein Onkel Kaspar stand im Wohnzimmer am Fenster und hielt im Namen seiner Eltern die Dankesrede, er war so nervös, daß er mit den Füßen ein Loch in den Fußboden trat. Ich habe es später noch ausgebessert. Auf dem offenen Heuschoppen lagerten viele Jugendliche, sie flogen mitsamt dem Heu herunter.

Am Hochzeitstag wurde in der St.Anna-Kirche ein Dankgottesdienst gefeiert. Nachmittags gab es Kaffee und Kuchen am Thunes.

Abends wurde mit der großen Familie, Freunden und Nachbarn im Saale der Gaststätte Holtschneider mit Essen, Trinken und Tanzmusik weiter gefeiert.

Am 14. Februar 1929 verstarb die Großmutter und am 23. Mai 1929 der Großvater, beide sind am Thunes gestorben.

Noch oft und gerne besuche ich Haus Hülchrath, gehe durch Hof und Stallungen, und alte Erinnerungen werden wach.

Wilhelm Molitor

Heizung + Sanitär • exclusive Bäder

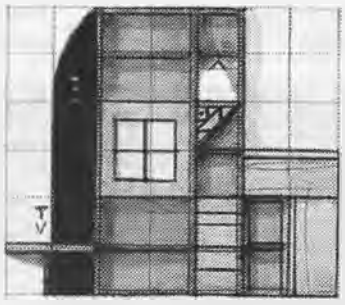
Franz Jüntgen GmbH

Franz Jüntgen

Konrad-Adenauer-Platz 35
40885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 3 17 94
Telefax (0 21 02) 3 52 80
Kurt Nowack
Telefon (0 21 02) 3 60 20

interlübke®

uno



interlübke ›uno‹ – die anregende Erlebnis-Möblierung jetzt bei uns. Für junge Menschen jeden Alters.

EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR
KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 · 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 · TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

Die Feuersbrunst am Möllchetrott

Eines Sonntagmittags im Jahre 1911 war ich wieder einmal bei meinen Großeltern auf Haus Hülchrath.

Nach dem Mittagessen wurde ich von meinen Onkeln zu August Mentzen geschickt, um dort Zigarren und Tabak zu kaufen.

Der alte August Mentzen hatteein Kolonialwarengeschäft im späteren Forsthaus Korf, in der Nähe der Autobahn, auf der linken Seite des Lintorfer Weges. Auf der rechten Seite befand sich ein Kotten mit Schankwirtschaft, genannt „Am Möllchetrott". Das ganze Anwesen bestand aus Fachwerk. Der Besitzer hieß Oberwinster. Auf dem Wege zu Mentzen bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß aus dem Stallgebäude Rauch aufstieg. Ich rannte zurück und alarmierte meine Onkel. Zugegen waren Mattes, Fritz, Heinrich, Kaspar und zwei Eleven, alle liefen eilends zum Möllchetrott. Als wir ankamen, brannte das Gebäude schon lichterloh. Heu, Stroh und Getreide waren über Stall und Scheune gelagert und boten dem Feuer reichlich Nahrung.

In der Gastwirtschaft spielten die Männer Karten, man nannte das Spiel „Panduren". Im Eifer der Spielleidenschaft hatten sie von dem Brand nichts bemerkt. Sie sahen das Unglück erst, als Scheune und Stall schon in hellen Flammen standen.

Die Schweine wurden herausgetrieben, die Kühe waren angekettet und konnten nicht mehr losgemacht werden. Es war ein fürchterliches Gebrüll von den verbrennenden Tieren zu hören. Hühner und Gänse flatterten durch die Luft. Für mich war es ein furchtbarer Anblick, später die drei angeketteten, verkohlten Kühe zu sehen. Als die Feuerwehr ankam, war nichts mehr zu retten. Da es früher kaum Telefone gab, wurde der Brandalarm durch Brandhörner bekanntgegeben. Jeder Feuerwehrmann besaß ein Brandhorn.

Das dem Bauer Oberwinster gehörende Land befand sich auf sumpfigem Boden und konnte nur von Kühen oder Ochsen bearbeitet werden. Pferde haben Hufe und sinken ein, wogegen die Kühe Zweizeher sind. Als das „Möllchetrott" nicht mehr aufgebaut wurde, hat August Mentzen die Gastwirtschaft von Julius Zimmermann übernommen und dort auch ein Kolonialwarengeschäft geführt.

Die Äcker vom „Möllchetrott" wurden von Haus Hülchrath übernommen.

Wilhelm Molitor

HELM NATUR-PRODUKTE
seit 60 Jahren

Ihre Einkaufsstätte für biologische Produkte!

demeter – sämtliche Erzeugnisse
Obst, Gemüse, Brot, Milchprodukte, Fleisch und Wurstwaren, Getreide, Konserven, Säfte, Kindernahrung

Gärtnern ohne Gift! – mit E.-O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Dünge- und Pflegemittel der Firma E. O. Cohrs auf Lager vorrätig

LIVOS – Pflanzenfarben für eine gesunde Umwelt

Große Auswahl in Getreidemühlen und Fachliteratur

NATURGARTEN
Alles für den naturbelassenen Garten

AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (0 21 02) 1 71 25

Verkaufszeiten:
Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen

Gasthaus
Zur Grenze

Am Krummenweg 28 - Ratingen
Telefon 0 21 02 / 1 71 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
Sa. und So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Die Entstehung der Siedlung an der Johann-Peter-Melchior-Straße

Wie die Statistik zeigt, betrug die Bevölkerung Lintorfs im Jahre 1939 insgesamt 3.500 Personen, am 31. Dezember 1945 waren es dagegen 4.667.

Da ist es nicht verwunderlich, daß in Lintorf eine große Wohnungsnot bestand. Dies ist nicht nur auf den Umstand zurückzuführen, daß viele Vertriebene aus dem Osten, sondern daß auch etliche 'Ausgebombte' hier Asyl suchten.

Die Heimatvertriebenen lebten teils in Baracken oder aber in den Häusern Siloah und Bethesda, und das auf engstem Raum!

Dagegen lief die Bautätigkeit erst ganz langsam an. Denn woher sollte 'Otto Normalverbraucher' Geld zum Hausbau nehmen?

Die Initiative zum Bau von Siedlungen wurde schon 1948/49 ergriffen. 1950 gründete der Deutsche Siedlerbund Rheinland in Lintorf eine Siedlergemeinde. Der Zulauf war groß, es gab genügend 'Siedlungswillige', denn wer suchte nicht eine Wohnung oder gar ein Eigenheim? Heute hat der Siedlerbund in Lintorf noch 126 Mitglieder. Im gleichen Jahr fiel dann die Entscheidung des Amtes Angerland, daß an der Johann-Peter-Melchior-Straße, den älteren Lintorfern noch als Schulweg* bekannt, eine Kleinsiedlung entstehen sollte.

So entstand die Siedlung an der Johann-Peter-Melchior-Straße mit den Stichstraßen Finkenweg (jetzt Zeisigweg) und Drosselweg. Durch die Siedlung verläuft, von der Straße Am Löken kommend, bis zur Duisburger Straße der Rotkehlchenweg; bis zur Eingemeindung 1975 hieß er Amselweg.

Das Land zum Bau der Siedlung hatte das Amt Angerland 1949 vom Grafen Spee für 60 Baugrundstücke erworben.

Der erste Bauabschnitt umfaßte 8 Doppelhäuser, d.h. es entstanden 32 Wohnungen, 16 für die Siedler und 16 Einliegerwohnungen. Die Auswahl erfolgte nach strengen Gesichtspunkten. Es mußten mindestens 50 % der Wohnungen mit Vertriebenen belegt werden. Dann wurden die Grundstücke, die im Schnitt so um die 1000 qm groß waren, unter den Siedlungswilligen verlost.

Richtfest des Hauses Zeisigweg 13

Für den ersten Bauabschnitt war die „Rheinische Heimstätte" Trägergesellschaft.

Der Deutsche Siedlerbund stand mit Rat und Tat zur Seite, lieferte Hecken, Bäume, Sträucher und ein schönes Hühnerhaus kostenlos. Natürlich wurde Kleintierhaltung zur Bedingung gemacht. Der Nutzgarten war zur damaligen Zeit sowieso Selbstverständlichkeit.

Doch bis dahin war noch ein weiter Weg! Denn da kaum Eigenkapital vorhanden war, mußten enorm viele Eigenleistungen erbracht werden. Das begann mit dem Ausschachten im Januar 1951. Alles ohne technische Hilfsmittel, es wurde alles von Hand geschafft. Da mußten die Familienmitglieder und Freunde mit ran!

Die Bauarbeiten, wie Maurer- oder Zimmermannsarbeiten, Einbau der sanitären Anlagen sowie der Außenanstrich, wurden ausnahmslos von Lintorfer Firmen ausgeführt.

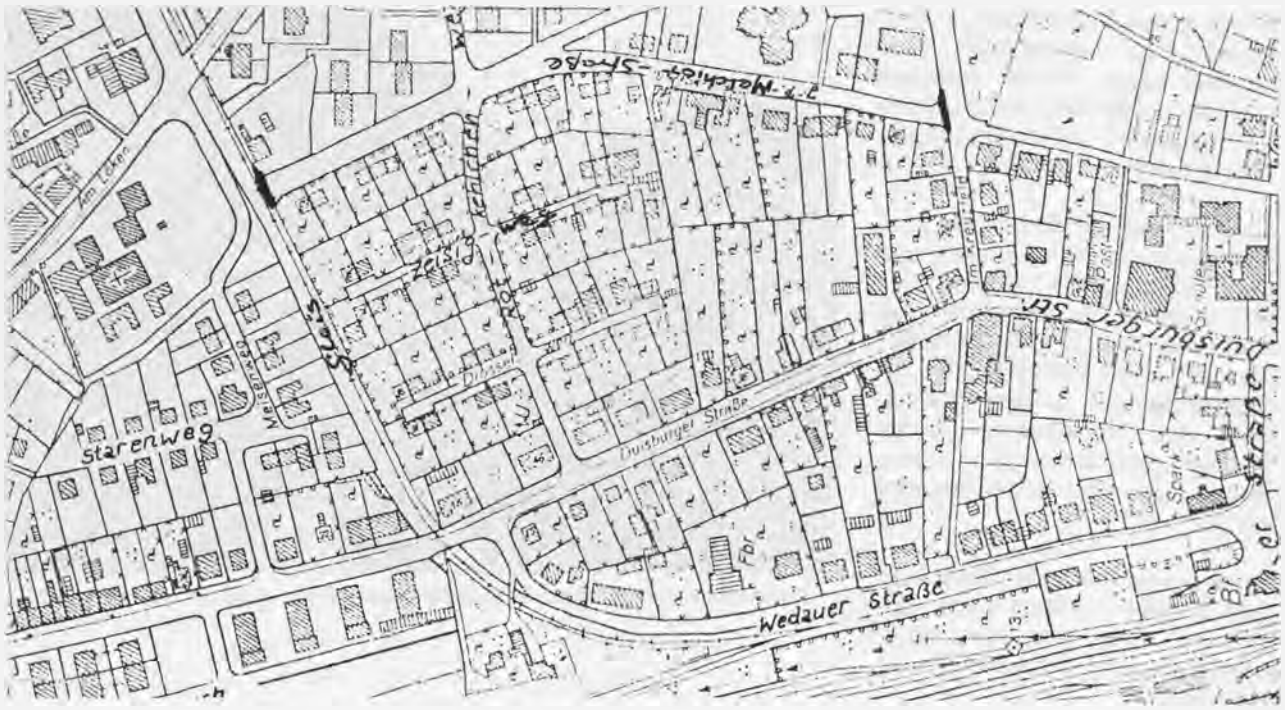
Die gesamten Innenarbeiten, was Türen und Fußböden betraf, Anstrich und Tapezieren, alles wurde in Eigenarbeit erledigt. Da wurde auch Nachbarschaftshilfe groß geschrieben. Doch auch das gesamte Abwässersystem mit Sickergruben etc. und auch die Wasserleitungsgräben, alles wurde selbst von Hand ausgeschachtet.

Schon Ende 1951 waren die ersten 32 Wohnungen bezogen, und zwar fünf Doppelhäuser an der Johann-Peter-Melchior-Straße und drei Doppelhäuser am Finkenweg.

Die Herstellungskosten betrugen je Haus DM 18.900,—. Dieser

Der im Rohbau fertiggestellte erste Bauabschnitt der neuen Siedlung. Im Hintergrund das Zechengebäude an der heutigen Broekmanstraße

* Ab 25.2.1927 = Schulweg, lt. Katasteramt ab September 1933 = Johann-Peter-Melchior-Straße



Betrag hört sich gering an, dabei muß man jedoch die enormen Eigenleistungen berücksichtigen.

Die Häuser waren in einfacher Bauweise gefertigt, es fehlte zum Beispiel ein Badezimmer. Im Laufe der Zeit wurde dies eingerichtet, und zwar in dem Raum, der für die Kleintierhaltung gedacht war.

So nach und nach stattete jeder Siedler sein Haus individuell aus. Auch eine Zentralheizung wurde fast überall eingebaut (zuerst Koks, später wurde umgestellt auf Öl oder Gas). Man steckte viel Geld ins Häuschen, um die Wohnqualität zu verbessern. Man wurde ja auch immer anspruchsvoller.

Die Grundstücke wurden auf 99 Jahre in Erbbaupacht vergeben. Die Bedingungen waren günstig, zahlten wir doch pro qm 0,02 DM, d.h. bei 1.000 qm jährlich DM 20,— Pacht an die Amtsverwaltung.

Nach einigen Jahren wurden die Grundstücke den Siedlern für DM 5,— pro qm zum Kauf angeboten. Wer zahlen konnte, griff zu. In späteren Jahren wurden die Preise zwar angehoben, aber man konnte noch zu erschwinglichen Preisen kaufen.

1954 erfolgte der zweite Bauabschnitt, auch mit acht Doppelhäusern und 32 Wohnungen. Hier war das „Ev. Hilfswerk" der Bauträger. Die Belegung erfolgte wie beim ersten Bauabschnitt, und auch hier wurde Eigenleistung groß geschrieben. Fünf der Doppelhäuser wurden am Finkenweg (jetzt Zeisigweg) und drei am Drosselweg gebaut.

Die Bebauung der noch freien fünf Grundstücke am Drosselweg erfolgte 1956, Trägergesellschaft war die „Aachener Gemeinnützige".

Damit war die Siedlung komplett. Sie ging bis zur Duisburger Straße. Es wurde eine schmucke Siedlung.

Es dauerte noch einige Jahre, bis die Stichstraßen fest angelegt wurden. Nach der Kanalisierung wurde der ehemalige Graben, der parallel zur Johann-Peter-Melchior-Straße verlief, verrohrt, und es entstand eine schöne Grünanlage mit dem 'roten Weg', auch 'Hundeweg' genannt.

Die Häuser waren bezogen: Jetzt hieß es, das viele Jahre brachliegende Land, was keineswegs in

Eines der neuen Doppelhäuser an der Ecke Johann-Peter-Melchior-Straße / Rotkehlchenweg

einem guten Zustand war, in Gartenland zu verwandeln. Das kostete harte Arbeit! Quecken und Schachtelhalm waren reichlich vorhanden und mußten systematisch entfernt werden.

Dann wurde im Garten 'gebrasselt' und gewetteifert. Jeder hatte den Ehrgeiz, den schönsten Garten zu besitzen. Es wurde alles angebaut. Von 'Dicken Bohnen', Kartoffeln und Gemüse aller Art angefangen bis zu den Blumen. Über den Gartenzaun wurden Stauden getauscht und es wurde geäugt, was und wann geerntet wurde.

Wann waren die ersten Kartoffeln gut? Wieviel Tomaten waren am Strauch? Man war stolz über jeden Erfolg. Es wurden 'Tonnen' geerntet!

Dazu kam noch die Kleintierzucht, die sich nicht nur auf Hühner und Kaninchen beschränkte. Vereinzelt wurde auch ein Schwein gehalten. Einen Imker hatten wir auch unter den Siedlern, es verirrte sich auch schon mal ein Schwarm Bienen in die Nachbarschaft! Natürlich fehlten auch die Taubenfreunde nicht.

Doch von dieser ländlichen Idylle ist nicht mehr allzuviel übriggeblieben! Durch Um-, An- und Neubauten ist kaum noch Platz für einen Nutzgarten vorhanden, das meiste ist verlorengegangen.

Was in unserer Siedlung aber geblieben ist - unsere Blumengärten!

Doch was es sonst noch gibt in unserer Siedlung, sagt nachfolgendes Gedicht aus, das eine Siedlerin der ersten Stunde schrieb:

Kleintierhaltung war für jeden Siedler vorgeschrieben. Hühner gab es hinter jedem Haus

Straßenfest zum 40jährigen Bestehen der Siedlergemeinschaft Lintorf am 2. 9. 1990

Unsere Siedlung!

Wir leben hier schon viele Jahr' -
das liebend gern, was
sonnenklar!
Die Kinder wurden hier geboren
und groß
und - es war immer etwas los!
Wie auf Bildern noch zu sehen -
ist so allerhand geschehen.
Teils kahles Feld, teils
Bauernland;
es wurde viel getan durch Siedlerhand.
Der größte Stolz des Siedlers ist
der Garten -
man kann das Frühjahr nicht
erwarten!
Dann geht es raus in die Natur,
es wird gepflanzt, gehackt,
gejätet nur.
Ob Nutzgarten oder die Blumenpracht,
alles wird auf Vordermann
gebracht.

Der Erfolg ist unser schönster
Lohn,
trotz Blattläus', Schnecken usw.
- was macht das schon?
Trotz Hagelschlag und Trockenheit,
wir verbringen hier die meiste -
und die schönste Zeit!
Und dann so'n Schwätzchen
über'n Gartenzaun,
immer gibt's ein Thema - immer
was zu schaun!

Und was wir sonst noch all erleben hier und heute -
ja, da staunt ihr wohl, ihr Leute!
Angefangen vom ersten Hahnenschrei,
Vogelgezwitscher, Wildtaubengegurr, Elsterngezeter -
immer sind wir dabei!
Nicht zu vergessen, spät am
Abend das Gebell der Hunde und
die Katzenmusik in der Nacht -
dies ist noch nicht alles - das
wär' doch gelacht!
Da darf man die 'Motorisierten'
nicht vergessen,
die manchmal auf's Rasen ganz
versessen.
Das wünschen wir uns in der
Siedlung sehr,
daß da etwas zu ändern wär!
Aber trotz der angeführten 'Kleinigkeiten' hier am Ort -
hier in unserer Siedlung ist es
schön - hier kriegt uns
freiwillig keiner fort !!!

(Verfaßt anläßlich des Straßenfestes am 2. September 1990 zum 40-jährigen Bestehen der Siedlergemeinschaft Lintorf des Deutschen Siedlerbundes.)

Irmgard Wisniewski

In den 50er Jahren hatten natürlich fast alle Bewohner der Siedlung an der Johann-Peter-Melchior-Straße Kaninchen oder Hühner im Garten. Doch auch von den heutigen Bewohnern der zweiten Generation hält sich der eine oder andere eine kleine Hühnerschar. Ein ganz frisches, salmonellenfreies Ei zum Frühstück, das schätzt man eben! Wie es einem Nachbarn vor einiger Zeit bei der Nachzucht neuer Hennen erging, erfahren wir aus dem folgenden Gedicht in Lintorfer Mundart:

De Hahn

Vonn de Mamm als Erve üwernohme,
so iss uns Nohber an de Hönner jekohme.
Weede de Eier wennijer,
mössen noie Hönner her.
Doch de Juppi iss nit dumm,
kickt sich noch en Kluck schon um.

En Kluck wu-ed jefonge, tom Jlöck,
et wu-eden Eier ongerjeleit - siewe Stöck.
Doch de Erfolg wor eher jering,
üwrig bliev e uselich Ding.
Dat wu-ed janz staaz, bloss de Kamm wat kle-in,
dat konnt doch mer e Hönnche se-in.

De Irrtum, de ko-em bold erut,
weil jo e Hu-en nit kri-ene tut!
De Nohbere wongere sich sehr,
wo ko-eme denn die Töne her?
Toi-esch noch heisere Klänge,
weit entfernt von Hahnjesänge.

Doch verflixt, et wu-ed immer lauter,
onn de Nohbere woren nit erbauter!
Wat donn mit dem Dier nu bloss -
jingen de Üverlejunge los.
Denn et jing nit an,
dat he landet in de Pann.

He sollt in Freiheit lewe,
am beste onger Hönner bei e nem Buer,
doch die sind in Lengtörp knapp,
et jöft e paar he nur.
Dat Su-eke hatt Erfolg - an de "Oberste Mühl"
fand he endlich e Asyl.

Onn wenn he nitt jestorve iss bis jetzt,
he hütt noch am Dickelsbach römwetzt.

Irmgard Wisniewski
(Mönkesmoht gemakt von Maria Molitor)

Nachtrag

Recherchen haben nun ergeben,
der Hahn, der ist nicht mehr am leben!
Geriet vor kurzem unter zornige Glucken,
tut sich nun die Erde von unten angucken.
Doch wie auf dem Foto wir erleben,
es hat ein Nachspiel noch gegeben:
er planzte sich fort in dem "jungen Gemüse",
das jetzt fröhlich hüpft über Stein und Wiese!

Hahneköppe

Et wor em Kri-eg, nünktienhongerteinonvietzig, minne Mann wor en Rußland on et jing us schmal dorch de Rebbe.

Do seit die Tant: „Du kanns dech am Samsdag e Hähnche hole, och watt, du kress ne fette Hahn". Dat wor en Freud för die Kenger on för mech. Die paar Jrämmkes Flesch von de Fleischkaat woren schnell op, et jof jo för Sonndag ne fette Hahn.

Ech fuhr Samsdag met em Rad nach de Tant. „Tag Tant, ech wollt de versprokene Hahn hole".

„Wenn du de Hahn han wells, dann mots du de selver fange on köppe, ech han ken Tied doför, ech mot noch de Ferkes fuhre on de Küh versorje."

„Aver dat kann ech doch nit, ech han suwat doch noch nie jedonn."

„Dat mots du könne, all de Burefraue könne dat. Ech kann dech sare, wie dat jemäckt wüd. Du jeiß de witte Hahn en en Eck, dann schmittste dech drop, on dann packste en an de Been. Dann schwenkste en e paarmol dorch de Loft, dann esse beduselt on bewegt sech nit mi-eh. Dann leiste en op der Klotz on däs en köppe, su eenfach es dat."

„Aver ech kann et nit, mak du dat doch."

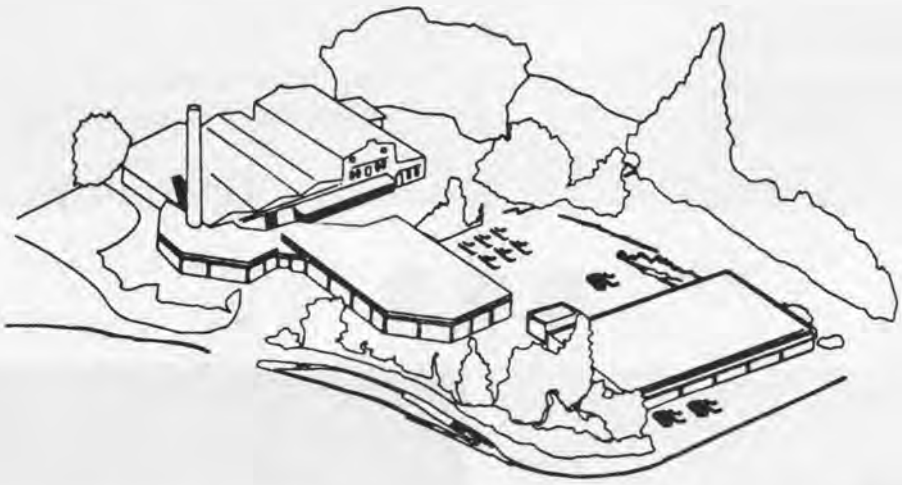
„Nee, ech han kenn Tied, wenn de dat nit kanns, dann kreste en nit."

On se jing fott. Do stong ech nu, entweder de Hahn köppe oder Honger liede. Do hann ech mech e Hetz jepackt on de Hahn jefange on jedonn wie de Tant jeseit hätt. Als de Hahn jeköppt wor flog dat Dier ohne Kopp en de Loft, üver et Schobbesdaak. Dat wor tevöll för mech, ne witte Hahn, ne bluderiche Hals, on ohne Kopp. Ech merkden, wie et mech schwumelig wud on schwatt on jrieß för de Oge, dann ben ech ömjekippt. Ech kom i-esch tou mech, als de Tant mech en Schepp kault Water üver der Kopp jeschött hätt.

„Maria, watt hässe jemackt?"

„De Hahn es fott, ohne Kopp eß he fottjeflore." „De es nitt fott, de leht op em Schobbesdaak, hol de Ledder on dann hölste en eronger." Dat hann ech och noch jedonn, on dann met dem Dier nach Hus. Ech kann et jeruppt, jeflämmt on utjenohme. Am Sonndagmorje hann ech de Hahn jebro-ede, et rook su lecker dorch et Hus, aver ech konnt nix dovon ete. Dat wor de i-eschte on de letzte Hahn, de ech jeköppt hann. Wat mer nit alles könne mot, wenn mer alle-in steht on schleite Tiede sind.

Maria Molitor



Ford

Giertz

Ford-Haupthändler

40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74

Telefon 0 21 02 / 2 20 47

Belletristik
nach Ihren Wünschen von uns ausgesucht

Taschenbücher
in breitgefächertem Angebot

Kinder- und Jugendbücher
mit neuen Akzenten

Hobbybücher
für die ganze Familie

Reiseliteratur
rund um die Welt

Kunst- und Bildbände
in individueller Auswahl

Sachbücher
in erweitertem Rahmen

Nachschlagewerke
nach Ihrer Wahl

Kalender
neu im Programm

Beratung
fachkundig und freundlich.

Das alles und noch vieles mehr finden Sie in Ihrer

15 BÜCHER

Altstadt Buchhandlung
Teuwsen & Claus oHG

Lintorfer Straße 15
Telefon 02102/24879
40878 Ratingen City

KOHL
Malerbetrieb

Bitte rufen Sie uns an
Wir beraten Sie gern
☎ (02102) 17293

Krummenweger Straße 173 · 40885 Ratingen
☎ (02102) 17293 · Telefax (02102) 18458

über 35 Jahre

Karl-Heinz Brüster
Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Verkauf und Montage von
Elektro-Wärmespeicheranlagen
Reparaturen aller Art.

40885 Ratingen, Breitscheider Weg 60, Telefon 02102/35751

Kampmann Möbelpolsterei GmbH

Aufarbeitung,
Neubezug sowie Neuanfertigung
von Polstermöbeln
Autopolsterei

Speestraße 37/Ecke Pohlacker · Ratingen-Lintorf
Telefon 31202 privat: Schuur 36822

Obst - Gemüse - Südfrüchte

Der Obstladen in Lintorf
bietet Frische und Qualität

Zur Herbst- und Winterzeit
viele verschiedene Teesorten

Gabriele Reinhardt
Speestraße 24 · Tel.: 32334

WEGA Reisen

Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23-25 - 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/32055
Telefax 02102/32059

hans plogmann

Alles für den gepflegten Tisch

Porzellan – Glas – Keramik

Speestraße 7, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 31372

FENSTER + ROLLADENBAU

BECKER

40885 RATINGEN-LINTORF
BREITSCHEIDER WEG 17
TELEFON 02102/35327
TELEFAX 02102/35881

Fachbetrieb für Rolladen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Nachträgliche Einbauten · Markisen · Jalousien · Roll- und Scherengitter · Fenster und Türen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Elektroantriebe, Sicherungen, Reparaturdienst

Das NÜRNBERGER SICHERHEITSPAKET
für alles was Sie sind, haben, tun und wollen

NÜRNBERGER
VERSICHERUNGEN

Peter Coenen GmbH

40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 31924, Telefax 32924

MUNK **BEDACHUNGEN**

GmbH gegr. 1920

Meisterbetrieb für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik

Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 35059, Fax 36568

SANITÄR UFERKAMP

- Be- und Entwässerungsanlagen
- Wasser-Aufbereitungsanlagen
- WC - Küche - Bad
- Lieferung von Tablettensalz

40885 Ratingen-Lintorf - Tel. 02102/31380
Tiefenbroicher Straße 55

Zigarrenhaus Hamacher

Lotto – Toto – Glücksreisen – Zeitschriften

40885 Ratingen-Lintorf · Konrad-Adenauer-Platz 14
Telefon 33312

Alles aus Holz fertigt für Sie

Karl und Karl Heinz Haafke
Schreinerei - Holzbearbeitung

Lintorf - Rehhecke 5 - Tel.: 17153

Blankstahl

in Abmessungen von ∅ 120 mm bis ∅ 500 mm in allen Stahlsorten
in geschliffener Ausführung.
Bearbeitung von Wellen nach Zeichnung bis 10 m Drehlänge.

HANS ZIMMER
MASCHINENBAU GMBH

Rehhecke 89, 40885 Ratingen-Lintorf, Tel. (02102) 35078/79, Fax (02102) 37555

Marco
die Mode für sportliche Männer

Inh. Gritta Schwartz
Speestraße 28
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/32775

Manteufel & Pooth

Reparatur von
Waschautomaten und Geschirrspülern
aller Fabrikate.

Verkauf preisgünstig direkt ab Lager.

Lintorf, Konrad-Adenauer-Platz 24

Telefon (02102) 34355

Bauknecht Fachhändler / AEG Vertrags-Kundendienst

Damenmoden

Rena

☎ 02102/37443

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

Speestraße 11 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/31578

UHREN:
Technik von heute und morgen im Stil unserer Zeit.
SCHMUCK:
Auserlesene Kostbarkeiten für jeden Geschmack.
GESCHENKE:
Liebenswertes für jede Gelegenheit.
Eigene Werkstatt.

Karl Kronen - Malermeister

Anstrich- und Tapezierarbeiten

Ratingen-Lintorf, Am Potekamp 3, Telefon 02102/34778

REBS-Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 30 60 · Telefax (0 21 02) 93 06 40

Lieferprogramm:
Hand- und automatische Zentralschmieranlagen für Öl und Fett
Ölumlaufschmieranlagen, Öl-Luft-Schmierung
Kontrollgeräte · Armaturen · Rohrleitungen · Montagen

PS PFEIF
KFZ-SERVICE

PS Motorsport
Motor
Fahrwerk
Karosserie

Der Fachmann rund um's Auto!

OPEL GM

OPEL-Vertragswerkstatt
Reparaturen für alle Pkw-Marken
TÜV-Abnahme nach StVZO im Hause
Zechenweg 33
Ratingen-Lintorf
☎ 34235
Fax 31513

SANITÄTS- UND MIEDERFACHGESCHÄFT ORTHOPÄDISCHE WERKSTATT

Heck

Nachf. FRANZ EMSER
Bahnstraße 8a, Ratingen, Ruf 22120

- Lieferant aller Krankenkassen und Behörden
- Orthopädie
  Technik — Bandagen — Maßanfertigung
- Verkauf von Miederwaren der führenden Firmen

WILLI NITSCHE
MALERMEISTER

Thunesweg 14 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/35835

W A L T E R K U N Z E
Gas-, Wasserinstallation und Gasheizungen

Brandsheide 20 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 63 26

Boutique Amourette

Mieder
Wäsche
Bade-Moden

40878 Ratingen-City, Oberstraße 13, Telefon 2 26 49

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Büromöbel · Büropapiere · Hygienepapiere

40878 Ratingen
Düsseldorfer Straße 24,
Telefon (02102) 23081, Telefax (02102) 23026

Filiale Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 35,
Telefon (02102) 34338

Unsere ersten Jahre in Lintorf

Mit einem herzlichen Dank an das Ehepaar Buer möchte ich diese Zeilen beginnen, von dem ich kürzlich die Anregung hierzu erhalten habe. Der äußere Anlaß war die Benennung des an der Drupnas beginnenden Dickelsbach-Weges nach dem Heimatforscher und Begründer der Heimatzeitschrift „Die Quecke", Theo Volmert, mit dem mich wie auch meine vor dreieinhalb Jahren verstorbene Frau manche Interessen verbunden haben. Ich denke an die zahlreichen und durch Volmert immer wieder neu gestalteten Paris-Reisen. Dann waren es vor allem die ortsgeschichtlichen und die darüber hinausgehenden allgemeinhistorischen Aspekte, die uns miteinander verbanden. Dies alles geht zurück über einen Zeitraum von 40 Jahren, wie sie sich im September diesen Jahres 1993 vollenden werden. Wir kamen damals mit unseren 6-, 3- und 2-jährigen Kindern aus dem „Kohlenpott", d.h. aus Duisburg-Beeck, wo die beiden Söhne geboren waren - die Tochter war schon 1947 in Goch geboren worden - und ich mich mit der Bevölkerung in meinem Dienst sehr gut verstanden hatte, was für einen „Zugereisten" nicht so selbstverständlich war. Nun kam der große Wechsel aufs Land, in dessen Verhältnisse wir uns erst einleben mußten. Der große Pfarrgarten hinter dem heute noch wenig veränderten Pfarrhaus am Konrad-Adenauer-Platz war für unsere Kinder ein herrlicher Spielplatz, wie auch die ländliche Atmosphäre uns allen guttat, wenn auch das Dasein als alleiniger Pfarrer (heute sind es evangelischerseits drei Pfarrbezirke) für Lintorf und Angermund nicht immer leicht war. An beiden Orten zusammen hatte ich die völlig unerwartete Zahl von 75 Konfirmanden in einem Jahrgang, und ich hatte doch mit wesentlich kleineren Zahlen gerechnet, mit denen ja auch leichter zu arbeiten ist. Trotzdem denke ich gerade an diese ersten Jahrgänge zurück, die ganz anders als in späteren Jahren noch größtenteils mit erfreulichem Interesse dem Unterricht folgten. Eine Bemerkung des jüngst verstorbenen früheren Lehrers Kroll aus jener ersten Zeit möchte ich hier anfügen: vor 20 Jahren, als er hier an die Schule kam, sei Lintorf noch ein wirkliches Dorf gewesen, während es jetzt (also 1953) leider diesen Charakter weitgehend verloren habe. Wie vielmehr gilt dies in unseren Tagen, also vor der Jahrtausendwende.

Die Pfarrerfamilie Bever im August 1952

Was das Verhältnis der Pfarrer beider Konfessionen zur Politik angeht, so waren wir beide in den verschiedenen Ausschüssen (Wohnung, Soziales, Schule usw.) des Gemeinderates vertreten und hatten dadurch auch viele Kontakte. Parteipolitisch habe ich mich auch bei eindeutigen Auffassungen nicht gebunden, um als alleiniger Pfarrer jedem Gemeindeglied gleich welcher politischen Richtung nahe sein zu können. Ich glaube bis heute, mit dieser Einstellung bestehen zu können.

Was sich auch bis heute bewährt hat, das gute Miteinander der beiden Konfessionen, was früher keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Mit meinem „Confrater" (Mitbruder) Dechant Veiders habe ich mich die ganze folgende Zeit sehr gut verstanden, was sich dann auch auf die Gemeinden auswirkte. Da ich von meiner Schule aus (Hohenzollern - jetzt Görres-Gymnasium in Düsseldorf) fünf Con-Abiturienten hatte, die katholische Geistliche wur-

Konfirmation in Lintorf am 20. März 1955

den, und zu denen ich noch lange gute Beziehungen hatte, hatte und habe ich zur anderen Konfession ein positives Verhältnis und glaube, daß dies gerade in unseren Tagen besonders wichtig ist. Es sagte einmal jemand: andere reden viel von Ökumene, wir handeln entsprechend.

Durch den Schulwechsel unserer Kinder nach Kaiserswerth und

Natürlich mußte der Pfarrer in den Schulen Religionsunterricht erteilen.
Aufnahme vom Februar 1957

Düsseldorf bedingt, gingen manche Beziehungen verloren oder wurden geringer. Mit der Lehrerschaft an der evangelischen Schule wie aber auch an den anderen hiesigen Schulen haben mich immer die gemeinsamen Interessen verbunden, wie beispielsweise mit Friedrich Wagner (später Schulrat in Dortmund), der auch schon 1953 Mitglied des Presbyteriums war und mir somit kirchengemeindlich eng verbunden blieb. Eine recht lebendige Erinnerung habe ich an Rektor Harte, der uns bei dem St.Sebastianus-Schützenfest im August 1954 in das Festzelt führte, das damals an der Stelle des heutigen Hauses Anna stand. Da war die Krummenwegerstraße noch ein Feldweg. Das Klösterchen und der gekreuzigte Christus standen noch einander gegenüber. Die guten Beziehungen zur Schützenbruderschaft sind bis heute geblieben unter dem mir sehr verbunden Schützenchef Hans Lumer.

Ein gutes Verhältnis zur Verwaltung war in jenen ersten Jahren von großer Bedeutung. Bürgermeister Fitzen, Amtsdirektor Vaßen (später Overmans), Amtsbürgermeister Holtschneider, in späteren Jahren Bürgermeister und dann Amtsbürgermeister Edmund Wellenstein, mit dem ich mich heute noch verbunden fühle, seien hier aus meiner Erinnerung genannt.

Ein Zweig der diakonischen Arbeit - und dies gilt für beide Konfessionen - ist die Vor-, Für- und Nachsorge für die große Zahl der Süchtigen, deren Wohl besonders meinen hiesigen Amtsvorgängern Dietrich, Hirsch und Kruse am Herzen lag. Das Männerasyl (auf dem jetzigen Konrad-Adenauer-Platz gelegen), ferner „Bethesda" (jetzt Fliedner-Krankenhaus) von 1901 und das alte „Siloah" von 1879, das ebenfalls zum Krankenhauskomplex gehört, sind noch heute Zeugen solchen Bemühens. Gerne habe ich in der zur Rede stehenden Zeit und auch später noch in der Zeit der Hausväter Peter Kuhn (seine zweite Frau lebt noch im Hunsrück) und Zamponi Vortragsabende für die Alkoholkranken gehalten über die verschiedenen Lebensfragen, die besonders die Suchtkranken angehen. Für beide Seiten waren diese Abende oft sehr anregend.

Eine Fülle von Festschriften (Schützenbruderschaft, Sportvereine, Arbeiterwohlfahrt u.v.a.) erinnert mich an viel Geselligkeit in Lintorf, auch schon in den frühen Jahren, in denen es noch sparsam zuging und man sich über jedes Beisammensein freute. In einer Zeit, in der wir immer mehr voneinander abrücken, weil der einzelne nur noch mit sich selbst und seinen vordergründigen Interessen beschäftigt ist, lohnt sich ein solcher Rückblick umsomehr. Auch wenn die einzelnen Nummern der „Quecke" längst gebunden erschienen sind, können noch vorhandene Einzelhefte mancherlei Erinnerungen wachrufen. Soeben hatte ich das Einzelheft vom Dezember 1953 in der Hand, das ausführlich über die evangelische Gemeinde berichtet und auch sonst Anzeigen usw. enthält, die jene Zeit lebendig werden lassen. Hier möchte ich zwei Ereignisse von 1954 bzw. 1955 erwähnen: die durch den Dickelsbach verursachte Überschwemmung, die bis an die evangelische Kirche und an das Pfarrhaus herankam. Ich kann mich noch gut an den Schrecken erinnern, den wir beim Ausblick auf die sich ausbreitende Wasserwüste hatten. Ich sehe noch unseren Nachbarn Mentzen, wie er in hohen Lederstiefeln durch die Flut watete. Auch der Friedrichskothen (Kindergarten und Wohnung der Küsterfamilie Gelbhardt) stand unter Wasser. An das Gespräch mit Bürgermeister Fitzen kann ich mich erinnern, wie er, falls das Wasser noch höher steigen würde, auf eigene Verantwortung den Eisenbahndamm sprengen lassen würde. Eine weitere Bedrohung Lintorfer Bürger könne er nicht zulassen.

Hochwasser in Lintorf am 15. August 1954, dem Schützenfestsonntag.
Blick aus dem Pfarrhaus auf Friedrichskothen und Beeker Hof

Alt-Lintorf im Januar 1955.
Links das Gebäude des Männerasyls, rechts das evangelische Pfarrhaus.
Im Hintergrund erkennt man die alte Johann-Peter-Melchior-Schule

Eine weitere Katastrophe beschränkte sich auf den Ortskern. In den Stallungen des Männerasyls, in denen Schweine gehalten wurden (so ländlich war Lintorf damals noch!) war Feuer ausgebrochen, das sich mit Windeseile und leider auch bei Wind ausbreitete. Die Funken kamen aus nördlicher Richtung auch zu uns - Kirche und Pfarrhaus - herüber. Man kann sich denken, wie unsere Kinder aus Neugier, aber auch aus Angst diesem Schauspiel zusahen. Wir waren alle in berechtigter Sorge, daß das Feuer auf die andere Straßenseite überspringen könnte. Die Schweine sind im Feuer meist elend umgekommen. Das uns direkt gegenüberliegende alte Männerasyl blieb zum Glück - auch für uns - verschont.

Manches Bemerkenswerte kann man meiner Geschichte der evangelischen Gemeinde Lintorf von 1973 entnehmen und dem Büchlein „Ratinger Erinnerungen, eine Generation erzählt aus ihrem Leben" von Juliane Lepsius-Trendelenburg. Der entsprechende Artikel ab S.112 ist dann auch in der Westdeutschen Zeitung vom 10. Oktober 1984 noch einmal abgedruckt worden. Unsere ersten Jahre in Lintorf werden mir wieder lebendig, wenn ich die Beschreibung des damals grün umrankten Pfarrhauses und des Gartens lese, an dessen Ende ein gelb blühender Rosenstrauch stand (so auch noch 1984), der durch seine Blütenfülle jeden Besucher überraschte und erfreute. Die unmittelbare Nachbarschaft bildete das Speditionsgeschäft Kaiser-Lange (Karrenberg), der Mentzen-Hof, der Friedrichskothen und neben der Kirche das Steingen'sche Grundstück. Gegenüber war das Jüntgen'sche Lebensmittelgeschäft und rechts daneben das Spielwarengeschäft Irlich, die beide einen entsprechenden Anziehungspunkt für unsere Kinder darstellten. So viele sind im Laufe der Jahre aus dieser Nachbarschaft gestorben; aber dabei möchte ich der mit 92 Jahren in einem Ratinger Pflegeheim noch lebenden „Tante Gelbhardt" (Martha, geb. Schöll), meiner langjährigen Küsterin und oft liebevollen Betreuerin unserer Kinder gedenken, wie denn die ganze Familie Gelbhardt uns stets nahe gestanden hat. Ich sehe Frau Gelbhardt noch durch den Pfarrgarten eilen, um von Hand unsere Glocken zu läuten, was ganz anders klang als später das elektrisch betriebene Geläut. Damals lebte auch noch der Opa Bohns, der innerlich immer noch sehr am Küsteramt beteiligt war, das einst seine Frau innegehabt hatte.

Wenn ich von unseren Glocken erzähle, fällt mir eine lustige Begebenheit ein, die sich Ende der 50iger Jahre abgespielt haben mag. Ich machte am frühen Nachmittag einen Hausbesuch bei einem unserer Gemeindemitglieder und hatte in der Unterhaltung völlig vergessen, daß am gleichen Nachmittag eine Trauung in der Kirche stattfinden sollte. Das Brautpaar und die Hochzeitsgäste warteten zwar noch geduldig, doch meine Frau wurde zunehmend nervöser, denn der Pfarrer, der ließ sich immer noch nicht sehen. Schließlich hatte meine Frau eine gute Idee: sie läutete die Kirchenglocken! Als ich hörte, daß unsere Glocken zu solch ungewöhnlicher Zeit zur Kirche riefen, verstand ich sofort, daß nur ich gemeint sein konnte und eilte heimwärts.

Unsere Kinder wurden oft freundlich betreut von dem gegenüber wohnenden Ehepaar Wüst - die Insassen des Männerasyls habe ich in den ersten Jahren mit Andachten versorgt - und dem Hauselternpaar Kuhn in Siloah. Traurig waren wir, als der baulich reich gegliederte Hof Hinüber abgerissen wurde. Er hätte gut ein Heimatmuseum abgeben können. Das Fachwerkhaus, in dem die über hundertjährige Oma Allmacher wohnte, und das Schulgebäude von 1926 sowie das Pfarrhaus von Dechant Veiders sind den Älteren unter uns in lebendiger Erinnerung. Das Klösterchen der „Armen Dienstmägde Christi"

Goldhochzeit des Ehepaares Hülsbergen
im Sommer 1954

an der Krummenwegerstraße zeugte von einer Dienst- und Hilfsbereitschaft, die heute nur noch selten zu finden ist. Eine Mutter, die ganz im Dienst an ihrer Familie und den Kindern aufgeht, wird heute bespöttelt. Daß ein solcher Mensch sich in solchem Tun erst wahrhaft „verwirklicht", wie man heute so anspruchsvoll zu sagen pflegt, wird gerne vergessen.

Im einstigen Saal der Wirtschaft Walter Mentzen fand unsere Einführung statt - wie bescheiden war dieser Saal gestaltet! - und kurze Zeit darauf Anfang 1954 die 100-Jahrfeier unserer Gemeinde.

An meinem 80. Geburtstag (30.11.1992) hat Friedrich Wagner sehr treffend die damalige schwierige Lage der evangelischen Gemeinde gekennzeichnet, beginnend mit der vorhergehenden Pfarrerwahl, und nicht zuletzt die finanziellen Schwierigkeiten, von denen heute nur noch wenige wissen. Für eine Familie mit drei Kindern war es keine leichte Zeit. Dazu kam aber die Erwartungshaltung der Gemeinde gegenüber der Pfarrfamilie, vor allem gegenüber den Kindern, die dies an meinem Geburtstag auch öffentlich zum Ausdruck gebracht haben. „Pastors Kinder" mußten eben immer nett und freundlich zu allen sein, durften nicht zanken und hatten von dem, was sie besaßen, notfalls auch an andere Kinder abzugeben. Trotzdem ist die Überschrift über meinem vorerwähnten Artikel in der WZ „Rückblick in Dankbarkeit auch für schwere Zeiten" nicht unberechtigt. Von daher können wir als einzelne und als Gemeinschaft das Motto des Stuttgarter Kirchentages von 1952 auch für die Gegenwart mit der Fülle ihrer unbewältigten Probleme gelten lassen: „Wir sind getrost."

Pfr. i.R. Wilfried Bever

In Lintorf ißt man Lintorfer Brot

Sozialarbeit im alten Angerland

Wenn Schwester Annemarie durch die Straßen Lintorfs geht, wird sie von vielen Mitbürgerinnen und Mitbürgern vor allem der mittleren und älteren Generation freundlich gegrüßt. Oft muß sie stehenbleiben, und es wird erzählt von früheren Zeiten, als Lintorf noch ein Dorf war. Fast dreißig Jahre war Annemarie Militz als Sozialarbeiterin oder, wie man früher sagte, als Fürsorgerin in Lintorf und dem ganzen Angerland tätig. Im Jahre 1971 konnte sie ihr 25-jähriges Ortsjubiläum und gleichzeitig 40-jähriges Dienstjubiläum feiern, da sie schon vor und während des Krieges in ihrer Heimatstadt Stettin als Fürsorgerin gearbeitet hatte. Die Rheinische Post schrieb damals: „Mit unermüdlichem Eifer nahm sich Schwester Annemarie jeder Art von Notstand an und suchte Mittel und Wege der Abhilfe. Ihre von sozialem Empfinden und Handeln geprägte Persönlichkeit erwarb schnell das Vertrauen der Menschen, die ihr begegneten. Manch ein Gespräch ließ Verzweifelte wieder Mut fassen, manches Elend ließ sich zum Erträglichen wenden."

Vor kurzem konnte sie ihren 85. Geburtstag feiern, im Kreise vieler Freunde, versteht sich. Auch heute noch engagiert sie sich im sozialen Bereich, sei es in dem Bemühen, mit dem Förderkreis im ehemaligen Rathaus in Lintorf eine Tagespflegestätte für ältere Menschen einzurichten, als Schriftführerin bei der Senioren-Union oder bei der Betreuung älterer Mitbürgerinnen, die nicht mehr so rüstig und leistungsfähig sind wie sie selbst. Schon kurz nach der Gründung trat sie dem Lintorfer Heimatverein bei und ist eine eifrige und interessierte Besucherin der Fahrten und Veranstaltungen des Vereins. Heute hat sie für die „Quecke" ihre Erinnerungen an ihre frühere Tätigkeit im alten Angerland aufgezeichnet:

Gehen wir mit unseren Erinnerungen fast 50 Jahre zurück! Der Krieg war zu Ende, aber was hatte er uns hinterlassen? Zerstörte Städte, Dörfer und Landschaften, Hunger, Elend, Mutlosigkeit, Armut, ein Heer von Vertriebenen und Flüchtlingen aus den Ostgebieten, Ausgebombte, Arbeitslose und große Wohnungsnot.

Mit den vielen aus der Bahn geworfenen Menschen kam auch ich nach Lintorf ins Angerland, wohl gerufen und willkommen, denn jede Kraft, jeder Einsatz, sie wurden gebraucht, um den Ärmsten beizustehen. Erfahrung in der Sozialarbeit besaß ich ja bereits, hatte ich doch schon 14 Jahre als Fürsorgerin bei der Stadtverwaltung meiner Heimatstadt Stettin gearbeitet. Schwester Monika, noch vielen Lintorfern gut bekannt, war schon jahrelang im Angerland tätig, nun stand sie Riesenaufgaben gegenüber und war froh, Hilfe zu bekommen. Wir waren Mitarbeiter des Kreisgesundheitsamtes Düsseldorf-Mettmann. Die Nebenstelle des Gesundheitsamtes für das Angerland befand sich zunächst in der alten katholischen Schule an der Speestraße, die später wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. An ihrer Stelle steht das heutige Rathaus. Nach dem Abriß der Schule verlegte man die Räume des Gesundheitsamtes in das Gebäude der alten „Kaiserlichen Post" an der Angermunder Straße, in dem sich heute die Polizeiwache befindet. Ihr endgültiges Domizil fand die Nebenstelle dann in einem der Hochhäuser am Potekamp.

Schwester Annemarie Militz (links) und Schwester Monika Henning im Jahre 1953

Als ich 1946 nach Lintorf kam, befanden sich die Räume des Gesundheitsamtes im Souterrain der alten Schule und sie waren stark durch Bomben beschädigt worden. Ein Kanonenofen, dessen Pfeife zum Fenster hinausführte, wärmte uns notdürftig. Da ich selbst noch keine Bleibe hatte, zog ich mit meiner Habe, die nur aus einem Rucksack bestand, dort ein, schlief auf der Untersuchungsliege mit Bettzeug, das mir freundliche Menschen überlassen hatten. Die nette Hausmeisterfamilie Raspel lieh mir eine Waschschüssel, Wasser mußte oben aus dem Haus geholt werden. Morgens, bevor der ärztliche Dienst und der Sozialdienst begannen, mußten alle nächtlichen Spuren getilgt sein. Dies ging nun einige Wochen so, bis ich zwei möblierte Zimmer bei der Familie Hansen zugeteilt bekam. Es waren so gute und liebe Wirtsleute, daß ich bis heute mit ihnen in Freundschaft verbunden bin. Ich war zwar kein Neuling, was die Arbeit anbetraf, aber es war im Rheinland doch manches anders und erforderte Umstellung und Einfühlung. Da die Zusammenarbeit mit meiner Kollegin von Harmonie getragen war, gelang das Miteinander bestens, und zwar über einige Jahrzehnte hin. So haben wir den großen Bezirk des alten Angerlandes mit seinen sechs Gemeinden Lintorf, Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt, Angermund und Wittlaer zu Fuß und mit dem Fahrrad betreut, bei Wind und Wetter. Auch mit den Amtsärzten hatten wir immer ein gutes Einvernehmen, so daß es

Schwester Annemarie (links am Tisch) assistiert der Amtsärztin, Frau Dr. Giese, bei einer Reihenimpfung *(Aufnahme: 1953)*

schöne erfüllte Jahre wurden, über die ich nun etwas eingehender berichten möchte.

Was gehörte denn alles zu unserem Aufgabenbereich? Deutschland hatte schon vor dem zweiten Weltkrieg eine hohe Säuglingssterblichkeit. Da mußte etwas geschehen. Es wurden Mütterberatungsstellen eingerichtet, in denen Mütter ihre Säuglinge vorstellen konnten und in denen sie ärztlich und sozial beraten wurden. Die Bekämpfung der Rachitis war vordringlich und hat sich schließlich segensreich ausgewirkt. Mütter erschienen in Scharen und tauschten sich auch untereinander aus. Bald kamen die Schutzimpfungen hinzu, welche die Infektionskrankheiten Masern, Scharlach und Keuchhusten, besonders aber die so tückische Kinderlähmung weitgehend zum Erliegen brachten oder doch wesentlich milderten. Die Pokkenimpfung konnte in Deutschland sogar später ganz eingestellt werden, weil die Krankheit fast überwunden war.

Dann wurden die regelmäßigen Schuluntersuchungen für Schulneulinge eingeführt. Manch ein Frühschaden, eine Haltungsschwäche oder eine Sehschwäche wurden erkannt, und man konnte rechtzeitig Abhilfe schaffen. Für die Entlaßschüler gab es noch einmal eine ärztliche Untersuchung, ehe sie in Ausbildung und Beruf gingen. Die Berufsberatung versuchte so, die körperliche Eignung der jungen Leute zu erkennen und ihnen Wege zum rechten Beruf zu weisen. Die schlimme Nachkriegszeit hatte durch Unterernährung manches Kind geschädigt, so daß die einsetzende Erholungsfürsorge ein Segen wurde. Kinder wurden aufgepäppelt, und bei Aufenthalten an der See und im Gebirge wuchsen neue Kräfte.

Übrigens nicht nur die Kinder, auch die vielgeplagten Mütter hatten oft eine Ausspannung dringend nötig. Dankbar erinnern wir uns an das Müttergenesungswerk. Auch die Tuberkulose hatte sich durch Unterernährung und die allgemeine Not stark verbreitet. Hier ist sehr viel getan worden, so daß sie als Volkskrankheit keine Rolle mehr spielt. Nach dem Krieg und der Vertreibung unserer Landsleute aus den Ostgebieten stellten sich mit dem Flüchtlingsstrom neue Aufgaben. Armut, Unterernährung, Krankheit, Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und seelische Nöte kamen wie eine Lawine auf uns zu. Wie konnten sie gemeistert werden? Die aus Heimat, Besitz und Geborgenheit gerissenen Menschen, ihnen mußte geholfen werden, eine gigantische Aufgabe. Aber da alle mitmachten, auch die Betroffenen selbst, ist es gelungen, Menschen einzugliedern, ihnen eine Existenz und eine Wohnung zu beschaffen, ihnen Mut zu machen und ein blühendes Land zu schaffen.

Natürlich blieben auch negative Dinge nicht aus. Kinder der hart arbeitenden Eltern waren sich oft selbst überlassen, manch eines kam so auf die schiefe Bahn. Mit dem beginnenden Wohlstand setzte auch der Alkoholmißbrauch ein. Kinder und Frauen waren die Leidtragenden. Manche Ehe ging zu Bruch.

Alle diese Probleme waren Aufgabe und Herausforderung für uns in der Sozialarbeit Tätige. Wer

Schwester Annemarie an ihrem Schreibtisch Anfang der 60er Jahre

kann ermessen, welch ein Einsatz der Kräfte nötig war, Not zu lindern, vor Schaden zu bewahren und Gestrauchelte auf einen guten Weg zu bringen.

Später kamen dann auch noch andere Probleme hinzu. Unser Volk ist ein überaltertes Volk. Medizin, Umwelt und Wohlstand lassen die Menschen immer älter werden. Damit nimmt aber auch die Zahl der pflegebedürftigen alten Menschen zu, ein Problem, das von der Familie allein oft nicht mehr aufgefangen werden kann. So muß der Staat eintreten, die Kosten wachsen ins Riesenhafte. Wir erleben zur Zeit, wie darum gerungen wird, diese Lasten auf viele Schultern zu verteilen. Hinzu kommt, daß das wiedervereinte Deutschland uns vor neue Herausforderungen stellt, die wir lösen müssen und werden. Jugendkriminalität, Drogenmißbrauch und Aids sind Zwänge, die alle sozialen Kräfte aufrufen zum Einsatz. Wir können dankbar sein, in einem so schönen, geordneten Land zu leben, wir wollen es weiter aufbauen und nicht zerstören.

Wie verlief denn nun so ein Arbeitstag einer Fürsorgerin in

Schwester Annemarie mit dem „Dienstfahrrad" vor der Nebenstelle des Gesundheitsamtes am Potekamp

den 50er Jahren? Am Vormittag war Sprechstunde im Gesundheitsamt, zusammen mit dem ärztlichen Dienst. Wieviele Anliegen wurden da stets an uns herangetragen! Wir waren zu zweit, Schwester Monika und ich. Der Nachmittag und der Abend blieben für die zahlreichen Hausbesuche in unserem sehr großen Bezirk. Das alte Angerland bestand, wie gesagt, aus sechs Gemeinden, Sitz der Verwaltung war das Rathaus in Lintorf. Neben den Füßen war das Fahrrad lange unsere einzige Fortbewegungsmöglichkeit. Ich erinnere mich, daß ich in den ersten Jahren im Herbst und Winter einen warmen Mantel aus Armeestoff trug, den ich von innen eigens verstärkt hatte, weil die Sitzfläche durchzuscheuern drohte. Als die Buslinie „Liesenfeld" eingerichtet wurde, war das eine große Hilfe für uns. Aber von der Endhaltestelle bis zum letzten Haus unserer Klienten war oft noch eine Stunde Fußweg zurückzulegen. Aber wir waren gesund, sehr engagiert und mit Freude dabei,Hilfe zu leisten, wo wir gebraucht wurden. Wieviele gute Kontakte sind geblieben! Aus den damaligen Säuglingen sind tüchtige Frauen und gestandene Männer geworden, längst mit eigenen Familien. Wir erinnern uns gern der gemeinsam durchstandenen Zeiten.

Dies waren stichwortartige Aufzeichnungen einer Sozialarbeiterin, die auf eine fast fünfzigjährige Berufsarbeit zurückblicken kann und darin die Erfüllung ihres Lebens gefunden hat.

Schwester Annemarie Militz

Doktor ohne Dr.

Ech ben dre-isprokich opjewaaße: met Hochdütsch, Düsseldörper Platt on Hötter Platt.

Dor Vatter had döckes jeseit, ech könnt dre-i Sproke spreke: Domm, Dusselech on Quatsch!

Hütt will ech et emol met en vi-ete Sprok versüke: met Lengtörper Platt. Wenn ech och i-esch nüngtienhongertvi-eronfoffzich no Lengtörp jekome ben, so hann ech dennoch jett van dr hiesije Sprok metjekräje. E-ine van denn bekannteste Düsseldörper Plattschri-ewer is dor Döres Lücker, on et stört ke-ine Deuwel, datt de ut Krefeld kömmt.

Ech will öch vertelle, watt mech en denn i-eschte Dach passiert is, bevür ech minn Zahnarztpraxis opejemackt hann.

Hütt, wo ech et Arbe-ide nitt mi-e nüdich hann, kann ech jo och kein Reklame mi-e för mech make on dodorch mi-e verdiene.

Awer de Intimitäte von minn Patiente mott ech em Koffer lote; et jövt jo noch sojett wie en Schweijepflicht.

Als ech en Lengtörp anjefange hann, do wor ech ne janz arme Heusch. Desweje hann ech de Renovi-erong on de Astriekerei selwer jemackt. Tapeziere, Anstrieke, Schuhnbesohle on sonne Krom, do hadde mer tohuus keine Handwerker för nüdich. Jo, on do sot ech, anjedonn met e aul Hemb on en dreckije Hölpebox meden en minn zokönftich Sprechzemmer on wor Schlitzkes en de Wangk am kloppe, öm do späder die Dröht för de elektrische Leitonge erinn te leje. Jeder, de we-it, wie die aule Lengtörper Hüser jebaut wode sind, de kann sech vürstelle, wie ech utsoch. De Wäng woren jo all met Lengtörper Sank on met Strüh verputzt. Wenn de do ne Neil rinjehaue häss, dann konnste nix mi-e kicke vör Stoff on Dreck.

On wie ech do so vör mech hin am krose wor: met e-inmol schellt dat. Ech opjestange, die dreckije Plute avjekloppt, dat Fenster opejemackt, domet ech och widder watt kieke konnt, on dann ben ech an de Dür jejange. Butte stond ne staaze Keel met ne jriese Anzoch an. De soch ut wie ne Schofför oder ne Batler - oder wie die Keels he-iße, die de rieke Lütt dr Hengerschde nodrare -. On dann seit de Mann för mech : „Ich möchte gern den Herrn Doktor

sprechen." Ech woßt i-esch met de Keel nix antefange, awer dann wor plötzlich de Jrosche jefalle: dat wor de Jeme-indedi-ener! De stong av on an op de Kreuzong am Brettscheeder Wech, öm de nö-ieste Nohrichte bekannt te make. He hadden immer en jrute Schell, domet diet he i-esch döchtich bimmele, on dann jing dat loss: „Der Bürgermeister gibt bekannt.....!"

Wenn he völl ze kamelle hadde, dann hätt he och, jrad wi-e sonne richtije Vollblutpolitiker, sinn Litane-i von ne Fuschzeddel avjelese. Am Eng kom dann noch e-imol: „Der Bürgermeister!"

Jo, on de Jeme-indedi-ener stong för minn Dür on wollt dr Dokter spreke. Ech hann jeseit: „Bitte kommen Se rein. Aber entschuldijen Se bitte, es ist nicht aufgeräumt. Worum geht es denn?"

„Das darf ich nur dem Herrn Doktor saren", hätt he mech freundlich te verstonn jejewe. Dodrop hann ech jeseit: „Ich bin der Beutling, watt kann ich für Sie tun?"

Ech wor janz opjerecht, dat hädd jo minne i-eschte Patient sinn könne. Ech hatt die Lütt jo nüdich. So ne Mond wor schnell eröm, on dann moßt ech jo widder hongert Mark Mi-et latze. Öm de Tiet wor dat ne Hoope Jeld.

Awer et wor nix! De hadde kenn Tankping!

„Sie können nix für mich tun, ich muß den Herrn Doktor persönlich sprechen!" seiden de Jeme-indedi-ener. Ech hann vör de Keel jeseit: „Ich bin der Zahnarzt, nun saren Sie mir doch endlich, was Sie von mir wollen!" - „Du kanns sinn, wer de wells!" hätt mech do de Keel anjebröllt, „hol mech dr Dokter her on dann jank an dinn Arbeet!"

Mech bli-ew nix angisch ü-ewer, ech hann de Mann anet Schlawittche jekräje, ben met demm vör de Dür jejange on hann em op dat Schild lu-ere lote. „Kiek do drop", hann ech jeseit, „nu weißte, we ech ben!" Dann ben ech widder met em erinjejange, hann e kle-in Fläschke Schabau on en Zijar ut em Schränkske jeholt, on hann em e-ine enjeschött. Awer he wollte kenne Schabau, hätt he jeseit, he wör em Dienst. Ob he die Zijar jenome hätt, we-it ech net mi-e.

On dann hann ech dem Mann hoorkle-in usenangerposementiert, wie dat jekome is, datt ech Zahnarzt ben, awer kenne Doktor. He wollt nit tohüre, he wor stocksuer! Ech sollt dr Doktor hole on domet basta, hätt he immer widder jeseit. On watt he dem tesare hätt, dat jing mech nix an!

Awer dann wor he et met e-imol satt. He is opjespronge on hätt jeschängt: „Jetz es mech alles drietejal! Dr Dokter soll hütt owend nom Börjerme-ister Fitzen ku-eme." On dann is he avjehaue. Ech wor met de Nerwe fedich! Awer de Mann wor och am Eng!

Ech mot do wat verki-et jemackt hann! Secher hann ech so völl jequatscht, datt he noher so dorchenander wor. Ut de Gruetstadt on met fönnefontwentich Johr hatt ech jo kenn Ahnong, wie mer met Lütt vam Burelank ömtejonn hätt. On dann noch die dreckije Plute! Ech soch jo nu wirklich nit ut wie ne Arzt. Ech hann dann i-esch emol dat Schnäpske widder vörsechtich en die Fläsch renjeschött; dat konnt ech jo noch för en angere Jelejenhe-it bruke. Donoh ben ech en mi-e Labörke jejange, hann mech ne Muckefuck opjeschött on et Ete opjewärmt.

Be-im Meddachete hann ech dann dat janze Spell noch e-imol revüpassiere lote. Wenn ech denn Lütt sach: „Ech ben kenne Dokter", dann jonnt die widder on vertelle tehuus: „Dat es jo kenne Zahnarzt, do bruckt ihr janit i-esch hentejonn."

Wenn e-iner em witte Ki-edel arbe-ide deet, dann es dat ne Dokter ueder ne Aanstrieker. On wenn e-iner met aule dreckije Brocke ankütt, dann es dat ne Arbe-ider.

Wenn ech met all die Lütt, die mech met „Dokter" anrede, so Jedöns mak, dann köm ech jo janit mi-e tom Arbe-ide. Die Tiet könne mech doch de Krankenkasse nitt betale!

On do hann ech beschlo-ete: Lott die Lütt mech ankalle, wie se wolle! Ob se „Dokter" sare oder sons jett, dat es mech ejal!

On so hann ech dat och sechsondressich Johr lang jehaule. Zweschendorch hann ech mol überleit, ob ech mech be-i dem schüne Konsul Weyer ne Dokter kaupe sollt, awer min Frau wor dojeje. „Wir hannt och so us Utku-eme!" hätt je jeseit, „dat fehlt jrad noch, datt de för sonne Blemm ne Hoope Jeld rutschmie-ete dees!"

Do hann ech mech met dem Manko avjefonge.

Awer e-imol wollt mech eene op de Schöpp nehme, dat wor selwer ne Dokter. De kom eren on seit: „Tach, Herr Dokter!" Ech kick de janz ihrförchtich an on sach: „Tach, Herr Professor!"

Do seit de för mech: „Ich bin kein Professor!"

Do hann ech jeseit: „Ech benn och kenne Dokter!"

Werner Beutling

(Mönkesmoht gemakt von Maria Molitor)

Allgemeiner Chor

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Ludwig Tieck

Kosmische Figurationen

Zu den Bildern von Inge Dropmann

Die Art, die Welt zu betrachten, ihr Elemente zu entnehmen, um sie auf einem Bildträger visuell zu bannen und dem Beschauer sichtbar zu machen, hat sich im Laufe der Epochen immer mehr den inneren Bereichen des Lebens zugewandt.

Schon Paul Klee definierte 1920: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar."

Durch die Entwicklung und Erforschung der Psychoanalyse kam dem Unbewußten in wachsendem Maße hohe Bedeutung zu.

Die Künstler bemächtigten sich der Mythen und Legenden. Visionen bereiteten das Feld der Malerei, auf dem schließlich psychische Bezüge und Verbindungen neue ästhetische Wertungen nach sich zogen. Die Bemühungen in der Kunst gehen heute weitgehend dahin, die unwägbare Welt des Irrationalen im menschlichen Zwischenreich sichtbar und damit bewußt zu machen.

Aus diesem Spannungsfeld heraus, das die Realität des Seelischen freisetzt, sind vor allem die neueren Arbeiten der Künstlerin Inge Dropmann erwachsen.

Die Künstlerin wurde 1941 in Dresden geboren und lebt seit 1948 in Westdeutschland. An der TH Aachen schloß sie ein Studium als Lebensmittelchemikerin ab.

1975 zog sie nach Ratingen-Eggerscheidt, wo sie auch heute noch lebt. Nach einem mehrjährigen Studium der Aquarell- und Pastellmalerei an der Volkshochschule absolvierte sie ein Gaststudium im Fachbereich Kunst an der Universität Essen, Folkwangschule.

Seit 1979 arbeitet sie freischaffend mit einer regen Ausstellungstätigkeit.

1988/89 war sie Dozentin für Aquarellmalerei beim Katholischen Familienbildungswerk in Ratingen.

Das Entstehen eines Bildes wird für Inge Dropmann zum faszinierenden Erlebnis. Ausführung und Detail sind der Phantasie anheim gegeben, die im Fortschreiten des Malgeschehens immer neuen Form- und Farbspielen Leben gibt.

Das bedeutet bei der Künstlerin aber keineswegs eine völlige Absage vom Gegenständlichen, vielmehr dienen oft konkrete Objekte zur Verdeutlichung der inneren Erlebniszone.

Schon in den älteren Landschaftsbildern, wie „Spiel des Lichtes" erkennt man, daß die Malerin nicht an dem reinen Abbildhaften interessiert ist; sie versucht die Umsetzung in eine eigene Bildsprache. Stets spielen verschiedene Reise - Impressionen in das Gesamte einer Komposition hinein. Sie durchziehen die Farbgebung ebenso wie das Formale.

Diese innere Landschaft erweist sich als Meditationsbild. Himmel, Bäume, Wolken und Dunst, vor allem aber das Licht bestimmen das Atmosphärische.

Ein Anklang von Lyrismus verwirklicht sich in diesen Naturdarstellungen.

Landschaft scheint für Inge Dropmann die Erfahrung einer Einsamkeit zu sein, in der die Stille manchmal etwas Provokatorisches annimmt.

Die Landschaften sind menschenleer. Das verleiht ihnen oft einen melancholischen Zug. Sie bekommen eine eigentümlich verträumte Anmut, die auch optisch verführerisch wirkt, aber der Persönlichkeit der sympathischen Künstlerin entspricht. Man kann bei diesen Bildern von „Landschaftserinnerungen" sprechen. Die Grenzen zwischen Erlebtem und Gedachtem verwischen zu einer geistigen Einheit, die in Farbe und Form umgesetzt wird.

„Spiel des Lichtes", 60 x 70,
Mischtechnik auf weißer Acrylfarbe, 1986

„Fuge in a-Moll", 70 x 100,
Mischtechnik auf weißer Acrylfarbe, 1986

„Spiralnebel" aus dem Zyklus „Zwischen Raum und Zeit",
60 x 80, Mischtechnik auf Japanpapier, 1991

Auch bei der „Fuge in a-Moll", bei der Orgelpfeifen, fast nur angedeutete Baumstämme, fallende Blätter und ausschwingende Brauntöne in eindeutiger Weise die Musik von Johann Sebastian Bach symbolisieren, wird dies deutlich.

Unser Jahrhundert, das in der Musik, der Literatur, in der Malerei frei spielend oder streng konstruierend verborgene Muster zu benutzen pflegt, spiegelt sich auch in dieser Bildaussage wider.

Inge Dropmann arbeitet gerne in Zyklen, in denen jedes Bild eine abgewandelte Fortführung des vorhergegangenen ist und wie eine Welle aus der anderen hervorwächst.

Die Reihe „Zwischen Raum und Zeit" vermittelt uns dies deutlich. Während in dem Bild „Spiralnebel" aus zarten Farbschleiern kosmische Figurationen aus einem unendlichen Raum auftauchen, entwickelt sich in den folgenden Arbeiten die Farbe zusehends kräftiger. Schwebende Bewegungsformen - Ur - und Spiralnebeln gleich -, die hin zu einer neuen Galaxis führen wollen, bilden sich in den Werken „Planeten" und „Tanz der Planeten" .

Aus dem All treten Planeten hervor, die durch eine kosmische Landschaft gleiten.

Als Bildträger dient bei diesen Bildern Japanpapier, das die Künstlerin zu reliefartigen Verästelungen geformt hat. Die aufgetragenen Farbschichten lassen Räumlichkeiten entstehen, aus denen sich die kosmischen Strukturen plastisch nach vorne drängen.

Die Serie „Wandlungen" ist eine kontinuierliche Weiterführung des vorherigen Zyklus.

Hierin verarbeitet die Künstlerin den Mikrokosmos zum Makrokosmos. Aus der Entstehung einer Zelle wird die Geburt einer neuen Welt, aus der Anordnung von Chromosomen wird die spezifische Zuordnung von Gestirnen, aus einem Ammoniten der Spiralnebel eines neuen Sternensystems.

Mitunter sind die Konturen in diesen Werken zerbrechlich wie Glas und die Linien empfindlich wie fein gewebte Netze.

Dann wiederum läßt sich die schmiegsame Zähigkeit gewachsener Organismen ahnen. Diese unwirkliche Welt der kosmischen Landschaften, der Lebensformen und Gestirne ist befremdlich und scheint oft wie ein Wetterleuchten die Existenz von etwas Dahinterliegendem anzukündigen. So spricht die Malerin in ihren Allegorien ein uraltes zeitloses Thema an.

In dem Zyklus „pro animalia" hat sich Inge Dropmann mit den Problemen der Tierwelt auseinandergesetzt. Die Darstellungen erinnern an alte Höhlenmalereien. Die Faltungen und Sandpartikel im Malgrund unterstreichen dies noch. Aus tonigen Erdfarben treten die Geschöpfe hervor. Sie wirken wie Relikte einer vergangenen Zeit, obgleich es sie noch heute gibt. Aber wie lange noch?

Bei Inge Dropmann ist das Kunstwerk Symbol für das ewige Spiel der Naturkräfte, bei dem aus Chaos und Unruhe doch wieder Harmonie hervorgeht.

„Tanz der Planeten", 60 x 80
Mischtechnik auf Japanpapier, 1991

Kosmische Strukturen steigen wie ein Vexierbild vor unseren Augen auf und sinken wieder zurück in die Unendlichkeit. Es ist ein endloses Spiel der Verwandlungen, in das der Betrachter hineingezogen wird.

„Aus der Urzeit" aus dem Zyklus „pro animalia",
70 x 90, Mischtechnik auf Japanpapier, 1991

Man wird neue Aspekte entdecken, man wird sich der geistigen Realität bewußt, die hinter der alltäglichen liegt.

Hier enthüllt die Kunst von Inge Dropmann ihre metaphorische Seite, denn Metaphern haben die Eigenschaft, oft vieldeutig zu sein: Fügen sich die apokalyptischen Wirbel und die Gestirne nicht wieder zu neuem Leben, das ins Licht führt?

Inge Dropmann besitzt die Fähigkeit, die Welten des Lebens und des Vergehens durch Metaphern zu visualisieren und uns die emotionalen Inhalte neu zu vermitteln.

Sie zeigt uns Welten, die wie unbeschreibbares Niemandsland wirken, aber bei genauer Betrachtung auch als ein Stück unserer Welt erkennbar werden: der Welt, in der wir leben.

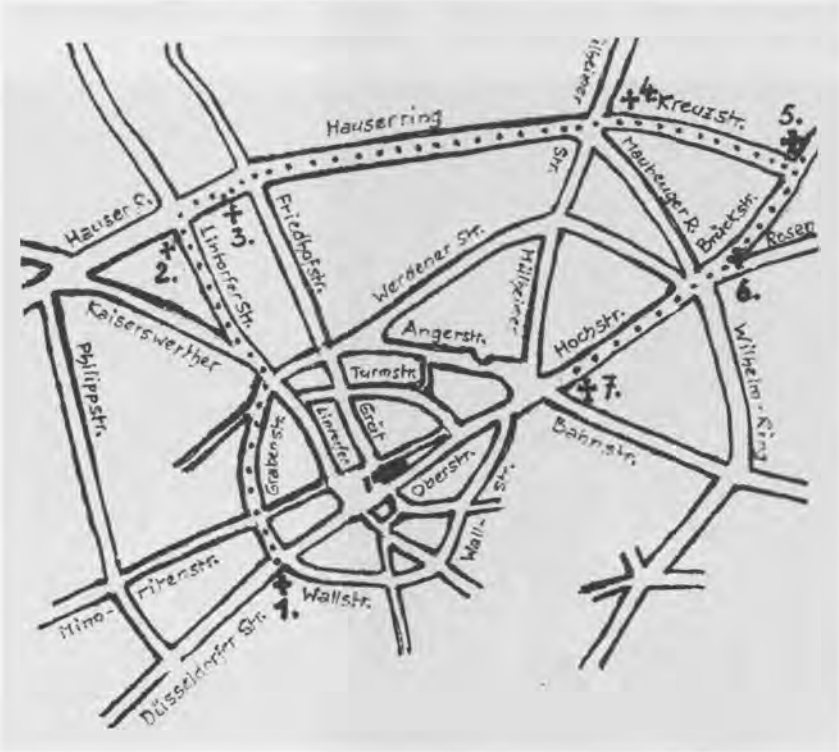
Rolf H. Schmitz

Vergessene Stätten christlicher Volksfrömmigkeit in Ratingen

Die Kreuze der sieben Fußfälle

Das alte Wegkreuz vom Düsseldorfer Tor an seinem jetzigen Standort hinter dem Bürgerhaus

Wenn man, von der Brunostraße kommend, die Stufen zur Pfarrkirche St. Peter und Paul hinaufsteigt und hinter dem Bürgerhaus den Kirchplatz überquert, fällt der Blick auf einige Grabsteine linker Hand, an den begrünten Randflächen des Platzes. Man möchte sie als Relikte des alten Kirchhofs ansehen, der einst als Friedhof für die Stadt Ratingen gedient hat. Irrtum! Bei näherer Betrachtung der Grabsteine stellt man nämlich fest, daß diese aus dem 19. Jahrhundert stammen. Der Friedhof um St. Peter und Paul wurde jedoch schon ab dem Jahre 1786 nicht mehr belegt, nachdem auf Anordnung der Landesregierung (Landesherr war damals Kurfürst Karl Theodor) die in den geschlossenen Wohngebieten der Städte gelegenen Friedhöfe aus Gründen der Hygiene geschlossen werden mußten. Für Ratingen wurden damals neue Friedhöfe für die einzelnen Konfessionen an der Angerstraße angelegt. Von dort sind die Grabsteine erst vor etwa 20 Jahren bei der Neugestaltung des Kirchplatzes vor St. Peter und Paul „transloziert" worden, um so wenigstens optisch die alte Kirchhofssituation anzudeuten. Bei gleicher Gelegenheit wurde an der Rückseite des Bürgerhauses auch ein altes Kreuz aufgestellt, das durch seine Größe nicht besonders auffällt und von den Vorübergehenden wohl meist als Grabkreuz angesehen wird. Großer Irrtum! Daß es sich hierbei um ein altes Wegkreuz handelt, mit dem es eine besondere Bewandtnis hat, ist selbst alteingesessenen Ratingern kaum noch bewußt. Es gehört nämlich zu der Gruppe von Wegkreuzen und Kapellen, die als „Kreuze der sieben Fußfälle" im Leben und Bewußtsein des christlichen Volkes fest verankert waren. In Ratingen, im gesamten Rheinland, speziell im Bereich des Erzbistums Köln gab es wohl schon seit dem ausgehenden Mittelalter den Brauch, daß bei schwerer Krankheit und Gefahr für das Leben eines Mitbürgers Familienangehörige, Freunde und Nachbarn, auch Schulkinder mit ihrem Lehrer einen Bittgang zu den Kreuzen und Kapellen der sieben Fußfälle machten. An jeder dieser sieben Stationen des Bittgangs beteten sie knieend zunächst das Glaubensbekenntnis und dann siebenmal das Vaterunser, wie uns berichtet wird. Es war dann üblich, daß am Ende solcher Bittgänge die Teilnehmer im Hause des Kranken oder Sterbenden mit einem Imbiß „abgespeist" wurden. Letzteres hat - wie man sich vorstellen kann - zu gelegentlichem Mißbrauch geführt, d.h. zur Inanspruchnahme der Bewirtung durch „Nichtberechtigte". Das dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, daß diese Art von Bittgängen bei uns gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt wurde. Der Bittgang zu den Kreuzen der sieben Fußfälle soll auf ein Dekret von Papst Bonifaz IX. vom 16. April 1394 zurückzuführen sein, das es der Kölner Kirche erlaubte, den in Rom üblichen Bittgang zu den sieben Hauptkirchen auch in Köln symbolisch nachzuvollziehen. Bei



Der historische Bittweg der sieben Fußfälle in Ratingen

uns in Ratingen ist der Brauch, wie gesagt, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Erliegen gekommen. Es gibt schon lange keine lebenden Zeugen dieses Brauchtums mehr, es gibt nur noch die steinernen Zeugen, die Wegkreuze und Kapellen, von denen hier die Rede ist, sieben an der Zahl. Der folgende Bericht stützt sich im wesentlichen auf eine kleine Schrift von Heinz Büter mit dem Titel „Alte Ratinger Kreuze" , erschienen 1949 als Heft 2 der Heimatbogen der Stadt Ratingen, herausgegeben vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen.

Das erste Stationskreuz an der Ecke Gartenstraße / Düsseldorfer Straße, neben dem Haus Nr. 33 (Aufnahme von 1928)

Das Wegkreuz vom Düsseldorfer Tor

Die erste Station des Ratinger Bittganges war das schon erwähnte Wegkreuz auf dem Kirchplatz von St. Peter und Paul. Der heutige Standort war aber nicht der Ausgangspunkt des Bittgangs. Ausgangspunkt war vielmehr der ursprüngliche Standort vor dem 1815 abgerissenen Düsseldorfer Tor an der Düsseldorfer Straße. Von dort wurde es 1891, da es einem Neubau im Wege stand, zur Düsseldorfer Straße 33 versetzt. Zu diesem Zeitpunkt waren die Bittgänge der sieben Fußfälle in Ratingen bereits außer Übung gekommen. Das Kreuz wurde dann nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal, wiederum wegen eines Neubaus (Verwaltungsneubau der Stadtwerke von 1959) umgesetzt, und zwar in den Vorgarten der 1950 neuerichteten Kath. Volksschule an der Minoritenstraße/Philippstraße. Aber auch hier fand das Kreuz nur eine vorläufige Bleibe. Im Zuge der Neugestaltung des Kirchplatzes von St. Peter und Paul wurde es dann an der Nordseite des Bürgerhauses aufgestellt, wo es heute noch steht. An der Minoritenstraße wurde übrigens als Ersatz für das alte Wegkreuz auf Veranlassung des damaligen Stadtdirektors ein modernes, von dem Ratinger Steinmetz und Bildhauer Friedel Lepper geschaffenes Steinkreuz errichtet, mit einer thronenden Christusfigur im Schnittpunkt und den Symbolen der vier Evangelisten (Engel für Matthäus, Löwe für Markus, Stier für Lukas, Adler für Johannes) an den Enden der Kreuzbalken.

Tragischer Unfall am „Heiligenstöcksken"

Von der ersten Station am Düsseldorfer Tor führte der Bittgang über die Grabenstraße entlang der westlichen Stadtmauer über die Lintorfer Straße (früher Mühlenstraße) zur zweiten Station, zum sog. „Heiligenstöcksken" am Ende der Mühlenstraße (Einmündung der Lintorfer Straße in den Hauser Ring). Der Name deutet bereits darauf hin, daß es sich bei diesem Kreuz wohl eher um einen Bildstock, vielleicht in der Art der Marterl im süddeutschen Raum gehandelt hat. Mit letzter Gewißheit läßt sich das nicht sagen, weil das Kreuz nicht mehr vorhanden ist und auch ein Foto offenbar nicht (mehr) existiert. Über das Schicksal dieses Bildstocks schreibt Büter: „Als im Jahre 1913 ein Pferdefuhrwerk durchging und die Mühlenstraße herunterraste, wurde es umgerissen. Zwei Kinder, die sich hinter das Heiligenstöcksken geflüchtet hatten, kamen dabei zu Tode. Das beschädigte Kreuz ist seit diesem Unfall verschwunden. Alle Nachforschungen nach ihm blieben ergebnislos." So tragisch und dramatisch diese Geschichte klingt, es gibt keinen Grund, an dieser Darstellung zu zweifeln. Verwunderlich ist allerdings, daß die „Ratinger Zeitung" im Jahre 1913 über diesen schweren Unfall, dem zwei junge Menschenleben und eine historische Gebets- und Andachtstätte zum Opfer gefallen sind, nicht berichtet hat. Hat sich Büter vielleicht in der Zeitangabe geirrt?

Das Hochkreuz auf dem Ehrenfriedhof

Der Bittgang zum „Heiligenstöcksken" führte am früheren Katholischen Friedhof an der Lintorfer Straße vorbei (heute Teil des Ehrenfriedhofs an der Angerstraße). Auf diesem vom Jahre 1786 an belegten Friedhof wurde 1809 ein Hochkreuz mit überdachtem dreiseitigen Mauer-Umbau errichtet. Dazu wurden Baumaterialien aus dem Abbruch einer „Kappell auf'm Markt"

Hochkreuz auf dem alten katholischen Friedhof (heute Ehrenfriedhof)

(1806) verwandt. Dieses Friedhofskreuz ist, wie auch einige Grabsteine von Priestergräbern in seiner Nähe (u. a. von Dechant Wilhelm Eschbach, gest. 1888) bei der Umgestaltung zum Ehrenfriedhof erhalten geblieben und hat selbst den schweren Bombenangriff auf Ratingen im März 1945, allerdings mit erheblichen Beschädigungen überstanden. Es ist inzwischen mehrfach restauriert worden. In jüngster Zeit hat sich der Heimatverein „Ratinger Jonges" um eine umfassende Restaurierung und Sanierung der Bausubstanz verdient gemacht.

Nothelferin St. Barbara im Hauser Kapellchen

Die dritte Station des Bittgangs war das „Hauser Kapellchen" (Barbara-Kapelle) am Hauser Ring zwischen Lintorfer- und Friedhofstraße. Sie gehörte einst zur Wasserburg „Haus zum Haus" und ist heute noch im Besitz des Grafen von Spee. Für ihre Restaurierung und Unterhaltung sorgen seit einigen Jahren ebenfalls die „Ratinger Jonges" . Die aus dem 17. Jahrhundert stammende Kapelle mit dem Wappen der früheren Besitzer von „Haus zum Haus" im Giebeldreieck, ist heute stets abgeschlossen und durch die engmaschig vergitterten Glasfenster kaum einzusehen. Im Innern befindet sich vor der Rückwand ein Barockaltar mit der Figur der Hl. Barbara (eine der 14 Nothelfer) und seitlich auf einem Postament ein „Kreuz mit glatten schwarzen Holzbalken und einem weißen Corpus, eine Art Jansenistenkreuz" (Büter). Besucher und Beter sind selten geworden. Den Schlüssel zur Kapelle verwahren die „Ratinger Jonges" . Neuerdings findet wieder, wenigstens einmal im Jahr, am Barbaratag oder in der Oktav, für die „Ratinger Jonges" , aber auch für die Öffentlichkeit dort eine ökumenische Andacht statt, die etwas vom Charakter der früheren Bittgänge anklingen läßt.

Das „Hauser Kapellchen" mit dem Allianzwappen der Familien von Zweiffel und von Loe

Das Steinerne Kreuz an der Mülheimer Straße

Über den Hauser Ring, wo im Mittelalter wohl der Helinciweg, in Ratingen „Pilgrimsgate" genannt, also der Heiligenweg, der Pilgerweg zum Grab des Hl. Suitbertus (gest. 713) in Kaiserswerth, verlaufen sein mag, führt unser Bittgang zur vierten Station, zum sog. Steinernen Kreuz an der Ecke Mülheimer Straße/Kreuzstraße (vor dem ehemaligen Hotel und Restaurant „Steinernes Kreuz" , heute Hotel Astoria, Mülheimer Straße 72). Dieses Kreuz ist in der Substanz erhalten geblieben, obwohl es mindestens zweimal wegen Bauarbeiten abgetragen und wiederaufgebaut werden mußte, zuletzt bei der Neugestaltung des Kreuzungsbereichs (Maubeuger Ring/-Mülheimer Straße 1991). Dabei hat es leider einige Blessuren abbekommen. Auf dem Sockel des Kreuzes mahnt eine Inschrift den, der sich die Mühe macht, die Schrift zu entziffern:

Verehr es Kreutz, o Sünder meyn

Wan du gehest alhie vorbey

Bedenck, wie der Erlöser deyn

Vör dir am Kreutz gestorben sey

Bei dem Lärm, den heutzutage der vorüberbrausende Verkehr verursacht, würde es schwerfallen, „alhie" im Gebet zu verweilen.

Das steinerne Kreuz an der Ecke Kreuzstraße/Mülheimer Straße

Aus der Notzeit des 30jährigen Krieges: die Kreuzkapelle

Die Kreuzstraße weist den Weg von der vierten Station - Steinernes Kreuz - zur fünften Station des Bittganges, zur Kreuzkapelle. Von altersher führt sie im Volksmund die Bezeichnung „Heiligenhäuschen" . Wie die Jahreszahl auf dem Querbalken des steinernen Türrahmens ausweist, ist die Kapelle 1642 in der Notzeit des 30jährigen Krieges zu Ehren des hl. Kreuzes errichtet worden. Die Einweihung war am 3. März 1648. Das gewaltige Kreuz im Innern der Kapelle über einem einfachen Altartisch zeigt sich dem Besucher durch die Stäbe eines Eisengitters, das wie ein großes Scheunentor fast die gesamte Frontseite der Kapelle einnimmt. Der Altar am Fuße des Kreuzes ist meist mit frischen Blumen geschmückt, der Platz vor der Kapelle ist ansprechend gestaltet und mit einer Ruhebank versehen. Von dort kann der Betrachter dieses bauliche Kleinod und Zeugnis christlicher Glaubensentfaltung in Ruhe auf sich wirken lassen.

Vom Heiligenhäuschen zur Pfarrkirche St. Peter und Paul

Folgt man von hier der Brückstraße stadteinwärts, so gelangt man an der Ecke Rosenstraße zu der Stelle, wo einst als sechste Station des Bittganges ein weiteres Steinkreuz gestanden hat. Von diesem Kreuz aber sind ebenso wie von dem Bildstock an der Lintorfer Straße (2. Station) keine Spuren mehr vorhanden. Es wurde bei Straßenarbeiten niedergelegt und ist seitdem verschwunden.

Vorhanden ist aber immer noch, trotz mehrfachen Standortwechsels, das Kreuz der 7. Station. Dieses befand sich ursprünglich am Hause Hochstraße 4 (heute Engel-Apotheke), wenige Schritte neben dem Eingang der früheren Gaststätte „Zur alten Post" (heute Sparkassen-Zweigstelle).

Bei dem unheilvollen Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 blieb auch dieses Kreuz von Blessuren nicht verschont. Es fand „Aufnahme" im St. Marien-Krankenhaus und wurde im September 1949 in den Gartenanlagen hinter dessen Neubau an der Oberstraße aufgestellt, allerdings auch nur vorübergehend, wie man heute sagen muß. Denn als im August 1984 das neue St. Marien-Krankenhaus an der Werdener Straße in Betrieb genommen werden konnte (Einweihung am 14. 8. 1984) und der Abriß der Gebäude am alten Standort bevorstand, mußte auch das Steinkreuz seinen Platz im Hof des alten Krankenhauses räumen. Es steht nun schon fast 10 Jahre frei auf einer Rasenfläche im Therapie-Garten des neuen Krankenhauses. Aber wer von den Kranken und Genesenden, von den Altenkrankenheimbewohnern und den Besuchern, die an diesem Kreuz vorübergehen, weiß schon um seine Geschichte? Dieses Steinkreuz war, als es an der Hochstraße stand, die siebente und letzte Station des Bittgangs der sieben Fußfälle. Von hier begaben sich die Beter nach verrichtetem frommen Werk zum Hause des Kranken bzw. Sterbenden, wo sie dann bewirtet wurden. Dabei soll es immer wieder Leute gegeben haben, die zwar Weg und Gebet scheuten, aber bei der Abdankung gern die Hand aufhielten und kräftig zulangten. Solche Unsitte brachte den Brauch in Verruf, schon ehe er, gewiß aus anderen Gründen, vor mehr als 100 Jahren in Ratingen aufgegeben wurde.

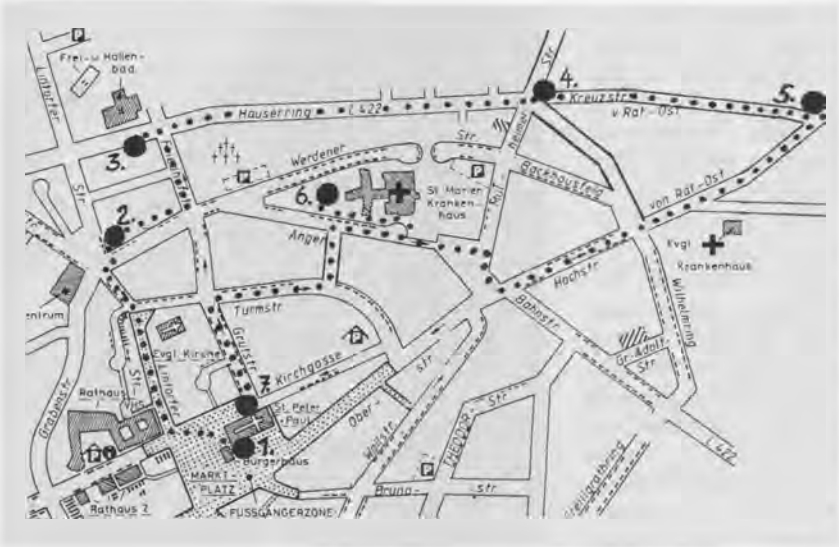
Das „Heiligenhäuschen" an der Ecke Brückstraße/Kreuzstraße

Das alte Wegkreuz von der Hochstraße steht heute im Therapiegarten des St.-Marien-Krankenhauses

Die Bittgänge haben, wie Büter schreibt, nicht zu allen Zeiten den hier geschilderten Verlauf genommen. „In späteren Jahren begannen die Fürbitter ihren Weg an der Mühlenstraße (Heiligenstöcksken) und beendeten ihn am Friedhofskreuze auf dem Kirchhofe an der Pfarrkirche. Es scheint, daß das Kreuz am Eingang der Gartenstraße (Ecke Düsseldorfer Straße; ursprünglich die 1. Station), der Zahl 7 wegen, von da ab nicht mehr aufgesucht wurde. Der Grund war nicht zu ermitteln."

Dieses Friedhofskreuz muß damals südlich der Pfarrkirche vor der Rückfront des Bürgerhauses gestanden haben. „Erst als die Friedhofsanlagen und Grabsteine beseitigt wurden und dieser erste und älteste Gottesacker Ratingens zum jetzigen Kirchplatze umgestaltet wurde, erhielt es seinen augenblicklichen Standort."

Altes Friedhofskreuz an der Nordseite der Pfarrkirche St. Peter und Paul



Ein Rundweg zu den historischen Stätten christlicher Volksfrömmigkeit in der Ratinger Altstadt

Ein Rundgang zu den historischen Kreuzen und Kapellen am Wege

An diesem neuen Standort, an der Nordseite der Pfarrkirche St. Peter und Paul steht das Kreuz auch heute noch. Es wäre die siebte Station eines Bittgangs, der heute, wenn es denn dem Zeitgeist entspräche, etwa folgenden Verlauf nehmen würde:

Vom alten Wegkreuz auf dem Kirchplatz an der Rückfront des Bürgerhauses (1. Station) ausgehend über Marktplatz und Lintorfer Straße zum alten Friedhofskreuz auf dem Ehrenfriedhof (2. Station), weiter über Lintorfer Straße und Hauser Ring zur Hauser Kapelle (3. Station), über den Hauser Ring zum Steinernen Kreuz (4. Station), über die Kreuzstraße zur Kreuzkapelle (5. Station), über Brückstraße, Hochstraße und Angerstraße zum alten Wegkreuz im Therapiegarten Marienkrankenhaus (6. Station), über Angerstraße, Fußgängerbrückchen, Turmstraße und Grütstraße zum ehemaligen Friedhofskreuz Nordseite Pfarrkiche (7. Station). Hier schließt sich der Kreis.

Damit die Kreuze der sieben Fußfälle in Ratingen nicht ganz in Vergessenheit geraten, haben wir das Thema, von Heinz Büter 1949 aus ebendiesem Grunde in seiner Schrift über „Alte Ratinger Kreuze" bereits ausführlich behandelt, hier noch einmal aufgegriffen. Daß der historische Bittgang in Ratingen je eine Renaissance erfahren wird, ist aus heutiger Sicht nicht anzunehmen. Denkbar und wünschenswert wäre es aber, daß Rundgänge zu den Kreuzen und Kapellen als den historischen Stätten christlicher Volksfrömmigkeit in Ratingen in die Planung von Stadtführungen einbezogen und gelegentlich angeboten würden.

Dr. Kurt Holzapfel

Stadtwerke
Ratingen GmbH

Wir bringen Sie auf den richtigen Weg

„Erdgas" - die überzeugende Energie mit vielen Pluspunkten

- **Rückstandsfrei**
  verbrennt ohne Rauch und Ruß
- **Schadstoffarm**
  praktisch keine schadstoffbildenden Bestandteile
- **Emissionsarm**
  Bildung von Stickstoffoxid und Kohlendioxid deutlich geringer
- **Unterirdischer Transport**
  keine Belastung der Verkehrswege, Lieferung rund um die Uhr
- **Energiesparend**
  hohe Energieausnutzung mit modernster Technik, denn eingesparte Energie belastet unsere Umwelt nicht

Wir sind Ihr Partner für Energie

erdgas
Sonnenwärme aus der Erde

Kaplan Angenendt und die Katholische Jugend von St. Peter und Paul in den Jahren 1921 - 38

Jugendgruppen, Jugendbünde und Jugendzusammenschlüsse mannigfacher Art gibt es sicherlich schon lange, auch im Ratinger Raum. Eine gewisse Renaissance erlebte die Jugendbewegung wohl um die Jahrhundertwende (1900), als pädagogische, geistige und kulturelle Einflüsse der Neuzeit auch in die bis dahin mehr oder weniger in lockerer Form existierenden Jugendgrupppierungen einströmten. Die Folge: Man organisierte sich straffer, gab sich schriftlich fixierte Zielvorgaben und Zielsetzungen (Programme), gleichsam als Aufforderung an Gleichgesonnene, mitzumachen. So enstanden sie, die auf Freundschaft gegründeten Jugendgemeinschaften, die auf Heimabenden, Wanderfahrten und in Lagern das Erlebnis der Einfachheit, Naturverbundenheit, vor allem aber der Zusammengehörigkeit suchten und auch fanden.

Ein großer Zulauf zu den Jugendbünden, insbesondere in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg setzte ein, wie die Chronik zu berichten weiß. Hier sei der „Wandervogel", die erste Gruppenbildung der deutschen Jugendbewegung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, erwähnt. Aus einer Berliner Schülergruppe im Jahre 1896 hervorgehend, breitete er sich rasch über den gesamten deutschsprachigen Raum aus.

In seinem Programm stellte der „Wandervogel" schwerpunktmäßig Fahrten und Volkslieder, Lager und eine einheitliche Tracht heraus. Innerhalb des „Wandervogels" entstanden auch selbständige Mädchengruppen. Aber nicht nur die diesseits erkennbaren und geschätzten Erlebnisse wie Wanderfahrten und Lager, Heim- und Singabende wurden gepflegt, man suchte allenthalben auch geistige Perspektiven, kurzum die Bereitstellung einer geistigen Heimat.

Hier waren vor allem die konfessionellen Jugendverbände der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden gefragt. Dementsprechend existierten auch bereits vor dem ersten Weltkrieg in fast allen evangelischen und katholischen Gemeinden Jugendvereinigungen, so auch in der Pfarre St. Peter und Paul in Ratingen.

Nun ist es eine alte Binsenwahrheit, daß eine Gemeinschaft in ihrem Niveau mit ihrem Leistungsgremium steht und fällt. Die Jugendarbeit an St.Peter und Paul in Ratingen war gewiß keine schlechte. Wenn aber ein neuer Präses angesagt war, ein Wechsel also bevorstand, war man schon etwas skeptisch.

Da kam nun im Frühjahr 1932 ein kurz zuvor im Kölner Dom zum Priester geweihter unbekannter junger Mann mit Namen Reinhard Angenendt, geboren in Mülheim/Ruhr, als Kaplan nach Ratingen an die Pfarre St. Peter und Paul. Entsprechend seiner Neigung und seinem Wunsch wurde er gleich in der Jugendarbeit eingesetzt, er wurde unser Präses. Um an dieser Stelle vorzugreifen: Wenn seine spätere Gemeinde ihm in einem Nachruf bescheinigte, mit besonderer Hingabe sich der Jugend gewidmet zu haben, dann begann diese, wie der Verfasser bezeugen kann, bereits hier in Ratingen.

Noch heute denke ich oft an die Heimabende mit Kaplan Angenendt zurück, damals, in den dreißiger Jahren. Wir trafen uns regelmäßig im Kolpingheim, einem biederen, eingeschossigen Gebäude an der Turmstraße. Von der Kolpingfamilie war es in Eigenarbeit errichtet worden, u.a. mit einem Werkraum (kleine Werkstatt) ausgestattet. Nach dem zweiten Weltkrieg mußte das Kolpingheim dem an dieser Stelle errichteten Pfarrzentrum St. Peter und Paul weichen.

Unsere Heimabende - meistens um 19 Uhr beginnend - wurden immer mit einem gemeinsam gesungenen Lied (Fahrtenlied) eingeleitet. Es folgte in der Regel eine Lesung oder ein Kurzvortrag des Präses nicht nur religiösen Inhalts. Darüber wurde dann, unterbrochen von gemeinsam

Robert Samans
(Ende der 30er Jahre)

Karl Hoberg
(Aufnahme: 1980)

gesungenen Liedern, diskutiert, mitunter auch kontrovers, warum auch nicht!

Hin und wieder delegierte Präses Angenendt auch schon mal Referate zu Themen, die man a) selbst vorschlagen konnte und die b) gutgeheißen wurden.

So fiel mir einmal ein Referat zu dem Thema zu: „Joseph Haydn, der bescheidene Mensch, Christ und Musiker." Und da ich musikalisch nicht ganz unbetucht war und außerdem in dem kleinen Saal ein Klavier stand, spielte ich zum Abschluß eben auf diesem Klavier die Serenade aus dem Streichquartett Nr. 17 F-Dur von Joseph Haydn.

Mit Fortschreiten der dreißiger Jahre und dem zunehmenden Druck der Nazis wurden unsere Begegnungen immer schwieriger. Nun zeigte sich, daß sich Kaplan Angenendt auf seine Getreuen verlassen konnte. Das waren in der Vorstandschaft Anselm Brodmann, Robert Samans (später Küster an St. Peter und Paul) und andere. Von den Gruppenleitern sind mir in Erinnerung Karl Hoberg (nach dem Kriege Mitbegründer und erster Baas der „Ratinger Jonges") und Hans Kürten. Später, aber noch in den dreißiger Jahren, stieß - meines Wissens von Düsseldorf-Rath kommend - Edmund Wellenstein zu unserer Gemeinschaft, er war dann lange Bürgermeister von Lintorf (1961 bis zur Gebietsreform 1974).

Die Nazis versuchten indessen, unsere Aktivitäten nur noch auf den Kirchenraum zu beschränken. Kaplan Angenendt hatte einen schweren Stand. Dennoch war er ein glühender Verfechter der Idee, jeweils am Himmelfahrtstag eine Marienfeier im Heltorfer Schloßpark verantwortlich mitzutragen, nicht nur als religiöse Feier, sondern auch als Glaubenskundgebung gegen die Nazis.

Als ich bereits zum Arbeitsdienst eingezogen worden war (1937), wurden die Heimabende so erschwert, daß sie nicht mehr im Kolpingheim stattfinden konnten. Für unsere Leute war es zuletzt mitunter schwierig, ungeschoren aus dem Kolpingheim herauszukommen. Angehörige der Hitlerjugend hatten sich vor der Einfriedung postiert und unsere nach Hause eilenden Leute nicht nur verbal mit Schmähungen bedacht, sondern auch tätlich angegriffen. U.a. hat Walther Tegethoff dies zu spüren bekommen.

Kaplan Angenendt mit Jugendlichen in Altenberg

Um sich nicht den Schikanen der HJ auszusetzen, benutzte man zum Heimweg auch schon mal den Hinterausgang des Kolpingheimes, schlich sich durch die hinteren Gärten der Kaplanei und gelangte in Höhe des Pfarrhauses auf die Grütstraße. Später fanden die Gruppenstunden dann in der Wohnung des Präses auf der Grütstraße statt.

Indessen war man in Köln längst darauf aufmerksam geworden, daß da in Ratingen ein Jugendkaplan wirkte, „den man auch in Köln gut gebrauchen könne". Nach mehr als sechsjähriger Tätigkeit wurde Kaplan Angenendt nach Köln versetzt, es war der 16. Juni 1938. Er wurde als Kaplan an die Basilika St.Maria im Kapitol berufen. In dieser Pfarre wirkte er dann ununterbrochen bis zu seinem Tode am 18. September 1987. Zuerst, wie geschildert, als Kaplan, ab 16. Juni 1945 als Pfarrverweser und Pfarrer. Von 1975 bis 1984 war er Dechant des Dekanats Köln-Mitte-Süd, wurde mit dem Titel eines Prälaten ausgezeichnet und war Träger des Bundesverdienstkreuzes. Mit der Jugend blieb er als Stadtjugendseelsorger und Jugendpfarrer stets verbunden.

Unter den Nazis hatte er auch in Köln schwer zu leiden, zeitweilig mußte er sich verbergen. Mit der „Deutschen Komplet", die er bis in die letzten Kriegstage mit der Jugend in der Krypta von St.Maria im Kapitol hielt, ist er in Köln unvergessen, heißt es in einem Nachruf.

Herbert Fabry, einer der Ehemaligen der katholischen Jugend von St. Peter und Paul Ratingen in den 30iger Jahren (der NS-Zeit also), stand mit Präses Angenendt bis zuletzt in persönlichem Kontakt. In seinem wohl letzten Schreiben an Herbert meinte Präses Angenendt: „Es ist zwar schon lange her, dennoch denke ich oft an Ratingen. Ich erinnere mich noch sehr gut an so manchen Heimabend und sehe die Treuen vor mir sitzen, ... die Brüder Busch, die Brüder Semmler, Karl Hoberg, Hans Kürten ... und die vielen anderen."

Herbert Fabry organisierte nach dem Tode unseres Jugendkaplans ein Treffen der Ehemaligen. Wir trafen uns zuerst in der Kapelle des St.-Marien-Krankenhauses in Ratingen zu einem Gedenkgottesdienst mit Pater Florian, anschließend zu einem Wiedersehen im Café Feit ... und viele, viele kamen.

Seitdem treffen wir uns ein- bis zweimal jährlich zu einer Fahrt. Dabei werden, wie könnte es anders sein, Gedanken und Erinnerungen ausgetauscht.

Rückblickend betrachtet war die Jugendzeit mit Kaplan Angenendt eine schöne, wenn auch, wegen der politischen Verhältnisse, schwere Zeit.

Josef Schnölzer

Kaplan Angenendt mit Jugendlichen vor dem Jugendheim im Angertal

Welche Schwierigkeiten es bisweilen macht, die nötigen Recherchen für einen Beitrag in der „Quecke" anzustellen, mag ein Auszug aus einem Brief des Autors unseres Aufsatzes zeigen:

....."Es hat etwas länger gedauert, weil mir einige Daten aus Köln fehlten. Zuerst war die Schwester von Kaplan Angenendt, Frau Johanna Angenendt, wegen eines häuslichen Unfalls „außer Gefecht gesetzt". Sie schickte meine Anfrage an den hochbetagten früheren persönlichen Freund von Kaplan Angenendt, Herrn Weihbischof Dr. Frotz. Dieser wiederum schickte die Unterlagen an den derzeitigen Pfarrherrn von St.Maria im Kapitol, Herrn Dr. J. Westhoff, derzeit auch Stadtdechant von Köln. Begründung von Dr. Westhoff: Weihbischof Dr. Frotz fühle sich in seinem Alter - er muß wohl 90 Jahre alt sein oder bald werden - der Aufgabe nicht mehr gewachsen.

Nun haben wir es dennoch geschafft ....."

Das legendäre Jugendheim der Katholischen Jugend im Angertal zwischen der „Eule" und dem Steinkothen

Der verwahrloste ehemalige Kotten wurde in den Jahren der Arbeitslosigkeit und der Weltwirtschaftskrise von Jugendlichen in Eigenarbeit zum Heim umgebaut. Die Leitung hatten dabei Jupp Semmler und Jupp Merks, zwei junge Ratinger, die während ihrer eigenen Arbeitslosigkeit zeitweise selbst in dem Haus wohnten. Im Erdgeschoß gab es Gruppenräume und eine Küche, im Obergeschoß bestand die Möglichkeit, im Stroh zu schlafen. Vor dem Haus standen einige grob gezimmerte Tische und Bänke. Zunächst in Privatbesitz verblieben, kaufte Rektor Veiders von Herz Jesu, später Pfarrer in Lintorf und Dechant des Dekanates Ratingen, das Heim für die Katholische Kirche.

Anfänglich wurde das Haus vom „Katholischen Wandervogel" für seine Gruppenabende genutzt. Es handelte sich um eine Gruppierung, der die offizielle Kirche zunächst Mißtrauen entgegenbrachte, da sich in ihr Jungen- und Mädchengruppen vereint hatten. Diese Haltung änderte sich später, als das Heim im Angertal sich immer mehr zum Fluchtpunkt aller katholischen Jugendlichen aus Ratingen entwickelte, die bei der Stange geblieben waren und nicht die Fahne gewechselt hatten. Konnte sich die „Sturmschar" der Katholischen Jugend in ihrer Tracht in der Ratinger Innenstadt nicht mehr ohne Anpöbeleien durch HJ und Partei sehen lassen, so fühlten sie sich in ihrem Heim einigermaßen sicher. Doch wurde auch diese Zufluchtsstätte mehrfach von HJ-Gruppen aus Hösel und Ratingen verwüstet. Um dem Druck durch die Nazis, die ja gern alle Jugendlichen in der Staatsjugend vereint gesehen hätten, zu entgehen, gründeten einige Jugendliche später einen Volkstanzkreis unter der Oberhoheit der Organisation „Kraft durch Freude" (KDF). Dort fanden sich aber fast ausschließlich Angehörige der Katholischen Jugend. Man war doch wieder unter sich, sogar mit dem offiziellen Segen der Partei!

Nach dem Krieg wurde das Heim als Unterkunft für Ausgebombte und Flüchtlinge genutzt. Später verfiel es, und wer heute dort spazierengeht, wird nur noch ein paar herumliegende Steine entdecken.

M. B.

Über 85 Jahre praktizierte Nächstenliebe in Ratingen

Ehrung für den Sozialdienst katholischer Frauen

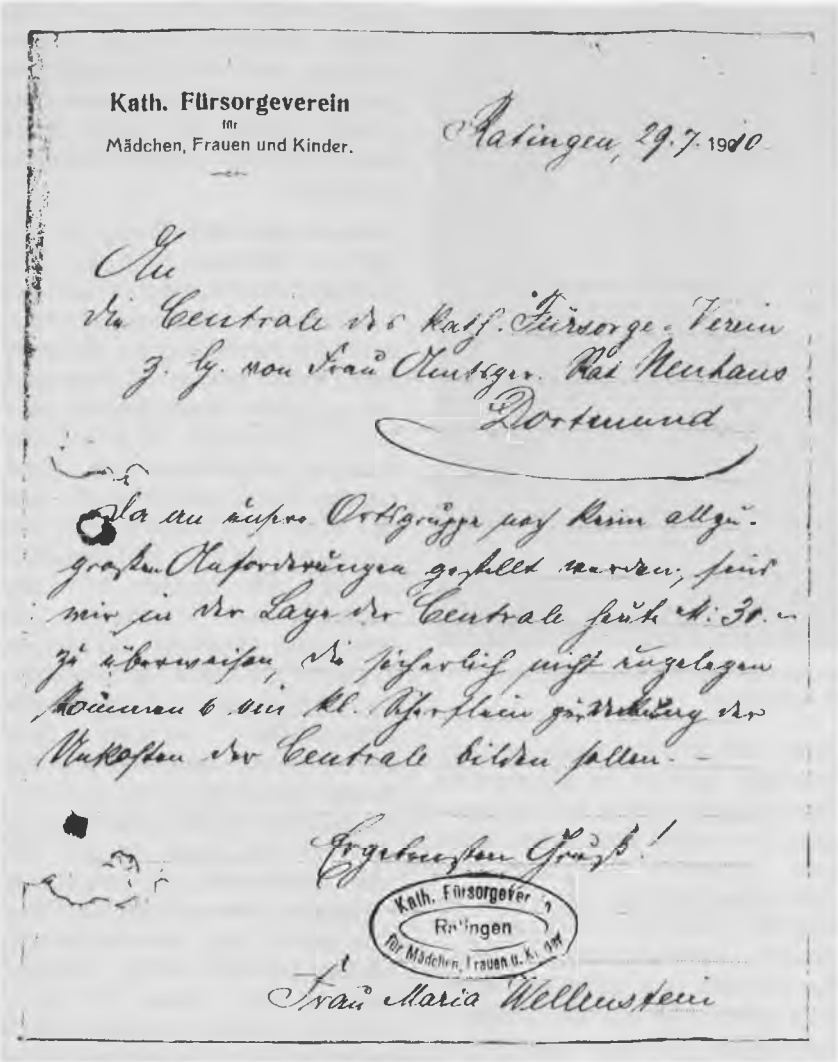
Ausgerechnet ein reiner Männerverein war es, nämlich der Heimatverein „Ratinger Jonges" , der durch die Verleihung der Dumeklemmerplakette 1993 an die Vorsitzende Edith Bohnen die mittlerweile 85 Jahre währende Arbeit des Sozialdienstes Katholischer Frauen (SKF) in Ratingen würdigte. In seiner Laudatio nannte damals der stellvertretende Bürgermeister Wolfgang Diedrich die Geehrte „ein soziales Kraftwerk des lieben Gottes" und meinte dazu, es müßten wohl Menschen wie Edith Bohnen gewesen sein, die die Väter unseres Grundgesetzes gerade in Hinblick auf die in Not geratenen Mitmenschen zu der Feststellung veranlaßten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar" . Edith Bohnen sei, so sagte er weiter, mit wachem Verstand, fröhlichem Herzen und tatkräftiger Hand ein Glücksfall für die Stadt Ratingen und alle in Randgruppen abgedrängte Menschen. Edith Bohnen wirkte auch über die eigenen Stadtgrenzen hinaus, war Mitbegründerin der Diözesan-Arbeitsgemeinschaft der Sozialdienste Katholischer Frauen im Erzbistum Köln und gab viele Jahre lang als Vorsitzende dieser Arbeitsgemeinschaft neue Denk- und Aktionsanstöße. Der Sozialdienst Katholischer Frauen (SKF) in Ratingen geht auf den im Jahre 1908 gegründeten „Katholischen Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder", kurz „der Fürsorgeverein" genannt, zurück. Es waren „Damen der Ratinger Gesellschaft, nämlich Frau Sanitätsrat Einhaus, Frau Direktor Wellenstein, Frau Rektor Küppers, Fräulein Diehl, Fräulein Brus und Fräulein Sonnenschein", die - wie zum 25jährigen Bestehen rückblickend in der Ratinger Zeitung festgehalten wurde - den Verein nach dem Vorbild des 1898 in Dortmund von Agnes Neuhaus ins Leben gerufenen und bald darauf auch in Köln entstandenen ersten katholischen Fürsorgevereins gründeten. Die sogenannten

Mit der von den Ratinger Jonges überreichten „Dumeklemmerplakette" an Edith Bohnen sollte die soziale Arbeit des Sozialdienstes Katholischer Frauen und aller auf diesem Gebiet in Ratingen tätigen Organisationen gewürdigt werden.

Gründerjahre, die Zeit der gewaltigen Industrialisierungswelle an Rhein und Ruhr, brachten mit sich auf der einen Seite einen großen Aufstieg, auf der anderen Seite aber ein heute kaum noch nachvollziehbares soziales Elend. Besonders hart betroffen davon waren die schwächsten Glieder der Gesellschaft, die Mädchen, Frauen und Kinder, die nicht nur in der Fabrik und im Haushalt ausgebeutet wurden, sondern meist auch noch schutzlos der Willkür einer herrschenden Männergesellschaft ausgeliefert waren.

Wie das große Vorbild in Dortmund und Köln, kümmerten sich die ersten auf ehrenamtlicher Basis arbeitenden Mitarbeiterinnen des Ratinger Fürsorgevereins um nichteheliche Mütter und straffällig gewordene Frauen und Mädchen. Sie boten Unterkunft und neue Arbeitsstellen, vermittelten Pflegestellen für die Kinder und gaben ganz besonders aber den Frauen, Mädchen und Kindern neuen Mut für einen neuen Lebensweg. Es war, wie die Zeitung im Rückblick feststellt, von Anfang an ein segensreiches Wirken, das schon wenige Jahre nach der Gründung ein weiteres Aufgabengebiet erhielt. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges kümmerten sich die Mitarbeiterinnen des Fürsorgevereins auch um die mit ihren Kindern auf sich gestellten Soldatenfrauen und boten der im Laufe der Kriegsjahre zunehmenden Zahl von Kriegerwitwen und -waisen Hilfe und Schutz. Die Not und das Elend dieser Zeit sollte in den Nachkriegsjahren, in der Inflation und erst recht in der Zeit der Weltwirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit in den Schatten gestellt werden.

Zu der Fülle der Arbeit kam nach der Machtübernahme durch die



Kath. Fürsorgeverein
für
Mädchen, Frauen und Kinder.

Ratingen, 29.7.1910

An
die Centrale des kath. Fürsorge-Vereins
z. H. von Frau Oberstgen. Rat Neuhaus
Dortmund

da die unsere Ortsgruppe noch keine allzu großen Anforderungen gestellt wurden, sind wir in der Lage die Centrale heute M. 30.— zu überweisen, die sicherlich auch zugelegen kommen u. wir M. Wellenstein zur Deckung der Unkosten der Centrale bitten sollen.

Ergebensten Gruß!

Kath. Fürsorgeverein Ratingen für Mädchen, Frauen u. Kinder

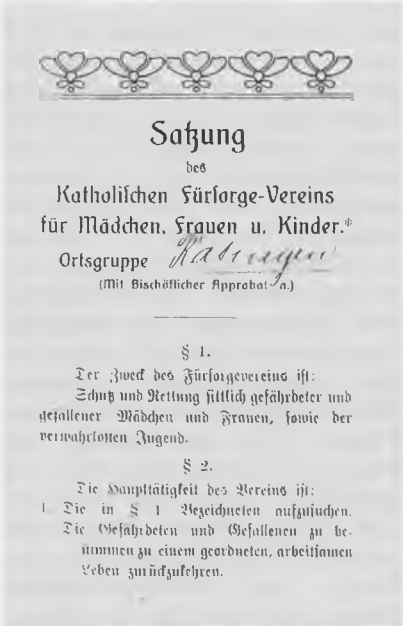
Frau Maria Wellenstein

Weil an die Ortsgruppe noch keine allzu großen Anforderungen gestellt wurden, konnte die Vorsitzende Maria Wellenstein im Sommer 1910 an die Zentrale in Dortmund 30 Mark überweisen.

Nationalsozialisten eine weitere Belastung: Die Arbeit des Fürsorgevereins wurde eingeschränkt und vor allem aus der Öffentlichkeit verdrängt. Unbeirrt setzten die Frauen auch unter den erschwerten Bedingungen ihren selbstlosen Dienst am Nächsten fort. Viele von den damaligen Machthabern unterdrückte Familien fanden Schutz und tätige Hilfe beim Fürsorgeverein, der bald danach auch wieder die Hilfe für Kriegerwitwen und -waisen in sein Programm aufnehmen mußte.

In dieser Zeit gab Maria Schmitz dem Fürsorgeverein das Gepräge. Sie hatte sich 1926 als Junglehrerin der Arbeit in der Caritas verschrieben, war 1932 in den Fürsorgeverein eingetreten und führte mit Geschick und Mut die Arbeit auch während des Dritten Reiches weiter, bis sie schließlich als Lehrerin unter dem Druck des Regimes wenigstens formal den Vorsitz niederlegen mußte, aber doch die Arbeit weiterführte. An ihrer Stelle übernahm Frau Römerscheidt bis zum Kriegsende den Vorsitz. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahmen - wie sich Maria Schmitz später oft im Gespräch erinnerte - Not und Elend erdrückende Formen an. Auch die Frauen des Fürsorgevereins wußten oft nicht mehr, wie sie überhaupt noch weiter helfen sollten. Aber immer fand sich wieder ein Weg. Maria Schmitz warb jüngere Mitarbeiterinnen, suchte Kontakte und Wege zur Verwaltung, zum Jugendamt und zu den Vormundschafts- und Jugendgerichten und stellte bald auch die ersten hauptamtlichen Kräfte ein. Gut ein halbes Jahrhundert war Maria Schmitz in der sozialen Hilfe tätig, bis sie dann doch der „öffentliche Dank" einholte. Im Sommer 1974 erhielt die Konrektorin im Ruhestand zum 75. Geburtstag für ihre soziale Arbeit und den unermüdlichen Einsatz in der Verkündigung des Glaubens den päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice" überreicht. Im Sommer 1981 schließlich wurde sie mit der gerade ein Jahr vorher gestifteten Agnes-Neuhaus-Plakette ausgezeichnet. Maria Schmitz hatte selbst noch diese wahrhaft charismatische Frau persönlich kennengelernt und mit ihr zusammengearbeitet, wie sie bei dem kleinen Festakt berichtete.

Anfang der 70er Jahre wurde der Sozialdienst Katholischer Frauen in Ratingen, der damals unter dem Vorsitz von Gertrud Rheinlaender stand, um die Ortsgruppe Ratingen-Land verstärkt. Diese war bereits im Oktober 1931 gegründet worden und reichte vom Rhein bei Wittlaer bis zur Ruhr in Kettwig. Erste Vorsitzende war Frau Dr. Abele von Großenbaum, ihr zur Seite standen die beiden Lintorfer Lehrerinnen Kaisers und Blenkers. Weitere Mitarbeiterinnen waren in Breitscheid Fräulein Bertrams und die Lehrerin Müller, in Eggerscheidt war es Frau Conrads und in Hösel Frau Ernesti. Trotz der schwierigen Verhältnisse konnte die Arbeit auch in Ratingen-Land über Nazizeit und Krieg weitergeführt werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg



Satzung
des
Katholischen Fürsorge-Vereins
für Mädchen, Frauen u. Kinder.*
Ortsgruppe Ratingen
(Mit Bischöflicher Approbation.)

§ 1.
Der Zweck des Fürsorgevereins ist:
Schutz und Rettung sittlich gefährdeter und gefallener Mädchen und Frauen, sowie der verwahrlosten Jugend.

§ 2.
Die Haupttätigkeit des Vereins ist:
1. Die in § 1 Bezeichneten aufzusuchen. Die Gefährdeten und Gefallenen zu bestimmen zu einem geordneten, arbeitsamen Leben zurückzukehren.

Der Zweck des Fürsorgevereins war in der Satzung für die „Ortsgruppe Ratingen" festgelegt

Maria Schmitz im Kreise ihrer Kolleginnen von der Minoritenschule (Schule I)
Aufnahme aus den 20er Jahren

wurde diese Ortsgruppe neu organisiert. Vorsitzende wurde Gertrud Meßing aus Lintorf, die das Amt bis zu ihrem Tod 1971 führte. Zweite Vorsitzende war Katharina Kaisers. Schon zu dieser Zeit hatte die Ortsgruppe eine erstaunlich hohe Zahl von Mitgliedern, zu den Konferenzen aber gingen die Mitarbeiterinnen damals nach Ratingen.

Mittlerweile hat sich die Arbeit des SKF Ratingen erheblich ausgeweitet, dabei haben sich aber auch immer wieder die Schwerpunkte verschoben. Zu Beginn der 80er Jahre standen im SKF neben den ehrenamtlichen Kräften zwei Sozialarbeiter und eine halbe Verwaltungskraft zur Verfügung, heute arbeiten im SKF zwölf Sozialarbeiter, zwei Verwaltungskräfte und zwei Zivildienstleistende. Trotzdem ist - wie die Vorsitzende Edith Bohnen ausdrücklich betont - das ehrenamtliche Engagement ein wesentliches Element des SKF geblieben. Die herkömmlichen Aufgaben, nämlich Jugend- und Familienbetreuung und die Führung von Pfleg- und Vormundschaften sind geblieben, haben sich aber der Zeit entsprechend ausgeweitet und verändert. So wächst bei den Pfleg- und Vormundschaften immer mehr die Zahl der älteren Mitmenschen, die sich selbst nicht mehr helfen können. Allein 1992 wurden auf diese Weise beim SKF 815 Personen beraten, daneben gab es im allgemeinen Sozialdienst weitere 300 Beratungen. Ein weites Feld nimmt unter den neueren Aufgaben die Schuldnerberatung ein, bei der der SKF Ratingen 1981 eine der ersten Beratungsstellen überhaupt hatte und damit Pionierarbeit leisten half. Zu den problembehafteten Familien kommen in zunehmendem Maße auch Alleinstehende und Alleinerziehende hinzu. Häufig ist es ein langer und beschwerlicher Weg, aber alle Mühe lohnt sich, wenn nach sechs oder sieben Jahren tatsächlich wieder eine vordem hochverschuldete Familie entschuldet ist. Bei der Beratung wird aber nicht nur die Verschuldung gesehen, sondern die gesamten Probleme der Betroffenen berücksichtigt.

Eine besondere Aufgabe hat sich der Ratinger SKF bei der Betreuung psychisch Kranker vorgenommen. Zunächst wurden Kreise für ältere bzw. jüngere Patienten eingerichtet, in die die ehrenamtlichen Kräfte bis heute viel Engagement und persönliche Beziehung einbringen. Dabei werden auch die Angehörigen der psychisch Kranken in die Arbeit einbezogen. Daneben wird die Aktion „betreutes Wohnen" durchgeführt. Damit sollen psychisch Kranke vom Einkauf über das Kochen bis zum Behördengang wieder auf ein „normales Leben" eingeübt werden. In Verbindung mit dem Evangelischen Gemeindedienst wird gerade auf diesem Gebiet ein gutes Stück ökumenischer Zusammenarbeit praktiziert.

Bemerkenswerten Erfolg hat der SKF in Ratingen mit der 1983 zunächst ehrenamtlichen und seit 1985 auch professionellen Nichtseßhaftenbetreuung zu verzeichnen. Derzeit sind es 70 Personen, die auf diese Weise betreut werden. Zahlreiche Nichtseßhafte konnten mittlerweile über sogenannte Trainingswohnungen wieder in ein „normales Leben" mit normaler Arbeit zurückgeführt werden. Es begann mit den zunächst von Privatleuten zur Verfügung gestellten Bauwagen, in denen die vorher auf Parkbänken nächtigenden Nichtseßhaften untergebracht wurden, dann waren es vor dem Abbruch stehende Häuser, in denen ein Domizil geboten wurde. Dann konnte das von der Stadt für 320 000 Mark erworbene und umgebaute Holzhaus, das auf der BUGA in Düsseldorf als Verwaltungsgebäude gedient hatte, bezogen werden. Dort haben 20 Nichtseßhafte wieder eine feste Bleibe gefunden. Hinzu kam das von der Stadt genehmigte sogenannte „Containerdorf" am Felderhof, in dem mit vier Kräften wirkungsvolle Nichtseßhaften- und Obdachlosenarbeit betrieben wird. Zusätzlich wird immer noch viel ehrenamtliche Arbeit geleistet, vor allem von den SKF-Frauen der „ersten Stunde" , die überhaupt den Anstoß zu dieser Arbeit gaben.

Mittlerweile arbeiten die Nichtseßhaften und Obdachlosen selbst schon mit, indem sie mit einem LKW die notwendigen Fahrten unternehmen für Möbel- und Kleiderkammern des SKF, die vor allem von Aussiedlern und Asylbewerbern in Anspruch genommen werden. Gut erhaltene Möbel und ganz besonders Kleidungsstücke werden in den beiden Kammern gerne angenommen.

Ganz enorm läuft die 1987 vom Jugendamt der Stadt übernommene und nun mit einer vollen Kraft betriebene Tagespflege für Kinder. Dabei handelt es sich um

ein besonders wirkungsvolles Instrument der Jugendhilfe. Es sind vor allem in Arbeit stehende Alleinerziehende, die ihre Kinder an Pflegeeltern übergeben. Derzeit sind es 80 Tagespflegekinder, die von 71 Tagesmüttern betreut werden. Für die „Tagesmütter" wurden eigens von Sozialarbeitern geleitete Gesprächskreise eingerichtet, in denen die auftretenden Probleme aufgearbeitet und auch mit den Eltern geklärt werden können.

Im St. Marien-Krankenhaus könnte man sich einen Tag ohne den Einsatz der vom SKF gestellten „Blauen Engel" gar nicht mehr vorstellen. Eine andere Gruppe von Frauen hat den Besuchsdienst im Altenkranken- und pflegeheim übernommen. Diese Arbeit ist besonders wichtig, deshalb sucht der SKF dringend noch weitere engagierte Frauen, aber auch Männer, die bereit sind, hier zu helfen.

Verhältnismäßig ruhig ist es derzeit in dem neu aufgenommenen Aufgabenbereich der Aidshilfe. Dafür hat sich Elisabeth Stockinger in Düsseldorf einer entsprechenden Spezialausbildung unterzogen und anschließend auch schon zwei junge Menschen bis in den Tod begleitet.

Stark gefragt ist dafür die Schwangerschaftskonfliktberatung, in der allein im abgelaufenen Jahr an die 60 Beratungen durchgeführt wurden. Es waren vor allem alleinstehende Frauen, aber auch 15 Ausländerinnen, die Rat und Hilfe suchten. Man vermerkt eine hohe Zahl von „echten Konfliktberatungen" . Dazu gehört auch das neueste Projekt des Ratinger Sozialdienstes Katholischer Frauen, nämlich das „Projekt Wohnen + Leben" , eine Hilfe für Mütter und junge Erwachsene.

Die großzügige Schenkung eines Grundstücks durch die katholische Pfarrgemeinde St. Peter und Paul ermöglichte dem SKF die Planung eines Appartementhauses mit verschiedenen Wohnformen für 23 Personen. Damit soll vor allem jungen Frauen mit Kindern und jungen Erwachsenen, die aus ihrer Notlage heraus keine Wohnung finden oder nicht in der Lage sind, einen eigenen Haushalt zu führen, Hilfe zur Selbsthilfe geboten werden. „Wohnen und selbständiges Leben in Eigenverantwortung will gelernt sein" , sagt dazu Edith Bohnen und verweist darauf, daß der SKF durch seine jahrzehntelange Arbeit mit den Hintergründen sozialer Notlagen, in die junge Menschen ohne eigenes Verschulden geraten können, vertraut ist. Gelingen wird die Realisierung dieses Vorhabens aber nur, wenn sich der SKF auch auf die Unterstützung der Bürger, der Institutionen und der Firmen stützen kann.

Daß beim Ratinger SKF Hand angelegt wird, wo es nötig ist, das konnte man an dem Haus an der Wallstraße beobachten. Es wurde seinerzeit mit Hilfe kirchlicher Stellen und mit der Unterstützung durch Ehemänner und sonstige hilfsbereite Menschen vom Keller bis zum Dachfirst nach den besonderen Bedürfnissen des Sozialdienstes Katholischer Frauen ausgebaut. Die Mitarbeiter werden über den Generalstellenplan der Diözese, über den Landschaftsverband, den Kreis und die Stadt finanziert.

Dr. Richard Baumann

Durch die Bank gut versichert.

...Wie das Leben so spielt. Für sein Glück muß man was tun. Ich mach' das jetzt mit der Lebensversicherung bei der Deutschen Bank...

db Versicherung
Lebensversicherungs-AG der Deutschen Bank

Am 6. Dezember 1992 wurde der langjährigen Vorsitzenden des Sozialdienstes Katholischer Frauen e. V., Ratingen, Frau Edith Bohnen, vom Heimatverein „Ratinger Jonges" die „Dumeklemmer-Plakette" verliehen. In der Feierstunde im Foyer des Stadtmuseums, die musikalisch umrahmt wurde von Stefanie Erwin (Bratsche) und Markus Lafleur (Klavier), hielt der erste stellvertretende Bürgermeister unserer Stadt, Herr Wolfgang Diedrich, die Laudatio auf Frau Bohnen, die damit als erste Frau von den „Ratinger Jonges" geehrt wurde. Wir geben hier die Rede von Herrn Diedrich und die Dankesworte von Frau Bohnen im Wortlaut wieder:

Lieber Baas Heinz Beyer!
Sehr verehrte Frau Bohnen!
Lieber Herr Bohnen!
Verehrte Gäste, liebe Jonges!

Es gibt Tage, auf die man sich ganz besonders freut. Heute ist so ein Tag für mich, und ich denke, auch für Sie alle, die Sie in so großer Zahl gekommen sind, um der Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette" der „Ratinger Jonges" an Edith Bohnen den würdevollen Rahmen zu geben.

Als Baas Heinz Beyer mir sagte, daß die Jonges in diesem Jahr Edith Bohnen mit der „Dumeklemmer-Plakette" auszeichnen wollen, habe ich spontan geantwortet: „Mensch, das ist eine tolle Wahl!" Solche Reaktionen dürfte der Baas auch bei allen anderen erhalten haben, denen er von der Ehrung, bei der zum ersten Mal ein Ratinger We-it von den Jonges ausgezeichnet wird, erzählt hat.

Edith Bohnen ist ein Glücksfall für unsere Stadt Ratingen, ein sozialpolitisches Pfund, ein Mensch mit hellem Verstand, fröhlichem Herzen und tatkräftiger Hand. Mit dem Blick für die nötigen Dinge des Lebens hat sie in Ratingen für Menschen in Not Hilfe geschaffen.

Mir als Kommunalpolitiker tut es weh, wenn ich an dieser Stelle einfach feststellen muß, daß bei allem Wohlstand unserer Gesellschaft und dem engmaschigen sozialen Netz es eben doch eine traurig große Zahl von Menschen in sozialer Hoffnungslosigkeit auf der Schattenseite des Lebens gibt. Dies ist ein Armutszeugnis in des Wortes ureigenster und auch wertender Bedeutung. Das Bewußtsein auch der Kommunalpolitiker in Ratingen für diese Probleme hat Edith Bohnen entscheidend vorangetrieben. Sie hat eine Vielzahl von praktischen Hilfen selbst leisten können oder auf den Weg gebracht.

Seit 13 Jahren ist sie die Vorsitzende des Sozialdienstes Katholischer Frauen (SKF) in Ratingen. Der Dachverein wurde 1899 in Dortmund gegründet. In unserer Heimatstadt ist er mit einer Untergliederung 1908 ins Leben gerufen worden. Sein Anliegen war es, alleingelassenen Frauen, Mädchen und Kindern zu helfen. Vielfach wurden Vormundschaften und Pflegschaften übernommen. Mit Edith Bohnen hat eine Epoche, nicht nur in diesem Verein, sondern im gesamten sozialen Leben Ratingens mit umfassender, verantwortungsvoller und selbstloser Hilfe für notleidende Menschen begonnen. Dies läßt sich auch an der Vereinsentwicklung absehen. Aus der anfänglichen Arbeit heraus hat Edith Bohnen spezielle Dienste aufgebaut. Sie hat die konkreten Notlagen der Menschen gesehen und pragmatische Hilfen geplant und organisiert. Dabei hat sie eine gute Zusammenarbeit mit den Vertretungen und Verwaltungen von Stadt Ratingen, Kreis Mettmann und dem Landschaftsverband Rheinland sowie dem evangelischen Gemeindedienst und dem Diözesan-Caritasverband in Köln gepflegt. Und dies geschah in ökumenischem Geist.

Das Ergebnis waren ganz konkrete Hilfen:

Z. B. waren die Mitteilungen der Stadtverwaltung über bevorstehende Zwangsräumungen von überschuldeten Familien wegen Mietschulden Anlaß für Frau Bohnen, nach Auswegen zu suchen. Betrieben wurde zunächst eine Entschuldung auf ehrenamtlicher Basis. 1981 konnte dann durch Einstellung eines Sozialarbeiters eine der ersten offiziellen Schuldnerberatungen in der Bundesrepublik beim SKF Ratingen eingerichtet werden. Eine Sensibilisierung der Ratinger Öffentlichkeit für die Problematik Überschuldung, so hat sie einmal gesagt, sei ein nicht einfacher Prozeß gewesen. Aber das hat Edith Bohnen ja noch nie von einem Vorhaben, was sie als richtig erkannt hat, abbringen können. Die Schuldnerberatung konnte kürzlich nach erfolgreichen zehn Jahren ihr Jubiläum feiern. Durch die Schuldnerberatung konnte nicht nur ein weiterer sozialer Abstieg vieler Familien verhindert werden, vielmehr wurden durch oft langjährige intensive Zusammenarbeit ein vollständiger Abbau des Schuldenberges und neue Lebensperspektiven geschaffen. Als wichtigstes Ziel der zukünftigen Arbeit hat hier Edith Bohnen völlig zu Recht den Ausbau der Prophylaxe angemahnt.

Weiteres Hilfsprojekt war eine Möbelkammer, die Edith Bohnen in Zusammenarbeit mit dem Sozialamt organisierte. Diese Möbelkammer wurde dann ehrenamtlich von Frauen des SKF geleitet. Das Sterben einer wohnungslosen Frau in einer Garage, zu der man Frau Bohnen gerufen hatte, war ein Schlüsselerlebnis, sich um die Nichtseßhaften in Ratingen zu kümmern. Sie besorgte mit Hilfe ihres Mannes zwei Bauwagen, und die Stadtverwaltung stellte zwei weitere dazu, so daß fürs erste keine Nichtseßhaften mehr im Winter erfrieren mußten. Außerdem hatten diese Menschen jetzt erstmals wieder eine feste Adresse für Renten-, Alten- oder Sozialhilfe. Folge war die Gründung eines Freundeskreises für die Nichtseßhaften, der bereits 1983 ehrenamtlich 30-40 Perso-

nen betreute und der auch heute noch aktiv ist. 1985 wurde ein Sozialarbeiter für die Nichtseßhaftenhilfe beim SKF angestellt, 1988 ein zweiter. Die Stadtverwaltung stellte eine ehemalige Baracke der Düsseldorfer Bundesgartenschau auf. Mit Hilfe von Herrn Bohnen wurden Wohnräume für 20 Nichtseßhafte, Büros für Sozialarbeiter, Betten und Duschen darin untergebracht und sogar Waschmaschinen aufgestellt. Die Möbelkammer - und hier schließt sich der Kreis - deren Arbeit sich enorm erweitert hatte, wurde von der Nichtseßhaftenhilfe übernommen. Sie dient als Resozialisierungsmöglichkeit. Heute sind dort sechs Personen beschäftigt.

1981 und 1984 hat Frau Bohnen zwei Kontaktkreise für psychisch Kranke ins Leben gerufen, die von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen selbständig geleitet werden.

1987 organisierte sie „Betreutes Wohnen" für psychisch Kranke und konnte unter Mithilfe des Landschaftsverbandes Rheinland dafür eine Sozialarbeiterin für halbe Tage anstellen. Später ist es ihr gelungen, eine Begegnungsstätte für psychisch Kranke in städtischen Räumen einzurichten, in der sich haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter des SKF um die Besucher kümmern. Mit Hilfe von Sponsoren gelang es, eine ehrenamtlich geleitete Fahrradwerkstatt zu gründen, in der psychisch Kranke einige Stunden in der Woche beschäftigt werden. Die Bemühungen mündeten in einem anerkannten Sozial-Psychiatrischen Zentrum, welches in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Gemeindedienst in Ratingen zum Wohle seiner Schutzbefohlenen wirkt.

1982 wurde von Edith Bohnen in Absprache mit dem Marienkrankenhaus in Ratingen eine konfessionsübergreifende Krankenhaushilfe mitgegründet. Wir kennen die Damen, die hier tätig sind, alle als „Blaue Engel" . Auch eine Altenheimhilfe wurde ins Leben gerufen. Beide Gruppen werden von Mitgliedern des SKF ehrenamtlich geleitet. Die Frauen entscheiden selbständig über ihre Arbeit und koordinieren sie.

1987 erklärte sich Frau Bohnen bereit, im Auftrag der Kommune die Vermittlung von Tagespflegestellen für Kinder und die Beratung von Tagesmüttern durch den SKF zu übernehmen.

Aus der Dienststelle des SKF mit zwei Sozialarbeiterinnen und einer halbtags arbeitenden Schreibkraft ist in den 13 Jahren, in denen Frau Bohnen Vorsitzende des Sozialdienstes ist, eine Einrichtung mit 20 Angestellten geworden. Hinzu kommt die stolze Zahl von über 100 ehrenamtlich tätigen Frauen und Männern in den verschiedensten Problembereichen.

Um auch überregional das Verständnis für die Notleidenden zu wecken bzw. zu stärken, hat Frau Bohnen vor zehn Jahren die Diözesan-Arbeitsgemeinschaft der Sozialdienste Katholischer Frauen im Bistum Köln mit gegründet und war sechs Jahre deren Vorsitzende. Bei diesen vielfältigen Aktivitäten hat Edith Bohnen die ursprüngliche Aufgabenstellung des Vereins nicht aus den Augen gelassen. 1979 war sie im Arbeitskreis der Helferinnen für Mütter in Notsituationen tätig, bis beim Kreisverband des Sozialdienstes Katholischer Frauen und Männer in Mettmann hauptamtliche Schwangerschaftskonflikt-Beraterinnen angestellt werden konnten, die auch in Ratingen beim SKF ihre Sprechstunden halten.

Zur Zeit widmet sie sich einem wichtigen Hilfsprojekt für alleinerziehende Mütter mit Kindern. Nicht nur, aber ganz besonders hier drückt die Wohnungsnot. Edith Bohnen sagt: „Wir brauchen ein Haus". Eine Pfarrgemeinde hat dem SKF jetzt zwar kein Haus, aber ein Grundstück fast kostenlos zur Verfügung gestellt. Nun geht sie ans Werk, ein Haus für alleinerziehende Mütter mit Kindern und junge Erwachsene aus schwierigen sozialen Verhältnissen zu bauen. Und dafür werden tatkräftige Hilfen und Helfer gesucht, die Wege öffnen oder finanziell unterstützen können - hier können wir alle auch ganz praktisch unseren Dank ableisten.

Die Bilanz dieser Taten im Zeichen christlicher Nächstenliebe ist schier endlos. Man fragt sich, wie kann ein Mensch alleine soviel helfen und bewegen? Und woher nimmt diese sympathische Frau mit ihren hellen Augen die Kraft, das alles zu schaffen?

Das Ganze kommt nicht von ungefähr. Im christlich geprägten Elternhaus hat ihre kürzlich verstorbene Mutter, Frau Sophie Kiel, jahrzehntelang in Eckamp und später im neuen Stadtteil West karitatives Engagement vorgelebt. Hier wurde Edith Bohnen auch zu einer verantwortungsvollen, disziplinierten und sparsamen Lebensweise angeleitet und hat schon sehr früh gelernt, resolut und hartnäckig ihren Weg zu gehen und ihren Mann bzw. ihre Frau zu stehen.

Tatkräftige Unterstützung erhält sie dabei von ihrem Mann Peter Bohnen, der das soziale Engagement seiner Frau nicht nur hinnimmt, sondern selbst mit anpackt. Unterstützung leisten auch die beiden Töchter. Edith Bohnen kann nicht anders. Sie steht morgens nicht auf und fragt, was kann ich für mich tun. Ziele ihrer Bemühungen sind immer die Familie und die vielen Schutzbefohlenen und Hilfebedürftigen - und da immer auch die Ärmsten der Armen.

„Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan". Diese Worte von Jesus Christus haben eine große Bedeutung im Leben von Edith Bohnen, diesem sozialen Kraftwerk des lieben Gottes.

Fast leidenschaftlich, dabei aber ungeheuer sachlich und nicht von Sentimentalitäten angetrieben, handelt sie urchristlich. Humanes mitmenschliches Agieren ist dabei bestimmt von einer umfassenden Gesamtschau für die Dinge. Nach dem Motto: „Man bedenke das Ende" schafft sie den richtigen Ansatz mit dem Blick für den erfolgreichen Weg zum Ziel. Tiefes Wissen um die Not der Mitmenschen, Einfühlungsvermögen und Menschenkenntnis sind ihr in die Wiege gelegt. Und sie weiß, daß sie nur mit einer Vielzahl von gleichgesinnten Helferinnen und Helfern die großen Probleme angehen

kann. Motivation zum Ehrenamt ist eine ihrer besonderen Fähigkeiten. Dazu hat sie einmal folgendes in der Presse ausgeführt: „Das Ehrenamt wird allzuoft verkannt als tragisch-aufopfernder Dienst. Eine solche Nächstenliebe ist jedoch falsch verstanden. Denn dabei kommt ungeheuer viel zurück, vor allem eine unbeschreibliche Freude. Dies ist die beste Werbung für uns." Sie hat es dabei geschafft, daß der Helferkreis am Ball bleibt und nicht nach der anfänglichen Euphorie vor den Problemen kapituliert. Solidarität und Hilfsbereitschaft werden da, wie in der urchristlichen Gemeinde, vorgelebt. Sie überzeugt auch öffentliche Institutionen und nicht zuletzt uns Kommunalpolitiker. Ich selbst habe ihre Arbeit im Jugendhilfeausschuß kennen - und schätzen - gelernt. Edith Bohnen kommt dabei eine außergewöhnliche Gabe zugute. Sie bringt ihre Vorstellungen über. Sie überzeugt in ihrer Verhandlungsführung und schafft es, daß man nicht abseits stehen kann. Mit der ihr eigenen sanften Gewalt zwingt sie die Mitmenschen, Stellung zu beziehen. Der Funke springt über. Für ein Ausweichen nach dem Motto „Das geht mich nichts an" besteht nicht die geringste Chance. Und man weiß jederzeit, daß hier ein Mensch für andere und nicht zum Eigennutz wirkt. Dies ist in der heutigen Zeit, in der der Egoismus stetig zunimmt und sich immer mehr Menschen aus der Gesellschaft verabschieden, eine absolute Ausnahme,die auch uns kommunalpolitisch Tätigen Mut gibt, den entsprechenden Einsatz zu bringen.

Außergewöhnlich ist auch, wie sie den Menschen gegenübertritt, die in Not sind. Diese Menschen erfahren keine mitleidige, demütigende, sondern eine aufbauende, aufrichtende Hilfe. Sie vermittelt stets, daß jeder Mensch Gottes Geschöpf und damit wichtig und wertvoll ist. Es müssen Menschen wie Edith Bohnen gewesen sein, die die Väter unseres Grundgesetzes zu der Festlegung veranlaßt haben: „Die Würde des Menschen ist unantastbar."

Mit Edith Bohnen werden heute auch all jene Helferinnen und Helfer von den „Ratinger Jonges" ausgezeichnet, die in unserer Heimatstadt in vielen Organisationen ehrenamtlich im Dienst am Nächsten wirken, ein Stück des Weges mit Edith Bohnen gegangen sind oder an anderer Stelle ihren wertvollen Dienst tun.

Möge Gott Edith Bohnen weiterhin die Kraft und Gesundheit verleihen, ihren Weg zum Wohle der ganzen Stadt weiterzugehen.

Liebe Ratinger Jonges, darf ich Sie so nennen? „Sehr geehrte" paßt irgendwie nicht zu Jonges.

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrter Herr Diedrich,
sehr geehrte Damen und Herren,

geehrt zu werden, liegt mir eigentlich gar nicht! Daß ich mich über ihre Ehrung dennoch freue und ihnen dafür herzlich danke, hat mehrere Gründe:

1. Ich möchte die Auszeichnung für meinen Verein annehmen, der seit 1908 in Ratingen besteht, für all die ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in diesen Jahrzehnten Ratinger Bürger in sozial schwierigen Verhältnissen bei der Bewältigung ihrer Probleme unterstützen und unterstützt haben.

2. Es freut mich, daß Sie, die „Ratinger Jonges" , also eine reine Männervereinigung, eine Frau auszeichnen! Wenn das nicht fortschrittlich und nachahmenswert ist, natürlich auch umgekehrt für Frauenvereinigungen!

3. Als Herr Beyer und Herr Ipach mir Ihre Ehrung antrugen und erwähnten, daß es 500 „Ratinger Jonges" gibt, konnte ich einfach nicht widerstehen, denn ich sah ein Heer von evtl. zukünftigen in irgendeiner Form ehrenamtlichen Helfern vor mir! (Eine unglaubliche Vision!)

Heute werde ich mich mit der konkreten Werbung noch zurückhalten!

Daß Sie mit dieser Auszeichnung auf die soziale Arbeit in Ratingen aufmerksam machen und ihr einen Stellenwert in der Öffentlichkeit geben, freut mich besonders; denn ich möchte es offen aussprechen, soziale Not, gleich welcher Art, wird gern übersehen.

Sie ist unangenehm, - sie könnte beunruhigen - und dem geht man aus dem Weg.

Die Geschichte lehrt, daß eine Gesellschaft nur dann auf Dauer bestehen kann, wenn die Würde eines jeden Menschen, auch die des Schwächsten, gewahrt wird.

Daß in Ratingen in den letzten Jahren viel bewegt und zum Guten verändert werden konnte, liegt an der gewachsenen, vertrauensvollen Zusammenarbeit von sozialen Verbänden, Verwaltung und politisch Verantwortlichen aller Fraktionen.

Diese Zusammenarbeit wird in den nächsten Jahren noch stärker gefordert, da sich die Probleme verschärfen.

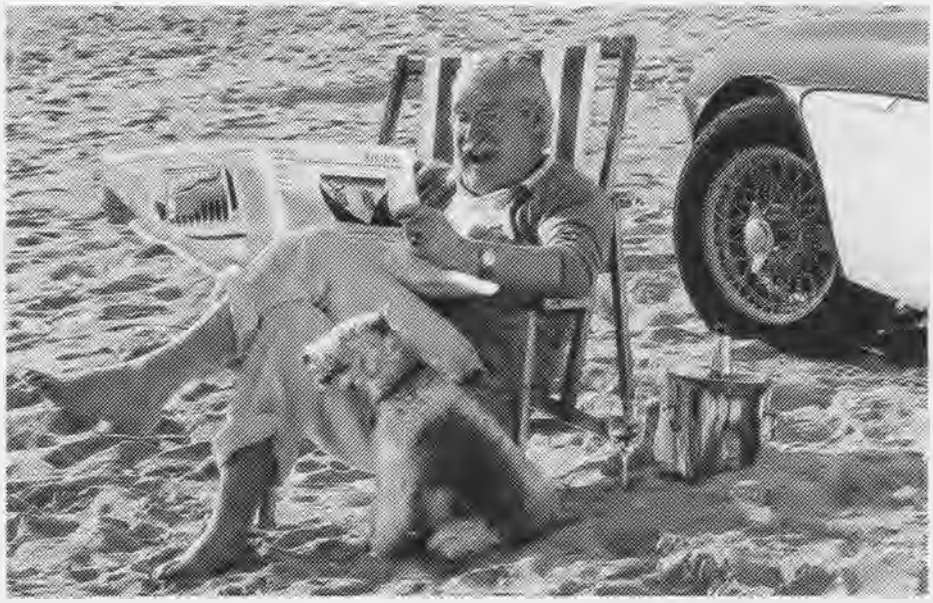
Denken Sie nur an Obdachlosigkeit und Ausländerfeindlichkeit! Ich glaube fest, daß auch diese Probleme aufgefangen werden können, bevor sie eskalieren, daß wir gemeinsam präventiv einiges mehr tun können, z. B. mehr Nachbarschaftshilfe, weniger Ausgrenzungen und Pflege von Vorurteilen.

Schäden zu korrigieren ist oft unmöglich und kostet die Allgemeinheit viel Geld.

Zum Abschluß dazu ein einfaches Rechenexempel, das mich unter anderem motiviert, im SKF zu arbeiten:

„Wenn einer nur immer einem helfen wollte, wäre allen geholfen!"

Ich danke Ihnen!



Er muß einen guten Wertpapierberater haben.

Dieser Mann braucht sich keine Sorgen mehr zu machen. Jetzt arbeitet sein Geld für ihn. Er hat es in Aktien und festverzinslichen Wertpapieren angelegt. Gemeinsam mit ihm hat sein Wertpapierberater bei der Commerzbank eine Anlagestrategie entwickelt, die individuell auf seine Bedürfnisse zugeschnitten ist. Und selbst bei fallenden Börsenkursen fühlt er sich gut aufgehoben.

Denn mit einer richtigen Anlagestrategie kann er sich jederzeit getrost zurücklehnen.

Ratingen, Marktplatz 8, ☎ (0 21 02) 2 01 00

Ratingen-Lintorf, Lintorfer Markt 2, ☎ (0 21 02) 3 10 76

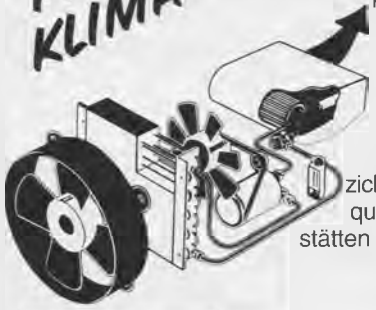
COMMERZBANK
Die Bank an Ihrer Seite

GARTENGERÄTE-SERVICE
STRACK GMBH
Inh. Roman Gibbels
Reparatur und Wartung von Gartengeräten
Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. (0 21 02) 3 17 87 · Fax (0 21 02) 3 47 34

PVV VERLAG
PVV-Verlag Alfred Preuß
Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen-Lintorf

Rat und Hilfe finden Sie bei
BESTATTUNGEN KLEINRAHM
Erledigung aller Formalitäten
Hausbesuche in allen Stadtteilen
SCHREINEREIBETRIEB
Am Heck 2, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 64 62 + 3 44 22

PRIMA KLIMA
Auto-Klimaanlagen von DIAVIA erfüllen alle Voraussetzungen, damit Sie auch an drückendheißen Sommertagen entspannt und sicher ans Ziel kommen. Maßgeschneidert für über 250 Automodelle zum nachträglichen Einbau, mit Original-Bedienungselementen, bieten Auto-Klimaanlagen von DIAVIA das ganze Jahr über angenehme Temperaturen für Sie und Ihre Mitfahrer.



Und selbst im Urlaub brauchen Sie auf den DIAVIA-Service nicht zu verzichten. Ein dichtes Netz qualifizierter Fachwerkstätten steht in ganz Europa für Sie bereit.

Diavia auto·klimaanlagen
Ihr Spezialist für Technik rund um's Auto:
AUTO HAUS LINTORF
Am Schließkothen 11 + 13
40885 Ratingen (Lintorf)

TUI Profi Partner · DERTOUR · ADAC Reise GmbH · DERTOUR · TUI Profi Partner

IATA · DER · DB

REISEBÜRO
WENNMANN
der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!
Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 10 58 · Telefax (0 21 02) 3 29 33

Wir vermitteln alle wichtigen Reiseveranstalter, **alle Ziele für Ihren Urlaub** mit Linie oder Charter, Kreuzfahrten, Fähren, **Bahnfahrkarten zu Originalpreisen** und Platzreservierungen, Mietwagen sowie Vermittlung aller notwendigen Reiseversicherungen. **Unser Service:** Visa-Besorgungen sowie aktuelle Informationen über Impf- und Zollbestimmungen. Verkauf von Theater-, Musical- und Opernkarten zu Ihrer Reise.

Full-Service für Geschäftsreisen. Int. Hotelreservierungen, weltweit. **Flugscheine, auch über Kreditkarten** und falls notwendig mit Hinterlegung am Flughafen.

Unser **START-Reservierungssystem** ist direkt mit den wichtigsten Reiseveranstaltern und Hotelgesellschaften verbunden. Sie erhalten Ihre Bestätigung meistens sofort per Computer.

Lernen auch Sie unseren Service schätzen, denn **wir wissen, wie wichtig Ihnen Ihr Urlaub bzw. Ihre Dienstreise ist.** Für alle Reisen haben Sie Ihren Ansprechpartner.

airtours Urlaub mit Linie · seetours · ROBINSON CLUB

LTU TOURISTIK · JAHN REISEN · THR TOURS · MEIER'S WELTREISEN · TRANSAIR · LTU INTERNATIONAL AIRWAYS

Ein Dorf, zwei Bäcker, ein Verein -
wo könnt das Leben schöner sein!
In jedem Jahr die neue „Quecke",
der Bäcker liegt gleich an der Ecke.

Die „Quecke" ist so jung und frisch
wie des Bäckers Backwaren
auf dem Tisch.

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19
Telefon 32198

Wir sind immer für Sie in Aktion

Hellbach

Lintorf - Speestraße 18-20

Galerie "Les Beaux Arts"

ständig wechselnde Ausstellungen
Original-Graphiken
Bronzeskulpturen
***Einrahmungen jeder Art** in eigener Werkstatt.*
Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Di.-Fr.: 10.00 bis 13.00, 14.00 bis 18.00 Uhr
Do.: bis 20.30 Uhr
Sa.: 10.00 bis 14.00 Uhr · Mo.: geschlossen!
Lintorfer Markt 6 · Ratingen-Lintorf · Telefon 37136

GLAS UND SPIEGEL
VITRINE

Glasmöbel
Tische, Vitrinen, Regale u.s.w. fertigen wir nach Ihren Wünschen und Maßen

Glasvitrinen
für den Wohn- und Geschäftsbereich

Spiegel
Gebrauchsspiegel nach Ihren Maßen · Dekorationsspiegel

Wohnaccessoires · Paperweights

FRIEDO ECKERT
BAUELEMENTE GMBH

Unser Lieferprogramm:
Kömmerling Kunststoffenster, Holzfenster, Aluminiumfenster, Faltanlagen, Rolladen, Rolladenmotoren, Markisen, Jalousien, Videoüberwachungsanlagen, Brandmeldeanlagen, Alarmanlagen, Isolier- und Sicherheitsglas, Garagentorantriebe, Tresore

Unser Dienstleistungsbereich:
Beratung und Planung von Sicherheitsmaßnahmen rund ums Haus, Reparatur und Wartung aller Fensterfabrikate, Beseitigung von Einbruchschäden

Schauen Sie doch mal rein,
wir beraten Sie gerne.

RATINGEN LINTORF · KRUMMENWEGER STRASSE 21
TELEFON 02102/34878

ENGELMANN
RAUMAUSSTATTUNG

Gardinen + Gardinenreinigung
Teppichboden + Teppichbodenreinigung
Rollos, Jalousien, Markisen und Polsterarbeiten

Konrad-Adenauer-Platz 18 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/37191 · Telefax 02102/37191

Malermeister
Frank Drews

vormals Alfred Seul

Ausführung sämtlicher Malerarbeiten

Speestraße 9
40885 Ratingen
Tel.: 02102/31326

Duissernstraße 109
47058 Duisburg 1
Tel.: 0203/336745
Fax 0203/336745

M U S I K H A U S
Musikunterricht · Service

Kohnen

Konrad-Adenauer-Platz 24, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/36439

Wenn's um Sport geht

40885 Ratingen, Speestr. 25
Telefon 02102/37177

KARL HEINZ PETRIKOWSKI

Glasermeister
Reparatur-Schnelldienst

Kunst- und Bauglaserei
Glasschleiferei
Glashandlung
Blei- und Messingverglasung
Bildeinrahmung

Lintorfer Str. 30, 40878 Ratingen, Tel. 26564

Alles für ein schöneres Zuhause!

- Küche
- Wohnen
- Schlafen

Einrichtungshaus
DIE WOHNBERATER
40885 Ratingen-Lintorf
Duisburger Straße 16
☎ 32862

Eine Garantie für solide Handwerksarbeit

Sanitär - Vogt
+
Heizung

Duisburger Str. 84
u. Weidenstraße 5

Ihr Spezialist
für die Badrenovierung

Telefon 3 56 18

Jeden Freitag kostenlose Anlieferung*
DAS GROSSE HOLZPROGRAMM

Für den Innenausbau:
Wachsglanz-Profilholz OSMO, Fertigparkett, Fußbodenbretter, Paneele, Kassetten, Spanplatten, Leimholz, Deko-Balken nach Maß, Eisenwaren und umweltfreundlicher Holzschutz...

Für den Garten:
Zäune, Tore, Terrassenbeläge, Spielgeräte, Palisaden, Teiche, Pergolen, Sichtschutz, Blumenkästen, Komposter - alles druckimprägniert.

Gartenhäuser
Überdachungen
aus Leimbindern und Plexi-Stegdoppelplatten.

* Großraum Ratingen

Holz Zimmermann GmbH
Ratingen-Lintorf · Kalkumer Straße 36 · Telefon 31047 · Telefax 37605 · Montag-Freitag 8.00-17.00 Uhr

Schwester Maria Bonifaza tritt in den Ruhestand

Nach über 40 Jahren im Schuldienst und nach 33 Jahren als Leiterin der Liebfrauenschule Ratingen tritt Schwester M. Bonifaza Brimmers in den Ruhestand. In diesen 33 Jahren hat sie 35 Abschlußklassen entlassen (einschließlich zwei Kurzschuljahrgänge) und dabei 2186 Schülerinnen feierlich das Abschlußzeugnis überreicht.

Schwester M. Bonifaza vom Orden der Schwestern Unserer Lieben Frau, dem sie seit 1947 angehört, kam im April 1960 nach Ratingen, um die Leitung der Liebfrauenschule zu übernehmen.

Ihre Amtszeit war gekennzeichnet durch eine stetige Vergrößerung der Liebfrauenschule. Im Jahre 1960 wurden etwa 200 Schülerinnen in sechs Klassen an der Schwarzbachstraße unterrichtet.

„Damals war sogar schon das Hauptgebäude zu klein für die Realschule. Wir teilten uns den Platz mit der Frauenfachschule, einer berufsbildenden Schule und dem Kindergarten", erinnert sich Schwester M. Bonifaza.

Die Zeiten änderten sich indes schnell. Bald zogen der Kindergarten und die Frauenfachschule aus, und irgendwann wurde das Hauptgebäude auch für die Realschule zu klein.

Auf dem schönen Schulhof, eigentlich eher einem Park, wurde 1967 der erste Schulpavillon, genannt „Waldschule" , errichtet. Danach stieg die Zahl der Schülerinnen weiter an. So wurden in den folgenden Jahren unterrichtet:

Jahr	Schülerinnen
1960	207
1965	280
1970	430
1975	589
1980	659
1985	616
1992	628

Schwester Maria Bonifaza (Mitte) bei ihrer Verabschiedung.
Rechts neben ihr Schwester Maria Hildegard, Oberin des Hauses, links Schwester Maria Hatwig, Provinzoberin, und Bürgermeister Hugo Schlimm

Zur Zeit sind an der Liebfrauenschule etwa 652 Mädchen eingeschrieben, die in 21 Klassen unterrichtet werden.

Noch heute kennt Schwester M. Bonifaza die meisten der von ihr zum Abschluß geführten Schülerinnen, dies sind immerhin über 2000, mit Namen. Das spricht nicht nur für das ausgezeichnete Namensgedächtnis von Schwester M. Bonifaza, sondern auch für das besonders enge Verhältnis der Schulgemeinschaft.

Höhepunkte im Leben der Liebfrauenschule und der Schulleiterin gab es mehr als genug. So meinte Schwester M. Bonifaza: „Wir haben sehr viel gelacht und gerne gefeiert. Vielleicht sind die Mädchen deshalb so gerne zu uns gekommen". Höhepunkte waren vor allem die kulturellen Anlässe wie Konzerte, Theateraufführungen, Martins- und Nikolausfeiern, Karnevalsveranstaltungen, die Sport- und Sommerfeste, die Entlassungsfeiern sowie die Studienreisen der Schülerinnen.

Nicht vergessen darf man den 5. Juni, den Namenstag von Schwester M. Bonifaza, der an der Liebfrauenschule immer einen besonderen Anlaß zum Feiern bot.

Als Lehrerin für Englisch, Deutsch und Biologie war Schwester Bonifaza auch im Unterricht voll mit eingespannt.

Ganz besonders lag ihr die Atmosphäre der Schule am Herzen. Die ihr anvertrauten Menschen waren stets eine große Familie. Freundschaftlich, bei Bedarf aber auch streng im Umgang mit Schülerinnen, umsichtig und kollegial, fand Schwester M. Bonifaza als Schulleiterin stets Anerkennung.

Das religiöse Element war wichtig im Unterricht und im Alltag, christliches Handeln stand stets im Vordergrund.

Unter der Leitung von Schwester M. Bonifaza wurde die Liebfrauenschule hervorragend ausgestattet, erweitert und modernisiert.

Parallel zum äußeren Ausbau wurde auch das „Innenleben" der Liebfrauenschule ständig erneuert.

Zur Geschichte der Liebfrauenschule

1901	Eröffnung des Lyzeums
1910	Übernahme der Schule durch die Schwestern Unserer Lieben Frau
1911/12	Neubau von Schule und Internat an der Schwarzbachstraße
1967	Neubau Schulpavillon „Waldschule" I
1975-78	Umbau der Internatstrakte
1978	Schulpavillon „Waldschule" II Umbau und Erweiterung der Physik- und Chemieräume
1980/81	Errichtung der Doppelturnhalle
1984	Einrichtung des Computer/Informatik-Arbeitsraumes
1985	Beginn des Tagesinternates
1986/87	Umbau der ehemaligen Turnhalle als Aula/Päd. Zentrum
1989	Anerkennung als Fördereinrichtung für spätausgesiedelte Schülerinnen
1990	Beginn des Tages internates für Aussiedler-Schülerinnen
1990	Einrichtung des Schwerpunktkurses „Informatik"

Die musische Bildung und Förderung aller Schülerinnen lag Schwester M. Bonifaza von Anfang an am Herzen. Dies zeigen besonders die jährlichen Schulkonzerte (Sommer/Weihnachten) in der Aula der Liebfrauenschule bzw. der Stadthalle Ratingen.

Chor, Orchester und Band führten die Zuhörer in die Welt der Musik.

Mit dem Konzert im Juni 1993 unter dem Motto

„We are the children"

wurde nochmals ein ganz besonderer Dank an Schwester M. Bonifaza zum Ausdruck gebracht.

Mit dem Refrain:

We are the world, we are the children

We are the ones who make a brighter day

so let's start giving

There's a choice we're making

We're saving our own lives

It's true we'll make a better day

Just you and me

waren nicht nur Chor, Orchester und Band, sondern der vollbesetzte Saal der Stadthalle Ratingen vereint.

Um die Not der Bevölkerung in Polen ein wenig zu lindern, wurde von Schwester M. Bonifaza unter Mitwirkung von Schwester M. Beatrix und des Internates sowie der ganzen Schulgemeinschaft im Frühjahr 1982 eine großangelegte Paketaktion ins Leben gerufen. Die Begeisterung, die seinerzeit hierdurch ausgelöst wurde, war für alle, Lehrerkollegium, Schüler und Eltern eine Verpflichtung, diese auch so schnell wie möglich in die Tat umzusetzen.

So wurden in der Zeit von Oktober 1982 bis zum heutigen Tage 14 Transporte nach Lodz und Breslau und seit 1990 vier Transporte nach Tula/Malcoci am Schwarzen Meer (Rumänien) durchgeführt.

Insgesamt wurden ca. 160 t Lebensmittel und Kleidung als Hilfsgüter nach Polen und Rumänien transportiert und eine Summe von 112.000 DM aufgebracht.

Begleitet wurden die Transporte immer durch zwei oder drei Lehrer/innen der Liebfrauenschule und von ein oder zwei Schwestern des Ordens, gelegentlich auch von Freunden, die die Aktion besonders unterstützten.

Die Hilfsaktionen sind inzwischen ein fester Bestandteil des Schulalltages der Liebfrauenschule geworden.

Am Mittwoch, dem 7. Juli 1993, dem letzten Schultag vor den großen Ferien, fand die offizielle Verabschiedung der Schulleiterin statt. Nach einer gemeinsamen Messe und der Zeugnisausgabe an die Schülerinnen wurde Schwester M. Bonifaza von Kollegen, Eltern, jetzigen und ehemaligen Schülerinnen und Freunden, Stadt und Verwaltung, Vertretern der Ordensgemeinschaft sowie von ihren Mitschwestern herzlich verabschiedet.

Die Ansprachen bildeten eine Reise über mehr als 30 Jahre Schulleben. Viele Erinnerungen an die Anfänge kamen auf. So zitierte

Die Liebfrauenschule an der Schwarzbachstraße in Ratingen

Oberregierungsrätin Hoppe aus dem Protokoll einer Bezirkskonferenz im Jahre 1960 und kam dann zu dem Schluß: „Schwester M. Bonifaza hat nie den Mut und die Geduld verloren. Ihr Wesen ist Menschlichkeit, gepaart mit Humor und Weisheit."

Die Schlußworte gehörten Schwester M. Bonifaza, die sich bei der Schulgemeinschaft herzlich für die vielen Jahre des Zusammenlebens und -arbeitens bedankte und danach ihren Nachfolger an der Liebfrauenschule, Herrn Johannes Steggers, als neuen Schulleiter vorstellte. Herr Steggers verglich den Wechsel mit einem Staffellauf, „der Stab werde an ihn übergeben."

Wir danken Schwester M. Bonifaza nochmals von ganzem Herzen und wünschen ihr Gesundheit und Gottes Segen.

Horst-Werner Altena

Gebet

Herr! Schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

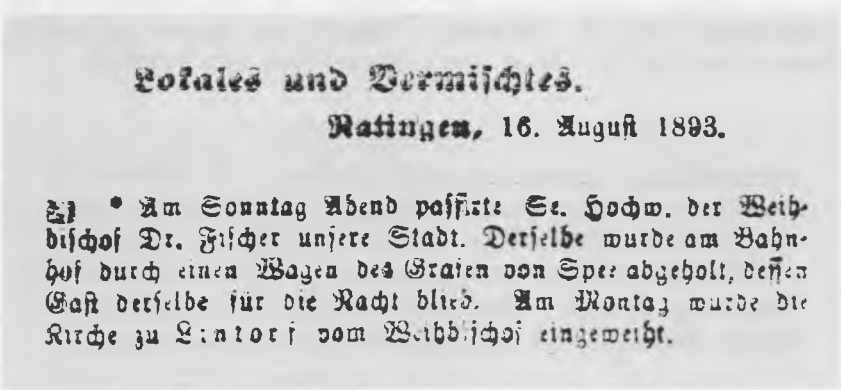
Wolltest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Eduard Mörike

Vor hundert Jahren wurde die St. Anna-Kirche feierlich konsekriert

In der „Ratinger Zeitung" vom 16. August 1893 findet sich in der Rubrik „Lokales und Vermischtes" folgende Notiz:

Am Sonntag Abend passirte Se. Hochw. der Weihbischof Dr. Fischer unsere Stadt. Derselbe wurde am Bahnhof durch einen Wagen des Grafen von Spee abgeholt, dessen Gast derselbe für die Nacht blieb. Am Montag wurde die Kirche zu Lintorf vom Weihbischof eingeweiht."



Lokales und Vermischtes.

Ratingen, 16. August 1893.

Am Sonntag Abend passirte Se. Hochw. der Weihbischof Dr. Fischer unsere Stadt. Derselbe wurde am Bahnhof durch einen Wagen des Grafen von Spee abgeholt, dessen Gast derselbe für die Nacht blieb. Am Montag wurde die Kirche zu Lintorf vom Weihbischof eingeweiht.

Auszug aus der „Ratinger Zeitung" vom 18. 8. 1893

Zur Jahreswende 1876/77 mußte die kleine romanische Dorfkirche Lintorfs wegen Baufälligkeit abgerissen werden, nachdem sie jahrhundertelang Mittelpunkt und Wahrzeichen des Ortes gewesen war. Ihr Aussehen ähnelte dem der Kirchen in Kalkum und Wittlaer, die etwa zur gleichen Zeit erbaut wurden. Man hatte zu lange gezögert, die alte Kirche durch entsprechende bauliche Maßnahmen zu sichern und gründlich zu renovieren. Vor allem das Gewölbe drohte einzustürzen. Im Mai 1877 begannen die Bauarbeiten zu einer neuen Kirche, nun im neuromanischen Stil. Ein Teil der Steine, die beim Abriß der alten Kirche anfielen, wurde für das Fundament der neuen Kirche gebraucht. Am 21. Juli erfolgte die Grundsteinlegung, und fast genau auf den Tag ein Jahr später, am 28. Juli 1878, konnte der Neubau feierlich eingeweiht (benediziert) werden. Zu diesem Anlaß veröffentlichte der damalige Pfarrer Bernhard Schmitz das von ihm selbst verfaßte Heftchen *„Einige geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche, aus Urkunden und alten Kirchenbüchern zusammengestellt vom zeitlichen Pfarrer daselbst. Als Festgabe bei Einweihung der neuen Kirche den 28. Juli 1878."* Es war dies übrigens der erste Versuch, die Geschichte Lintorfs und seiner katholischen

Die St. Anna-Kirche um 1900

Das Innere der St. Anna-Kirche in den 50er Jahren. So etwa mag die Kirche ausgesehen haben, als sie 1893 konsekriert wurde, also vor der Ausmalung durch Heinrich Nüttgens, die Dechant Veiders dann später beseitigen ließ

Pfarre niederzuschreiben. Über den Abriß der alten Kirche, die Bauarbeiten und die Einweihung der neuen Kirche erzählt der Lintorfer Schumacher Johann Hamacher in einem Augenzeugenbericht, den er allerdings erst 50 Jahre später aus der Erinnerung niederschrieb. (Siehe „Quecke" Nr. 48 vom Dezember 1978)

Doch kehren wir nun zu unserer Notiz aus der „Ratinger Zeitung" vom August 1893 zurück. Wie kam es dazu, daß die Benediktion der neuen St. Anna-Kirche zwar schon im Juli 1878 stattfand, die feierliche Konsekration durch einen Bischof aber erst 15 Jahre später, am 14. August 1893, erfolgen konnte? Die Fertigstellung der neuen Kirche fiel in die Zeit des „Kulturkampfes" , einer Auseinandersetzung zwischen dem Staat und der katholischen Kirche, vor allem in Preußen, bei der es um die Durchsetzung der vollen Souveränität des Staates auch auf Gebieten ging, die bisher in den Anspruchsbereich der Kirche fielen. Der Kampf wurde von staatlicher Seite mit den härtesten Mitteln geführt. Der Jesuitenorden wurde im gesamten Reichsgebiet verboten, alle kirchlichen Orden mit Ausnahme der Krankenpflegeorden wurden aufgelöst, ein Gesetz gab der staatlichen Zivilehe den Vorrang vor der kirchlichen Trauung, die Aufsicht über die öffentlichen Schulen wurde der Kirche entzogen und staatlichen Schulinspektoren übertragen, und Geistliche, die in ihren Predigten staatliche Angelegenheiten erörterten, konnten unter Umständen wegen Bedrohung des öffentlichen Friedens mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden („Kanzelparagraph", § 130 a StGB).

Da die katholischen Gläubigen und besonders die Bischöfe und Priester hartnäckigen passiven Widerstand gegen die restriktiven Maßnahmen des Staates leisteten, kam es sogar zu Verhaftungen. Auch den Kölner Erzbischof Paulus Melchers hatte man 1874 in das Kölner Gefängnis „Klingelpütz" eingeliefert. Im Sommer 1876 wurde er von einem Gericht für kirchliche Angelegenheiten abgesetzt und das Generalvikariat des Erzbistums aufgelöst. Bis zur Beendigung des „Kulturkampfes" im Jahre 1885 blieb der Kölner Erzbischofstuhl vakant. Erst am 30. Juli 1885 wurde Philippus Krementz von Papst Leo XIII als neuer Erzbischof von Köln präkonisiert (feierlich ernannt). Es dauerte noch Jahre, bis die kirchliche Ordnung und Verwaltung im Erzbistum Köln wiederhergestellt waren. Daher mußte ein so langer Zeitraum verstreichen, bis Lintorfs neues katholisches Gotteshaus endlich am 14. August 1893 von Weihbischof Antonius Fischer feierlich konsekriert werden konnte. Die deutsche Übersetzung der Konsekrationsurkunde lautet:

„Am 14. August 1893 habe ich, Antonius Fischer, Titularbischof von Juliopolis und Suffragan von Köln, die Kirche und ihren Altar zu Ehren der heiligen Anna, der Mutter der allerseligsten Mutter und Jungfrau, konsekriert und die Reliquien des hl. Märtyrers Eliphius und heiliger Märtyrer aus der Gesellschaft des hl. Märtyrers Gereon und der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen darin eingeschlossen, und heute gewähre ich allen Gläubigen für ein Jahr und am Jahrestag der Konsekration einen Ablaß von 40 Tagen den Besuchern in der in der Kirche üblichen Form."

Weihbischof Antonius Fischer, Titularbischof von Juliopolis in Bithynien mit der Metropole Nicäa, wurde am 30. Mai 1840 in Jülich geboren. Nach der Priesterweihe am 2. September 1863 unterrichtete er als Religionslehrer an einem Essener Gymnasium. Seit Dezember 1888 Domkapitular in Köln, ernannte ihn Papst Leo XIII am 14. Februar 1889 feierlich zum Titularbischof von Juliopolis. Am 1. Mai 1889 wurde er durch Erzbischof Philippus Krementz im Dom zu Köln zum Bischof geweiht. Nach dem Tod seines Vorgängers wählte das Kölner Domkapital Antonius Fischer am 6. November 1902 zum Erzbischof von Köln. Am 14. Februar 1903 bestätigte Papst Leo XIII diese Wahl durch ein Breve. Erzbischof Fischer starb im Jahre 1912 und wurde im Kölner Dom beigesetzt.

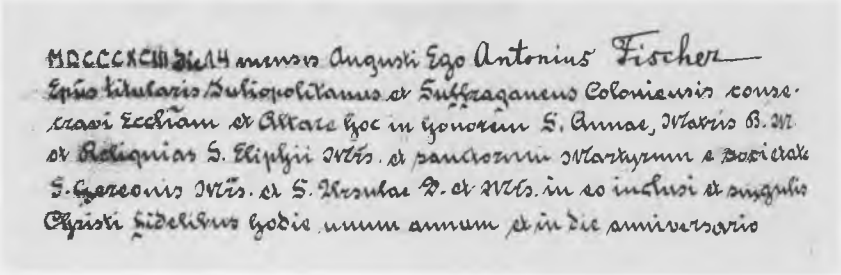
Manfred Buer

Literatur:

Theo Volmert: „Die alte St. Anna-Kirche. Wie es zum Bau der neuen Kirche kam" in: „Quecke" Nr. 48 vom Dezember 1978

Theo Volmert: „St. Anna Lintorf" in: Hans Ferres „Das Dekanat Ratingen" , Hösel 1954

Bei der Zusammenstellung der Daten und der Beschaffung von Bildern und Dokumenten war mir Pfarrer Franz Mezen von der St. Anna-Pfarre sehr behilflich.



Der Anfang der Konsekrationsurkunde vom 14. 8. 1893

Laudatio auf Herrn Pastor Franz Mezen für 25 Jahre Seelsorgetätigkeit an St. Anna, Lintorf

Am Sonntag, dem 29. August 1993, feierte der Pfarrer von St. Anna in Lintorf, Pastor Franz Mezen, sein 25-jähriges Ortsjubiläum. Nach dem feierlichen Gottesdienst in der Pfarrkirche, bei dem der Kirchenchor für seinen Präses die Festmesse von Antonio Caldara mit Solisten und Orchesterbegleitung zu Gehör brachte, waren alle Pfarrangehörigen und Gäste zu einem Empfang in das „Haus Anna" geladen. Kinder des Pfarrkindergartens und der Johann-Peter-Melchior-Schule sowie die Vertreter der kirchlichen Vereine und Institutionen, aber auch des Lintorfer Heimatvereins und der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, deren Präses Pastor Mezen ist, gratulierten ihrem Seelsorger herzlich zu seinem Ehrentag. Musikalisch umrahmt wurde der Empfang durch den Kirchenchor und den Ratingen-Lintorfer Musikschulchor. Die launige Laudatio auf Pastor Franz Mezen hielt der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, Klaus Feil. Er hat seine Rede eigens für die „Quecke" in Verse gesetzt:

In Zeiten, wo das Lachen leiser als sonst gewohnt zu hören ist, da braucht es keine Possenreißer, die werden meistens nicht vermißt.

Nur allzu häufig wird das Leben von Unerfreulichem bestimmt, was vielen Menschen - zugegeben - den Spaß am lauten Lachen nimmt.

Und dennoch gibt es immer Tage, an denen gerne man bekennt, daß g'rade heute - ohne Frage - die Freude man sein eigen nennt.

Die Pfarrgemeinde gratuliert zu 25 Jahren, die mit dem Pastor, ungeniert, wir ziemlich gut gefahren.

***

Im Kreise Ahrweiler geboren, ging er zur Schule, wurde groß, hat als Beruf sich auserkoren: Elektriker - da ist was los.

Ein Elektriker, der muß im Leben, wenn ich als Banker das recht seh', so manchen „Kurzen" oft beheben, denn Strom fließt meist von A nach B.

Nachdem manch' Schaden war behoben, versorgungstechnisch wunderbar, erkannte er: „Der Draht nach oben, ist **die** Berufung doch fürwahr."

„Elektriker von unser'm Herrn" ist heutzutage nun sein Job, manch' christlich Kurzschluß hielt er fern und darin ist der Mann ganz top.

***

Mit neunundzwanzig, ja da ging's, die Priesterweihe, sie stand an, geweiht ward er von Josef Frings, als Kardinal ein starker Mann.

Bonn, Oberkassel, Gerresheim, - steht in der Vita drin- dort zog er

Pfarrer Franz Mezen

als Kaplan einst ein und kam nach Lintorf hin.

Ein Pfarrblatt mußte damals her, das hält den Christ auf Trab, d'rum pflegte das Archiv er sehr und dieses nicht zu knapp.

***

Als Sammler hat in all' den Jahren der Pastor sich hervorgetan, gerad' so wie die Banker waren, denn er nahm jeden Taler an.

Dies Geld - auf Konten wohl verwaltet - das steckte er ins Kirchenhaus und, daß die Kirche nicht veraltet, das zahlte sich dann später aus.

Was wir als uns're Kirche kennen, das darf man nun mit Fug und Recht „Vorzeige-Kirchlein" heute nennen, und das ist wahrlich auch nicht schlecht.

Und nebenbei, die Taler reichten, wurd' auch die Orgel restauriert, nun hofft er nur, daß alle beichten, dann liefe alles wie geschmiert.

Geschmiert indes, ich darf es sagen, wird beim Pastor ganz sicher nicht, ob Frauen oder Mütter tagen, für alle ist es Christenpflicht.

Wenn Karneval der Pfarrer dann die Bühne flink erklimmt, kommt Stimmung auf bei jedermann, und manches Lied erklingt.

So zieht sich das Gemeindeleben meist ganz beständig über's Jahr, und, wie das nun mal ist im Leben, gibt's Weihnachten noch den Basar.

Das Resümee von diesem Streben, ich sage nur, das ist kein Kohl: Ein Pfarrer muß sich weltlich geben, und zwar für das Gemeindewohl.

So ist ihm schwer nur beizukommen, er kennt sich bei St. Anna aus, ist Manager im Grund genommen für Gott und für's Gemeindehaus.

Im Hause Gottes läßt er's klingen, er liebt den Chor, das ist bekannt, d'rum läßt er öfter welche singen, am liebsten dann noch konzertant.

So wundert es auch keinen mehr, daß es ihm konnt' gelingen, dem Kirchenchor und ein paar mehr Flötentöne beizubringen.

Und wenn's partout nicht klappen will, erinnert er sich stets, was er als Schützenpräses will - und siehe da - dann geht's.

So hat er selten freie Zeit, ist stets hoch motiviert, hält sich für alle nur bereit und dieses engagiert.

Ist hilfsbereit als Gottesmann und wirkt mit ganzer Kraft, hat für St. Anna viel getan und vieles schon geschafft.

Er kann auch was sein eigen nennen, was manchmal nicht so angenehm, die Ecken, Kanten, die wir kennen, die machen ihn oft unbequem.

Doch wer sich immer danach richtet, wo stets der Weg ohn' Hindernis, der wird - auch dies sei hier gedichtet - wohl enden in der Finsternis.

D'rum liegt es klar hier auf der Hand, was für St. Anna er getan, das wird schon heute anerkannt und nicht erst kurz vor'm Sensenmann.

Doch lassen Sie es ruhig schäumen, das gottgegeb'ne Temp'rament, ein Einzelkämpfer darf nicht träumen, sonst klaut man ihm das letzte Hemd.

So füge an ich diesen Rat, wie ihr ja alle wißt: Mensch, Pastor, bleib ein Mann der Tat und bleibe wie Du bist!

Geweiht wurd' er im Kölner Dom, beim Frings'schen Priestertreff, ich blicke nunmehr hin nach Rom und red' von seinem Chef.

Im Petersdom, so heißt es immer, da wohnt der Papst, dort wohnt er gut, er hat dort ein paar nette Zimmer, wenn er nicht g'rad 'ne Reise tut.

Der „Eilig Vater" aller Christen düst ständig 'rum in dieser Welt und selbst die Schweizer-Garden wüßten oft gern', wo „Papa" g'rade hält.

Er ist der Boss, er hat das Sagen, für alle Christen gilt sein Wort an guten und an schlechten Tagen, und ganz egal an welchem Ort.

Hierarchisch in der Mitte liegend, folgt dann der Bischof, wie bekannt, nach oben und nach unten wiegend laviert er sich so durch das Land.

Doch wie beim Chef, so hat auch hier die Monarchie das Sagen, und höchstens darf man mal beim Bier den Ungehorsam wagen.

Die Leiter runter, eins, zwei, drei, nun kommen wir vor Ort, die nächste Stufe heißt Pfarrei und dort herrscht Pastors Wort.

Der Pfarrer sagt, was Sache ist, er sagt auch was er will, denn bei St. Anna, wie Ihr wißt, steh'n Räder niemals still.

Am Ende von dem Himmelswort, da steht dann der Kaplan, ob groß, ob klein, ob blond, ob rot, muß meistens er hart ran.

Doch spürt er noch der Weiblichkeit Verzagen allerorten, die Damen fragen alle Zeit, warum er Priester denn geworden.

Hier schwingt Bedauern meistens mit, der Mann ist schon vergeben, so spür'n Kapläne auf Schritt und Tritt, ein kleines Stück vom Leben.

Doch seinen Chef, den Herrn Pastor, den kann er nicht erreichen, dieweil Kapläne dem Pastor meist nicht vom Umfang gleichen.

Auch fehlt ihm Würde noch und Glanz, um Aura zu erzielen, er widmet sich der Pfarre ganz und widmet so sich vielen.

***

Und wäre man beim Militär, wie würd' man dann es nennen? Der Pastor ist der Boss, nicht schwer, man würd' ihn „Kompanie-Chef" nennen.

Als Leutnant ständ' zur Seite ihm, ein eifrig junger Mann, den nennt die Kirche ganz intim und schlichtweg nur Kaplan.

Den beiden folgt ein Offizier der unteren Gefilde, d'rum heißt der Küster „Unteroffizier" in diesem Denkgebilde.

Die drei marschieren vorneweg, es folgt mit schönem Gruße und nur zum reinen Folgezweck die Truppe auf dem Fuße.

So wird geschlagen manche Schlacht an uns'res Lebens Fronten, doch mancher denkt so manche Nacht: „Ob die nicht anders konnten?"

***

Pastöre gibt's wie Sand am Meer, die neuen Progressiven, die stell'n in Frage, bitte sehr, die ganz Konservativen.

Doch übersehen sie dabei, daß anders sein nicht alles und legen selber sich ein Ei im Falle eines Falles.

Die schwarzen Ultras schreiben oft dem Bischof viele Briefe und sie vergessen unverhofft die inhaltliche Tiefe.

Und mancher denkt in schwachen Stunden: „Wenn ich es recht beäug', das Gelb vom Ei hab' ich erfunden," und schwätzt nur dummes Zeug.

So mein' ich denn, der Mittelweg ist angeraten stets, denn er erscheint als rechter Steg, betritt ihn und dann geht's.

***

Was hat in vielen Jahren nun es kirchlich schon gegeben so alles an Veränderung in unser'm Christenleben.

Nur eines find' ich - ungestrunzt - ganz gut, mir ist nicht bang': Der Priester betet nun zu uns und ich sag' Gott sei Dank.

Erstmalig kann, ich sag' es offen, dem Pfarrer man, ganz im Vertrau'n, qua Meßbesuch, das läßt uns hoffen, so richtig auf die Finger schau'n.

***

Und ganz zum Schluß, das muß noch sein, will ich noch etwas sagen: Das Stichwort „Zölibat" fiel ein, ein Reizwort kann man sagen.

Der Weihbischof hat's diskutiert mit vielen Funktionären, und festgestellt, ganz ungeniert, daß keiner von den Herren

dem Priesteramt je aufgelauert und so gelitten beim Verzicht und sich gefragt, warum bedauert man weltlich Junggesellen nicht?

Vor allem Frau'n, genau genommen, kämpfen gegen's Zölibat, doch nicht für jene vielen Nonnen, von denen keine Männer hat.

Da lob' ich mir doch hier St. Anna, der Pfarrer sagt, wo's langgehen soll, das find ich gut, das kann er, und irgendwie macht er's auch toll.

Und Kindermund hat sich bestätigt, was Zölibat bedeuten mag, und auf die Frage wurd' bestätigt die Antwort auf die schwere Frag:

Warum die Priester ledig bleiben? Und zwar ohn' Eheehren? Damit sie keinen Unsinn treiben und sich nicht stark vermehren!

***

Wir fuhren gut, dies bleibe so, Gott geb' dem Pfarrer Kraft, erhalte glücklich ihn und froh, dann wird noch viel geschafft.

Und die Gemeinde wünscht viel Glück und Gottes reichen Segen, damit er künftig, Stück für Stück, kann manches noch bewegen.

Klaus Feil

90 Jahre Kirchenchor Cäcilia Lintorf

1903 gründeten 12 Lintorfer Männer unter Pfarrer Heinrich Zitzen und dem Küster und Organisten Peter Heldt den Männerchor von St. Anna Lintorf. Sie machten sich zur Aufgabe, die Gottesdienstliturgie festlich zu gestalten. Verstärkt durch Knabenstimmen hatte der Chor fünf Jahre später bereits 30 Mitglieder und konnte so mehrstimmige Messen singen. Viele bekannte Lintorfer Namen werden in der Chronik des Chores aufgeführt: Hamacher, Steingen, Kaiser, Zündorf, Haselbeck, Füsgen, Tröster, Mentzen, Soumagne, Rosendahl, Frohnhoff, Hansen, Fettweis, Zurlo, Mecklenbeck, Großhanten.

In der Wirtschaft Steingen, Bürgershof, wurde die Chorprobe abgehalten. Am Sonntagmorgen, nach dem Hochamt, traf man sich hier auch regelmäßig zum Vereinsfrühschoppen.

1923 übernahm Alois („Oko") Rütten das Amt des Küsters, Organisten und Chorleiters bis zu seiner Pensionierung 1953. Ich selbst habe Rütten als strengen Lehrmeister des Knabenchores kennengelernt. In seiner Choralschola sangen wir das Requiem bei Beerdigungen und Sechswochenämtern. Trotz seiner Strenge während der Probe war er herzensgut. So ließ er uns auf seinem Fahrrad mit Gesundheitslenker fahren! Zu Kirmes und Schützenfest gab es fünf Groschen für das Scheidtmann-Karussell vor der Kirche. Die Familie Rütten wohnte im Hause der Drogerie Füsgen, gegenüber dem Pastorat. Es kam vor, daß die Sänger mit ihrem Dirigenten nach der Probe im Vereinslokal noch einige Bierchen tranken und zu vorgerückter Stunde gemeinsam nach Hause gingen. An der Ecke Angermunder/Speestraße rief Rütten dann laut: „Gute Nacht, Herr Dechant, schlafen Sie gut, Herr Dechant" . Aber der Dechant war gar nicht dabei. Die auf ihren Mann wartende Frau Rütten hörte dies, und so war das späte Nachhausekommen entschuldigt.

Präses Dechant Veiders war der Chormusik besonders verbunden. Er besuchte hier und da die Chorproben und verteilte an „seine Sänger" bei der jährlichen Generalversammlung Zigarren.

Im Jahre 1953, zum 50jährigen Chorjubiläum hatte der Männerchor Cäcilia die meisten aktiven Mitglieder, 45 an der Zahl. Der bekannte Wiener Kirchenmusiker und Komponist Dr. Ernst Tittel, Ehrenmitglied unseres Chores, hielt im ehemaligen Saale Mentzen die Festansprache. Seine dem Chor gewidmete Komposition „Die Heimat" wurde an diesem Tage in Lintorf uraufgeführt. Nach 30jähriger Tätigkeit ging Alois Rütten in den wohlverdienten Ruhestand. Sein Nachfolger wurde der junge Wolfgang Kannengießer.

Nach diesem Jubiläum und dem Chorleiterwechsel sind auch einige verdiente aktive Sänger in den Sänger- „Ruhestand" gegangen. Bedingt durch das „Wirtschaftswunder", dem man sich voll widmen mußte, sowie das aufkommende Fernsehen, sank die Zahl der aktiven Sänger, so daß es für Wolfgang Kannengießer immer schwieriger wurde, mit den verbleibenden Sängern vierstimmige Werke aufzuführen. Zusätzlich übte er mit einer Mädchen-Singgruppe und ließ sie bei Andachten Lieder vortragen. 1959 sangen Männer und Frauen zum erstenmal gemeinsam in der Christmette die Nicolai-Messe von Josef

Der Kirchenchor Cäcilia Lintorf im Jubiläumsjahr 1993

Haydn. Der schöne Erfolg gab Wolfgang Kannengießer Recht, trotz einiger Widerstände der Männer den Chor durch Frauenstimmen zu verstärken. Mit über 40 Sängerinnen und Sängern hatte der Chor ein starkes Klangvolumen, das noch durch die gute Akustik der St.-Anna-Kirche begünstigt wurde.

Neben der gesanglichen Meßgestaltung im Liturgiejahr sind die vierstimmigen Messen mit Soli, Chor und Orchester zur Christmette zu erwähnen sowie Kirchenkonzerte zur Weihnachts- und Passionszeit. Die Krönungsmesse von W. A. Mozart und das Te Deum von Charpentier mit großem Orchester waren Höhepunkte der Chorgeschichte. W. Kannengießer hat seinem Chor viel abverlangt, doch wer ihn kennt, weiß auch, daß er immer gern bereit war, eine Anekdote zum besten zu geben und bei Chorfesten und -ausflügen mit seiner Gitarre für Stimmung zu sorgen.

1987 wurde Frau Helga Schneider Organistin und Chorleiterin, nachdem W. Kannengießer Ende 1986 in Pension gegangen war. Mit viel Schwung und Elan übernahm sie diese Aufgabe und schon Ostern 1987 führten wir unter ihrem Dirigat die neu einstudierte „Missa L'hora passa" von L. Viadana auf. Frau Schneider übernahm den Chor mit 26 Sängerinnen und Sängern, jetzt ist der Chor auf über 30 Mitglieder angewachsen. Unter Frau Schneider kamen Messen von Komponisten wie V. Ratgeber, H.-L. Haßler, J. E. Eberlin, F. Schubert und W. A. Mozart mit Soli, Chor und Orchester zur Aufführung.

Zum 25jährigen Ortsjubiläum unseres Präses, Herrn Pastor Franz Mezen, wurde am 29. August 1993 die Festmesse von Antonio Caldara mit Soli und Orchester aufgeführt.

Die Festmesse zum 90jährigen Bestehen unseres Chores gestalten wir am 7. November 1993 in unserer Pfarrkirche St. Anna mit der D-dur-Messe für Soli, Chor und Orchester von W.A. Mozart. Anschließend besucht der Chor die Gräber der verstorbenen Mitglieder auf dem Waldfriedhof.

Für Samstag, den 13. November 1993 ist ein gemütliches Beisammensein im Saal von Haus Anna mit Tanz für die ganze Pfarrgemeinde und Freunde des Chores vorgesehen.

Wenn man die 90jährige Chorgeschichte in der Chronik bis zum heutigen Tage verfolgt, kann man feststellen, daß der Kirchenchor Cäcilia Lintorf 1903 trotz aller Höhen und Tiefen immer den Statuten der damaligen Gründer treu geblieben ist, zur Ehre Gottes die Stimme erschallen zu lassen.

Norbert Kugler

Die Selbstbehandlung

leichter Alltagsbeschwerden ist weiter verbreitet als man gemeinhin denkt. Nach einer vom Institut für Demoskopie in Allensbach im Auftrag der Reformhäuser durchgeführten Repräsentativumfrage behandeln acht von zehn Bundesbürgern ihre Erkältungen, Verdauungs- und Magenbeschwerden, Kopfschmerzen oder Schlaflosigkeit selbst, wobei jeder dritte hierfür Naturheilmittel verwendet. Zur Linderung dieser Unpäßlichkeiten finden zumeist Kräutertees, Tonika, Frischpflanzensäfte, Kapseln oder Dragees Verwendung. Um eine möglichst ausgewogene Wirkung zu erzielen, werden die Grundstoffe sorgfältig ausgesucht und die Mischungen auf Reinheit und Wirkstoffgehalt mittels Laboranalysen ständig überprüft. Die Heilkräuter selbst sind auf Grund jahrhundertealter Überlieferungen durch die Volksmedizin bekannt und erprobt.
Im Lintorfer Reformhaus berät Sie gerne und unverbindlich Ihre Refo-Naturheilmittel-Beraterin Margarete Düwelkenke.

Lintorfer Reformhaus
Speestr. 6 · 40885 Ratingen (Lintorf)
Tel. 02102/3 23 32
Reformhaus
Treffpunkt gesundes Leben
Wir bilden aus.

Eiserne Hochzeit in Lintorf

Maria und Willi Grundmann feierten am 19. September 1992 ihre Eiserne Hochzeit im Seniorentreff der Arbeiterwohlfahrt Lintorf.

Bürgermeister Hugo Schlimm und Landrat Heinz Pensky gratulieren dem Jubelpaar

Maria Grundmann wurde am 16. 2. 1907 in Anröchte/Westf. und Willi Grundmann am 10. 9. 1902 in Elbing/Ostpreußen geboren. Er konnte im September 1992 seinen 90. Geburtstag feiern. Sie heirateten am 17. September 1927 in Angermund. Das seltene Fest der eisernen Hochzeit wurde mit vielen Verwandten, Freunden und Bekannten gefeiert. Zu diesem Anlaß gratulierte ihnen der Bürgermeister Hugo Schlimm als Repräsentant der Stadt Ratingen. Landrat Heinz Pensky überbrachte ein Gratulationsschreiben des Bundespräsidenten Richard v. Weizsäcker und des amtierenden Ministerpräsidenten von NRW, Innenminister Dr. Herbert Schnoor. In seiner persönlichen Gratulation wünschte er dem Ehepaar recht gute Gesundheit.

Das Ehepaar Grundmann zog 1928 nach Lintorf. Aus ihrer Ehe ist eine Tochter hervorgegangen.

Frau Grundmann arbeitete zunächst bei der Fa. Paas und später bei der Fa. Cromford. Herr Grundmann war bei den Hanischen Werken tätig. Als aktiver Gewerkschaftler hatte er im Dritten Reich große Schwierigkeiten. Nach dem Krieg war er im Brücken- und Tiefbau beschäftigt und brachte es bis zum Schachtmeister. Willi Grundmann war dem Rad- und Schwimmsport verbunden. Auch Schach spielte er gerne. Beide haben auch heute noch enge Bindungen an den Seniorentreff der AWO Lintorf. Frau Grundmann war mit Leib und Seele fast 20 Jahre als ehrenamtliche Helferin dort tätig und hatte stets ein offenes Ohr für die Probleme der Senioren. Herr Grundmann bastelte für den Seniorentreff viele Holzgegenstände, die sogar auf Kreisebene ausgezeichnet wurden. Heute spielt er gerne mit anderen Senioren Skat, hat Freude an einem Klaren und seiner Brasilzigarre. Auch heute noch bereitet Willi Grundmann durch seine humorvolle und schlagfertige Art den Menschen in seiner Umgebung viel Freude.

Reinhold Behnke

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler
augenoptik
contactlinsen
Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☏ 3 60 03

Altenarbeit der Arbeiterwohlfahrt Lintorf - 20 Jahre Seniorentreff

Am Samstag, dem 6. Februar 1993, feierte der Seniorentreff der Arbeiterwohlfahrt Lintorf sein 20jähriges Bestehen in den Räumen des Hauses Breitscheider Weg 25.

Viele Gäste und Gratulanten konnte der 1. Vorsitzende Reinhold Behnke begrüßen. Besonders herzlich hieß er die Ehrengäste Landrat Heinz Pensky, Bürgermeister Hugo Schlimm, Regina Schmidt-Zadel MdB, Heinz Schemken MdB, Hans Kraft MdL und viele Vertreter der örtlichen Vereine und des öffentlichen Lebens willkommen.

Hans Euer und Manfred Schmid umrahmten das Programm musikalisch. Der AWO-Seniorenchor unter Leitung von Wolfgang Kannengießer bereicherte den Ehrentag mit schönen alten Volksliedern.

R. Behnke berichtete über die Altenhilfe in Lintorf. Der Ortsverein Lintorf der AWO wurde 1955 gegründet. Ein großer Teil des sozialen Bereiches war bereits durch andere Wohlfahrtsverbände abgedeckt. Die AWO Lintorf hatte sich zum Ziel gesetzt, die Lücken in der sozialen Arbeit auszufüllen.

In der ersten Zeit richtete sie jedes Jahr eine Weihnachtsfeier aus. Einzelbetreuungen wurden vorgenommen, Ausflugsfahrten und Altenerholungsmaßnahmen wurden durchgeführt.

Ende der sechziger Jahre beschäftigte sich der AWO-Vorstand mehrmals mit dem Altenplan des Kreises Mettmann. Der neue Altenplan setzte neue Impulse für die örtliche Arbeit.

Im September 1971 beschloß die Lintorfer Arbeiterwohlfahrt, eine Einrichtung für Senioren in unserer Gemeinde zu schaffen. Doch für das Projekt Altentagesstätte fehlten die geeigneten Räume.

Das Suchen nach solchen Räumen und die Beantragung von Mitteln für die Einrichtung und Unterhaltung einer Tagesstätte erforderten sehr viel Zeit und Engagement. Im August 1972 wurden Räume gefunden und es wurde mit den Umbauarbeiten begonnen. Bei der Planung wurden viele kritische Stimmen laut.

Endlich war es soweit, und am 1. November 1972 konnte Am Potekamp 22 die Altentagesstätte in Betrieb genommen werden. Am 5. Februar 1973 wurde die erste Altentagesstätte in Lintorf offiziell durch den 1. Vorsitzenden Reinhold Behnke ihrer Bestimmung übergeben.

Erste Leiterin der Altentagesstätte wurde Margarete Rindfleisch. Frau Rindfleisch war bereits 15 Jahre als Schriftführerin in der AWO Lintorf ehrenamtlich tätig. Die lange Vereinsarbeit wirkte sich in der Altenhilfe positiv aus.

Frau Rindfleisch hat über 13 Jahre im Seniorentreff erfolgreich, liebevoll und mit viel Hingabe gewirkt. Mit vielen Impulsen und Ideen hat sie die Arbeit in der Altenhilfe bereichert.

Liebevoll wurde sie von den Senioren „Jungbornmutter" genannt.

Margarete Rindfleisch (1921 - 1986)
Leiterin des Seniorentreffs
der AWO Lintorf von
November 1972 bis September 1986

Nach einer gewissen Anlaufzeit mußte die AWO Lintorf feststellen, daß die Räume Am Potekamp 22 für die vielen Besucher zu klein waren. Erneut suchte sie nach größeren und geeigneteren Räumlichkeiten. Sie fand sie in der ehemaligen Gaststätte „Zum Grunewald", Inh. Heinz Doppstadt, Am Breitscheider Weg 25 in Lintorf.

Die umfangreichen Umbauarbeiten dauerten drei Monate.

Am 12. April 1979 wurde die Altentagesstätte in die neuen Räume am Breitscheider Weg 25 verlegt.

In den 20 Jahren ihres Bestehens zählte die Tagesstätte über 200.000 Besucher.

In der praktischen Arbeit verlief zunächst nicht alles reibungslos. Probleme traten auf, Unangenehmes kam auf die Leiterin und ihre Helferinnen und Helfer zu. So z.B. verstarben insgesamt 216 Besucherinnen und Besucher oder mußten in ein Pflegeheim gehen. In der heutigen Zeit sind auch große Veränderungen bei den Senioren/innen sichtbar.

Peter Kraft, früherer Kreisvorsitzender der Arbeiterwohlfahrt, hielt ein ausführliches Referat über die Altenhilfe und den Altenplan im Kreis Mettmann. Hier einige Auszüge aus seinem Referat:

„Der Kreissozialausschuß Mettmann hatte in seiner Sitzung vom 19. Juli 1962 beschlossen, eine Grundlagenforschung über die alten Menschen durchzuführen. Die Kreisverwaltung Mettmann beauftragte das Institut „DIVO" in Frankfurt/Main, die Situation der alten Menschen im Landkreis, damals Düsseldorf-Mettmann, zu untersuchen.

Das Ergebnis sollte auch praktische Maßnahmen aufzeigen. Die Ergebnisse sind 1964 in einem Buch „Forschung und Planung in der Altenhilfe" von Kurt Lange erschienen.

Das Helferinnen-Team des Seniorentreffs

In der Sitzung vom 13.12.1965 hatte der Kreistag entschieden, im Jahre 1966 den ersten Altenplan herauszugeben. Der Altenplan schuf durch seine Förderungsrichtlinien die Voraussetzung für die Einrichtung von Altentagesstätten. Der Altenplan und die Forschungsarbeit im Kreis Mettmann waren Vorreiter für den Altenplan des Landes NRW und für viele andere Städte im Bundesgebiet."

Die Pionierarbeit für den Altenplan hatten damals Peter Kraft als Vorsitzender des Kreissozialausschusses und späterer Landrat, Kurt Lange als Sozialbeigeordneter und Ernst Lemanski, Amtsleiter des Kreissozialamtes, geleistet.

Die Ehrung langjähriger Helferinnen und Helfer des Seniorentreffs Lintorf wurde durch Reinhold Behnke und Peter Kraft vorgenommen.

Ein Schwerpunkt der Arbeit, so Reinhold Behnke, sei die Seniorenbetreuung. Die Beratungen und die stillen Hilfen spielten auch heute eine wichtige Rolle bei der Seniorenarbeit. In dem Seniorentreff der AWO Lintorf werde den Besuchern ein vielfältiges Programm geboten. Ein offenes Ohr zu haben für die Probleme der Seniorinnen und Senioren sei eine wichtige Aufgabe. Die erfolgreiche Arbeit sei nur möglich durch den Einsatz vieler ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer.

Allen ehren- und hauptamtlichen Kräften sprach Reinhold Behnke für die geleistete Arbeit einen recht herzlichen Dank aus. Alle Seniorinnen und Senioren, die den Seniorentreff der AWO Lintorf noch nicht kennen, seien recht herzlich zu einem Besuch eingeladen.

Reinhold Behnke

Besucher des Seniorentreffs in gemütlicher Kaffeerunde

Ich hab's gewagt

Ich habs gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu;
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man spüren Treu.
Damit ich mein mit ein'm allein,
wenn man es wollt erkennen:
dem Land zu gut, wie wohl man tut,
ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
und reden, was er will.
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
mir wären Hulder viel.
Nun hab ich's gesagt, bin drum verjagt;
das klag ich allen Frummen,
wiewohl noch ich nit weiter flich,
vielleicht werd wiederkummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
dieweil ich bin ohn Schuld:
ich hätt das Recht gelitten.
So hindert Ungeduld,
daß man mich nit nach alter Sitt
zu Gehör hat kummen lassen.
Vielleicht will's Gott und zwingt sie Not,
zu handeln diesermaßen.

Nun ist oft diesergleichen
geschehen auch hier vor,
daß einer von den Reichen
ein gutes Spiel verlor.
Oft große Flamm vom Fünklein kam:
wer weiß, ob ich's werd rächen!
Steht schon im Lauf, so setz ich drauf:
muß gehen oder brechen.

Ob dann mir nach tut denken
der Pfründenjäger List:
ein Herz läßt sich nit kränken,
das rechter Meinung ist!
Ich weiß noch viel', wolln auch ins Spiel
und solltens drüber sterben!
Auf Landsknecht gut und Reiters Mut,
laßt Hutten nit verderben!

Ulrich von Hutten
(1488 - 1523)

Geschichten aus der Geschichte der Honschaft Breitscheid

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Evangelischen Gemeinde Linnep

„Linnep? - Nie gehört! - Sie meinen wohl Lennep im Bergischen Land oder Linnepe im Sauerland." Solchen und ähnlichen Fragen sieht man sich ausgesetzt, wenn man außerhalb unserer engeren Heimat über die Kirchengemeinde Linnep spricht. Schließlich ist jedermann gewohnt, daß eine evangelische Gemeinde den Wohnort ihrer Mitglieder in ihrem Namen führt. Den Wohnort Linnep aber gibt es nicht.

Statt dessen wohnen die Gläubigen der Gemeinde in zwei Städten, in Mülheim an der Ruhr und in Ratingen, genauer gesagt, in den Mülheimer Stadtteilen Selbeck und Mintard und in dem Ratinger Stadtteil Breitscheid.

Wie kam es zu dieser eigenartigen Gemeindestruktur und zu diesem Namen ?

Nun, diese Gemeinde ist nicht in einer Stadt oder einem Kirchdorf entstanden, sondern auf einem adeligen Haus, eben dem uralten Rittersitz Linnep (in Ratingen-Breitscheid). Darum trägt sie mit dem Recht der Tradition den Namen ihres Entstehungsortes

L i n n e p.

Viele evangelische Gemeinden können das Jahr ihrer Gründung genau bezeichnen, manche sogar jenen Tag, als der örtliche Pfarrer verkündete, daß man nunmehr „das Abendmahl in beiderlei Gestalt" feiern werde und damit lutherisch geworden sei. Ganze Fürstentümer, Grafschaften und Herrschaftgebiete traten in dem entscheidenden 16. Jahrhundert auf Geheiß ihrer Landesherren zu den neuen Bekenntnissen über, eine Entwicklung, die oftmals ausmündete in einer harten konfessionellen Polarisation und die schließlich ihren Höhepunkt fand in dem unsäglich grausamen Dreißigjährigen Krieg.

Nicht so im Herzogtum Berg und in den mit ihm verbundenen niederrheinischen Herzogtümern Kleve und Jülich und den Grafschaften Mark und Ravensberg.

Hier fand keine plötzliche und radikale Reformation von oben statt, also durch die geistliche oder weltliche Obrigkeit. In diesem Punkte stellt die kirchengeschichtliche Entwicklung in unserem Gebiet eine bemerkenswerte Besonderheit im ausgehenden Mittelalter dar. Und in diese Einmaligkeit ist die Entwicklung der Reformierten Gemeinde Linnep derart eingebettet, daß man sagen kann, sie ist ein getreues Spiegelbild derselben. Man kann sie daher erst richtig verstehen und bewerten, wenn man die Kirchengeschichte der niederrheinischen Herzogtümer kennt:

Schon im Jahre 1475, also mehr als 40 Jahre vor dem öffentlichen Auftreten des Augustinermönches Dr. Martin Luther in Wittenberg, machte sich Herzog Wilhelm III. von Jülich und Berg Sorgen um die Kirche in seinem Herrschaftsgebiet. Er ließ unter Außerachtlassung der originären Rechte des Erzbischofs von Köln Kirchenvisitationen durchführen, als deren Ergebnis festgestellt wurde, daß die meisten Pfarrer sich mehr um ihre Pfründen und um ihr Wohlleben kümmerten als um ihre Gemeinden, ja, daß viele sich von schlecht bezahlten Vikaren vertreten ließen, die ihrerseits genötigt waren, ihre Einkünfte durch überhöhte Gebühren bei Amtshandlungen und auf andere Weise aufzubessern.

Um der Unzufriedenheit in den Gemeinden zu begegnen und um allen von außen andrängenden Reformbestrebungen von vornherein den Boden zu entziehen, ordnete der Herzog zunächst eine Klosterreform an, die er konsequent durchführen ließ und die mit der Neuordnung des Klosterlebens in Mönchen-Gladbach 1510 abschloß. Darüber hinaus ließ er - neben anderen Maßnahmen - die „Pfaffenmede" (Pfaffenmägde) samt und sonders des Landes verweisen unter strenger Strafandrohung bei Zuwiderhandlung.

Sein Schwiegersohn Johann, der ihm als Johann III. auf dem Herzogsthron folgte und der 1521 die Herzogtümer Kleve, Jülich, Berg und die Grafschaften Mark und Ravensberg miteinander zu einem bedeutenden Herrschaftsgebiet am Niederrhein vereinigte, setzte die behutsame Reformpolitik fort, wobei er streng darauf achtete, die Strukturen der alten Kirche nicht anzutasten. Sein Ziel war es, jede Polarisation innerhalb der Kirche seiner Länder zu vermeiden. Deshalb war er nicht bereit, die lutherische Reformation in den Herzogtümern zu dulden.

Johann der III., der Friedfertige
Herzog von Cleve, Jülich und Berg,
Graf v.d. Mark und von Ravensberg
reg. 1511 - 1539

1525 befahl er in scharfer Form die unverzügliche Ausweisung der ketzerischen Schulmeister und anderer „Pfaffschaften" aus seiner Stadt Wesel. Ebenso scharf ging er gegen die „wiedertäufer" und „prädicanten" vor, die damals im Zuge der überall aufflammenden vielschichtigen und teilweise radikalen Reformationsbewegungen auftraten.

Unter den Ausgewiesenen befand sich auch Adolph Clarenbach, seines Zeichens Konrektor der Lateinschule in Wesel und überzeugter Lutheranhänger. Er floh und verdingte sich im Münsterschen als Privatlehrer. Im April 1528 begab er sich nach Köln, wo er seinem gefangenen Freund und Glaubensbruder Clopris beistehen wollte. Auf Befehl des Rates wurde er jedoch ergriffen und - zusammen mit Peter Flystedt, auch einem Lutheraner - gefangengesetzt. Nach fast einem Jahr andauernder Versuche, die beiden zum Widerruf zu bewegen, wurden sie 1529 zum Tode verurteilt. Die öffentliche Verbrennung geriet zu einer eindrucksvollen Demonstration für ihr Glaubensbekenntnis.

Verbrennung Clarenbachs und Flystedts am 29. September 1529

Damit hatte der neue Glaube im Herzogtum Berg seine ersten Märtyrer. Man fragte sich allgemein: Was ist das für eine Lehre, um derentwillen sich honorige, allgemein anerkannte und gut situierte Männer verbrennen lassen ?

Herzog Johann, der sich während des Verfahrens nicht um seine Untertanen Clarenbach und Flystedt gekümmert hatte - einerseits aus Furcht, selbst als geheimer Lutheraner zu gelten und damit der neuen Lehre in seinen Landen Vorschub zu leisten, und andrerseits, weil er grundsätzlich allen radikalen Kirchenreformen abhold war - sah sich nun unvermittelt einem starken Vordringen reformatorischen Gedankengutes gegenüber. Wenn er in dieser Lage seine kirchenpolitische Linie des Ausgleiches und einer behutsamen Reform der katholischen Kirche fortsetzen wollte, mußte er wohl oder übel die Flucht nach vorn antreten und versuchen, selbst eine begrenzte Kirchenreform durchzuführen, um auf diese Weise den Reformwilligen in seinem Herrschaftsbereich den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Conrad Heresbach
Humanist
Herzoglicher Rath und Erzieher Wilhelms des Reichen (1496 - 1576)
Geboren in Mettmann

Er tat dies, indem er 1530 seine beiden Berater, die Humanisten Conrad Heresbach (1496-1576) und Johann von Vlatten (1500-1562) beauftragte, eine neue Kirchenordnung für seine Herzogtümer auszuarbeiten. Darin wurde u.a. bestimmt, daß zusätzlich zu der althergebrachten Messe das „reine Wort Gottes" (Lesung und Predigt) zu verkündigen sei, und daß den Gläubigen die Zehn Gebote und die Sakramente sorgfältig erläutert werden sollen. Bevor er die neue „Reformationsordnung" in Kraft setzte, ließ er sie durch Erasmus von Rotterdam prüfen und approbieren (1532).

In Ausführung dieser neuen Kirchenordnung entwickelten sich überall im Herzogtum Berg (und in den anderen mit ihm verbundenen Herzogtümern) Gottesdienstformen, bei denen in der Regel vor der Messe eine Bibellesung und eine Predigt gehalten wurden. Es wurde Brauch, daß zuerst die Reformanhänger in die Kirche gingen, um diese nach der Predigt und vor der Messe zu verlassen, bevor dann die konservativ katholischen Gemeindeglieder zur Messe kamen.

Diese Regelung hat den „Augsburger Religionsfrieden" von 1555 („cuius regio eius religio" =Wer regiert,bestimmt die Konfession seiner Untertanen) schadlos überstanden.

Erstaunlich: Die niederrheinischen Herzogtümer waren buchstäblich das einzige deutsche Gebiet, in welchem nach 1555 keine Staatsreligion eingeführt worden ist. Herzog Wilhelm der Reiche (reg. 1539-1592), der Sohn Johanns des Friedfertigen (reg. 1511-1539) ist erst gar nicht zu dem Fürstentreffen nach Augsburg hingefahren, um sich nicht in die Beschlüsse einbinden zu lassen.

Und noch erstaunlicher: Bei einer Visitation der Pfarreien im Herzogtum Berg 1609, also beinahe 80 Jahre nach der neuen Kirchenordnung von 1532, hatten von 132 Gemeinden immer noch 13 einen gemischt lutherisch-katholischen Gottesdienst. (Düsseldorfer Jahrbücher 1912). 1632, mitten im Dreißigjährigen Krieg, würdigte man in vielen lutherischen Gemeinden des Bergischen Landes den hundertsten Jahrestag dieser Kirchenreform mit Dankgottesdiensten. Dabei war man sich wohl bewußt, daß die tolerante Tat Herzog Johanns des Friedfertigen wesentlich mit dazu beigetragen hat, daß die niederrheinischen Herzogtümer im Dreißigjährigen Krieg neutral geblieben sind, wodurch sich die Leiden der bergischen Bevölkerung in Grenzen hielten, sieht man einmal ab von einigen Greueltaten im Raum um Elberfeld und von Verwüstungen und Plünderungen, die durchmarschierende fremde Truppen in Teilen des Landes anrichteten (z. B. Verwüstung der Kirche St. Laurentius in Mintard und der Kirche St. Anna in Lintorf durch kaiserliche Pappenheim'sche Reiter 1631 und 1632, Mißhandlung der Priester und Ausraubung der Landbevölkerung).

Und schließlich noch ein höchst erstaunlicher Beweis für den toleranten, humanistisch geprägten

Der kurfürstlich sächsische Hofprediger Myconius

Geist, der die Regierung Johann III., des Friedfertigen, auszeichnete: Anläßlich der Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Tochter Sibylle mit dem streng lutherisch gesinnten kursächsischen Erbprinzen Johann Friedrich, 1526, ließ es der Herzog zu, daß der sächsische Hofprediger Myconius (Mecum) die Lehren Luthers in Düsseldorf und in anderen niederrheinischen Städten öffentlich verkündigte. Am 19. Februar 1527 fand sogar eine öffentliche Disputation zwischen Myconius und dem Franziskaner Johann Heller aus Köln statt unter großer Beteiligung der Düsseldorfer Bevölkerung. (Myconius war selbst früher Franziskaner.)

Das alles führte - ob gewollt oder nicht - dazu, daß sich am Niederrhein und im Herzogtum Berg immer mehr Gläubige zu Luthers Lehren bekannten.

Zu gleicher Zeit breitete sich in den Niederlanden die reformierte (calvinistische) Glaubenslehre aus. Sie stand von Anfang an unter der Protektion des Adels und der Kaufmannschaft. Sie wurde von der spanischen Besatzungsmacht mit Feuer und Schwert bekämpft. Die Niederländer flüchteten in Schüben in die Herzogtümer und bildeten in verschiedenen Städten sog. „Fremdengemeinden", die im Laufe von wenigen Jahren zu Keimzellen des Calvinismus wurden. Mit Beginn des niederländischen Freiheitskampfes wurde Calvins Lehre zum Glaubensbekenntnis aller freiheitsliebenden Holländer.

Und die offizielle Kirche?

Seit dem Wormser Edikt vom 25. Mai 1521, durch welches Luther in Acht und Bann erklärt worden war, verfolgte der Kölner Erzbischof, Hermann von Wied, mit eiserner Konsequenz das eine große Ziel, die Einheit der Kirche unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu erhalten. 1522 befahl er die Einsammlung aller lutherisch-häretischen Schriften und Bücher und deren öffentliche Verbrennung auf dem Kölner Marktplatz. Auf der Diözesansynode 1523 führte er ein allgemeines Gebet ein, „auf daß der gütige Gott den von Luther in ganz Deutschland entfachten Brand auslöschen möge." Er war es auch, der rigoros die öffentliche Vollstreckung der Todesurteile gegen Clarenbach, Flysteden und Clopris verlangte. Am 23. August 1534 erließ er ein Mandat, das alle Wiedertäufer im Erzstift mit dem Tode bedrohte. Bis 1538 häuften sich die Todesurteile.

Als er schließlich einsehen mußte, daß die Reformation mit den Mitteln der Gewalt nicht aufzuhalten war, änderte er sein kirchenpolitisches Konzept, ohne jedoch sein Ziel, die Einheit der Kirche, aus den Augen zu verlieren. Nun versuchte er, eine Brücke zu schlagen zwischen der katholischen und der evangelisch-calvinistischen Reformbewegung. Zu diesem Zweck berief er 1542 den reformierten Prediger Butzer (Bucerius) aus Straßburg an seinen Hof, damit dieser gemeinsam mit dem streng katholischen Theologen Gropper einen Reformationsentwurf ausarbeite, der für alle Glaubensrichtungen akzeptabel sei und der ein Beispiel für die Wahrung der kirchlichen Einheit in ganz Deutschland werden sollte, - ein im Sinne heutiger ökumenischer Bestrebungen sehr modernes Unterfangen. Das Vorhaben scheiterte jedoch. Hermann von Wied wurde 1546 seines Amtes enthoben und exkommuniziert. Dieser Vorgang zeigt, wie weit der Einfluß der Reformierten damals bereits reichte. Er sollte sich noch gewaltig steigern, als mit der Verschärfung des niederländischen Freiheitskampfes in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts (1567 traf der für seine Grausamkeit bekannte spanische Herzog Alba in den Niederlanden ein) Ströme von Glaubensflüchtlingen in den Herzogtümern Kleve, Jülich und Berg Zuflucht suchten. Wesel wurde damals die Hauptstadt der Geusen, wie man die niederländischen Calvinisten nannte.

In diesem kirchenpolitischen Umfeld hat die reformierte Gemeinde Linnep ihre Wurzeln. Ihre Entstehung ist eng verbunden mit der Geschichte des Calvinismus in Wülfrath, wo die Aufsitzer auf dem Hause Linnep im 16. Jahrhundert das Kollationsrecht innehatten, d.h. sie hatten

WILHELM der Reiche
Herzog von Cleve, Jülich und Berg,
Graf v. d. Mark und von Ravensberg
reg. 1539 -1592

HERMANN von Wied
Erzbischof von Köln
Onkel des Grafen Hermann von Neuenahr
Exkommuniziert 1546

das Recht zu bestimmen, wer an der Wülfrather Kirche Pastor werden konnte und wer nicht, und sie konnten bei allfälligen Pfarrvakanzen den Wülfrathern einen neuen Pastor nach Ihrer Wahl „präsentieren".

Wer waren nun diese Aufsitzer auf Schloß Linnep und wes' Geistes Kinder waren sie ?

Zur Beantwortung dieser Frage erscheint es zweckdienlich, näher auf die Linneper Erbfolge in vorreformatorischer und in reformatorischer Zeit einzugehen:

Im Jahre 1461 heiratete die Erbtochter Eva von Linnep, die Letzte aus dem Geschlecht derer von Linnep und Helpenstein, den Grafen Friedrich von Neuenahr (Nüenar), Herrn zu Alpen. Ein Enkel und Erbnachfolger derselben, Gumprecht IV., Graf von Neuenahr auf Linnep, starb 1555 in jungen Jahren. Er hinterließ eine Tochter Amalie, die mit Friedrich II. von der Pfalz verheiratet war, und zwei weitere unmündige Kinder, Adolph und Magdalena. Seine Witwe Anna von Daun, Gräfin von Falkenstein und von Oberstein, konnte den Rittersitz mit den Herrschaften Limburg, Wülfrath und Alpen nicht alleine bewirtschaften und regieren. So wurde ein Vetter ihres verstorbenen Mannes zum Verwalter (Procurator) der Besitztümer und zum Vormund der Kinder bestellt, Hermann von Neuenahr-Bedburg.

Dieser Hermann von Neuenahr-Bedburg, der ab 1555 oder 1556 auf Haus Linnep das Sagen hatte, sollte für die Entstehung der reformierten Gemeinde fundamentale Bedeutung erlangen.

Er war der Sohn des Erbhofmeisters im Kurfürstentum Köln, Wilhelm von Neuenahr, Graf von Moers, Herr der Stadt Krefeld, Herr der Herrschaften Friemersheim, Bedburg, Flysteden, Roesberg, Rodemachern und Esch an der Sauer, ein sehr einflußreicher Diplomat und Freund von so bedeutenden Humanisten wie Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten. Schon 1532 hatte er sich in einem Brief an Johann Friedrich von Sachsen zur Sache Luthers bekannt und später die Reformbestrebungen sei-

HERMANN GRAF VON NEUENAHR
Kayserlicher Rath
Graf von Moers, Herr der Stadt Krefeld, Herr zu Bedburg, Friemersheim, Flysteden, Roesberg, Rodemachern, Esch an der Sauer und von 1555 - 1570 Procurator auf Haus Linnep und somit Herr der Herrlichkeiten Limburg (Hohenlimburg), Wülfrath und Alpen
Humanist
Tatkräftiger Initiator und Förderer der Reformation in seinem Herrschaftsbereich, u.a. auch in Linnep

nes Schwagers, des Erzbischofs Hermann von Wied (siehe oben), tatkräftig unterstützt. (Rheinische Lebensbilder, Bd. 8, Seite 110 ff.)

So wuchs Hermann, der Sohn, geboren am 28. Oktober 1520, in einem Hause auf, welches humanistischen und reformatorischen Gedanken gleichermaßen zugetan war. Er erhielt eine ausgezeichnete Erziehung bei den berühmtesten Humanisten jener Zeit. Später galt er selbst als der bedeutendste Humanist am Niederrhein. Darüber hinaus war er ein hartnäckiger Förderer der calvinistischen Glaubenslehre. Von ihm sagte der päpstliche Nuntius, Bartolomäus Graf von Portia, es gäbe keinen gefährlicheren Häretiker in ganz Deutschland. Und in der Tat: Hermann war wohl ein in allen Sätteln gerechter, ungemein zielstrebiger und vom Glaubenseifer durchdrungener Mann, dabei auf der politischen Bühne überaus erfolgreich.

Durch seine Heirat mit Magdalena von Nassau-Dillenburg, 1538, einer Halbschwester des Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, des niederländischen Nationalhelden, war er unmittelbar mit dem Schicksal des Oraniers verbunden. Auch die Verheiratung seiner Schwester mit Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn und Altena, der 1568 auf Geheiß des spanischen Herzogs Alba als niederländischer Freiheitskämpfer hingerichtet werden sollte, war Ausdruck der politischen und religiösen Einstellung seines Elternhauses.

Als er zu Anfang der Fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts das Erbe seines Vaters antrat, ließ er in allen Besitztümern seiner Familie die calvinistische Lehre durch Prediger seiner Wahl einführen. Mit der Übernahme der Verwaltung des Erbbesitzes seines verstorbenen Linneper Vetters ging er sofort daran, dort das Gleiche zu tun. Wie gründlich er dabei vorgegangen ist, erfahren wir aus zwei Dokumenten aus dem Wülfrather Kirchenarchiv:

a) aus einer Bittschrift des Wülfrather Pfarrers Johannes Steinweg aus dem Jahre 1598 (Otto R. Redlich „Jülich-Bergische Kirchenpolitik", Bd. II, Seite 421)

b) aus eidesstattlichen Erklärungen Wülfrather Kirchenältester vor dem Kaiserlichen Notar Heinrich Marckgreff am 13. April 1648 (Max Goebel „Beiträge zur Geschichte der reformierten Gemeinde Wülfrath", Theologische Arbeiten, 9.Folge 1909, Seite 122 ff.)

Pastor Johannes Steinweg schreibt:

Er, Johannes Steinweg, sei vor ungefähr 32 Jahren von Graf Hermann (von Neuenahr-Bedburg) mit Approbation des Herzogs Wilhelm (des Reichen) als ordentlicher Pfarrer in Wülfrath angestellt worden. „Wie aber Hoichermelter furst mir dero zeit austrucklichen und gnädigen zugelassen, das ich die allein sallich machende evangelische religion und in Gottes wort begrunte Augspurgsche confession offentlich bekennen, meinen zuhoerern predigen und fortpflanzen solte, also habe ich mich desselben auch jederzeit beflissen und hait der almechtige Gott sein gnaediges gedeihen darzu geben, das nit allein meine ordentliche zuhoerer ..... ihn Gottes wort und darauf gegrunter Augspurgscher confession ihrer seligkeit noitturftigen und heilsamen underricht bekommen, son-

dern seint auch von anderen underscheidlichen orten und Kirspeln ..... aus sonderlichem gottselligem eifer ..... oft über 4000 getrieben, das sie zu underricht und troist ihrer gewissen meine predigten also heuffig besucht haben."

Daraus ist zu ersehen, daß mindestens ab dem Jahre 1566 in Wülfrath reformierter Gottesdienst stattfand, und zwar auf Initiative des Grafen Hermann von Neuenahr, der den Pastor Steinweg „präsentiert" hatte. Bei dieser Präsentation ist bezeichnend, daß Steinweg nicht - wie es bis dahin üblich und vorgeschrieben war - durch den Archidiakon der Erzdiözese Köln approbiert worden ist, sondern durch den Landesfürsten, ein Beweis für den politischen Einfluß des Grafen Hermann von Neuenahr.

Wie es vor 1566 in Wülfrath aussah, geht einerseits aus einem Visitationsbericht der herzoglichen Regierung von 1550 und andrerseits aus dem Verhör der Kirchenältesten von 1648 hervor. Der damalige Pfarrer Adolph Gruiter bekannte bei der Visitation, daß er der römisch-katholischen Lehre treu sei. Aus den eidesstattlichen Erklärungen der Kirchenältesten ist jedoch zu entnehmen, daß er, Gruiter, um 1560 geheiratet hat und daß er evangelisch geworden sei. Nach seinem Tode 1566 heiratete seine Witwe den reformierten Wülfrather Bürger Johann auf dem Dyck. Goebel schreibt dazu in seinen „Beiträgen zur Geschichte der reformierten Gemeinde Wülfrath":"Wäre diese Ehe nicht öffentlich anerkannt, sondern ein bloßes Konkubinat gewesen, so würde ein Glied einer reformierten Gemeinde wohl niemals Frau Margaretha geheiratet haben. Die offizielle Verheiratung eines Pfarrers war gleichbedeutend mit seinem Austritt aus der römischen Kirche." Wir können also sagen, daß die Wülfrather Gemeinde in den Jahren zwischen 1550 und 1560 zum reformierten Bekenntnis übergetreten ist. Und das wiederum koinzidiert auffällig mit dem Auftreten des Hermann von Neuenahr in Haus Linnep. Wie weit dessen Reformationsbemühungen gingen, erhellt auch die Tatsache, daß zu jener Zeit in Wülfrath keine einzige Familie mehr lebte, die nicht calvinistisch geworden wäre. Dieses bezeugten die Ältesten im Verhör beim Notar Marckgreff.

Ganz undenkbar, daß ein Mann von solchem religiösen Tatendrang nicht auch auf dem Hause Linnep und bei den zahlreichen Höfen und Gütern, die dazu gehörten, seinem Bekenntnis zum Durchbruch verholfen haben sollte, zumal er für alle Reformwilligen ein mächtiger und einflußreicher Schutzherr war. Er konnte es sich sogar erlauben, für seine Grafschaft Moers eigenes Geld prägen zu lassen, ein kaiserliches Privileg von erheblicher Bedeutung. (Münzen im Landesmuseum in Bonn). Graf Hermann hatte drei Deutschen Kaisern in Krieg und Frieden gedient. Er war „Kayserlicher Rath".

Hat man bisher angenommen, daß die reformierte Gemeinde Linnep im Jahre 1624 gegründet worden worden sei, so muß man dieses Datum nach den neueren Erkenntnissen wohl korrigieren. Die Gründung muß schon zu Zeiten Hermanns von Neuenahr, also etwa 70 bis 80 Jahre früher erfolgt sein. Das ergibt sich zum einen aus der Entwicklung in Wülfrath und zum anderen aus einem Visitationsbericht der Jülich-Bergischen Regierung aus dem Jahre 1609, wo es unter der Rubrik „Lintorf" heißt:

1. Große katholische Gemeinde
2. Einige Reformierte auf Hs. Linnep, woselbst hin und wieder reformierter Gottesdienst schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

(aus Schumacher „Konfessionelle Verhältnisse in Berg", Statistik 1609, Seite 31)

Wie das Gemeindeleben der Linneper im ausgehenden 16. Jahrhundert ausgesehen hat, erfahren wir aus Einlassungen von Zeugen vor dem Richter Ringelgen in Ratingen (Protokoll vom 18. März 1649):

Vor etwa 18 Jahren hat Gerhard auf dem Kleinen Kalversberg in seinem Hause „privatim" die Kinder calvinistisch gelehret. Vor jenem Gerhard habe der blinde Schneider Wilhelm auf der Handten „aigener Authoritet und ohne Kirspelsleuten Approbation" calvinistischen Unterricht erteilt. Wilhelm sei vor 1624 gestorben, Gerhard habe 18 Jahre unterrichtet.

Seine Mündel, den Erbgrafen Adolph und dessen Schwester Magdalena, ließ Hermann von Neuenahr sorgfältig in seinem Sinne erziehen. 1569 machte er Adolph durch vertragliche Regelungen zu seinem Erben, nachdem seine Frau verstorben und seine Ehe kinderlos geblieben war.

Mit der Großjährigkeit des Grafen Adolph, 1570, endete die Vormundschaft. Dennoch blieb Hermann von Neuenahr tonangebend in der Familie. Es muß wohl so gewesen sein, daß er seine beiden Mündel an Kindes Statt angenommen hat, nachdem die letzteren 1560 durch den Tod ihrer Mutter, der Gräfin Amöna von Neuenahr zu Linnep, geb. Gräfin von Daun-Falkenstein, Vollwaisen geworden waren. 1571 verheiratete Hermann seine Schwester Walburgis, die Witwe des Grafen Philipp von Montmorency, mit seinem ehemaligen Mündel, dem Linneper Grafen Adolph von Neuenahr-Alpen. Dessen Schwester Magdalena heiratete 1573 den Grafen Arnholt von Bentheim-Tecklenburg-Steinfurth, der auch ein Calvinist und ein Kämpfer für die Sache Wilhelms von Oranien war.

ADOLPH von NEUENAHR
* um 1545 auf Haus Linnep
+ 07. 10. 1589 in Arnheim
1574 Kölnischer Gen. Obrist-Lieutenant
Im Truchsessischen Krieg (1583 - 89)
Statthalter und Oberst im Erzstift Köln

WALBURGA
Gräfin von Neuenahr-Bedburg
verwitwete von Montmorency, Hoorn und Altena
Gattin des Grafen Adolph von Neuenahr
+ 1600

Am 2. Dezember 1578 starb Hermann von Neuenahr.

Graf Adolph, schon seit 1574 Kölnischer General Obrist-Lieutenant (Stadtarchiv Münster Nr. 4 i/399), nunmehr der Erbe beider Linien derer von Neuenahr, war durch seine Herkunft, seine Verwandtschaft und insbesondere durch seine Erziehung ein überzeugter Anhänger des reformierten Bekenntnisses niederländischer Provenienz. Kennzeichnend für ihn war sein Bemühen, seine Glaubensrichtung auch anderwärts einzuführen. So ließ er 1582 auf seinem Hause Mechtern, welches kaum eine Viertelstunde Fußwegs vom Kölner Ehrentor entfernt lag, reformierten Gottesdienst durch seinen Hofprediger und durch den Hofprediger des Pfalzgrafen von Zweibrücken halten unter großem Zulauf von Kölner Bürgern. Der Rat der Stadt ließ daraufhin die Tore sperren und versuchte, die Versammlungen durch Waffengewalt auseinander zu treiben. Das mißlang jedoch dank der Wachsamkeit der Grafen von Neuenahr, Bentheim, Daun-Falkenstein und Solms. (Max Goebel, „Geschichte des christlichen Lebens", Bd. I, Seite 431)

1584 verpfändete Graf Adolph sein Geburtshaus, den Rittersitz Linnep, auf dem inzwischen kein Mitglied der gräflichen Familie mehr wohnte, für 7000 Thaler an seinen Glaubensgenossen, den niederländischen Obristen Christoffel von Isselstein, dessen Familienstammsitz in der Gegend von Utrecht lag. Der griff die Tradition der calvinistischen Gottesdienste auf Haus Linnep auf und setzte sie mit Eifer fort. So blieb Linnep trotz des Aufsitzerwechsels, was es war, eine Keimzelle der reformierten Lehre.

Am 7. Oktober 1589 starb Graf Adolph von Neuenahr bei der Explosion eines Pulverturms in Arnheim.

Damit waren sowohl die Linneper wie auch die Wülfrather Reformierten ihres Schutzherrn beraubt. An seine Stelle traten nun dessen Schwester Magdalena und ihr Mann, Graf Arnold von Bentheim-Tecklenburg-Steinfurth. Diese wohnten weit entfernt. Derweil lebte auf Haus Linnep der Pfandinhaber, Freiherr von Isselstein. Dem stand das Kollationsrecht an der Wülfrather Kirche nicht zu; denn er war schließlich nicht der Eigentümer des Rittersitzes. Wie sich diese Situation auf das Gemeindeleben der Reformierten auswirkte, erfahren wir aus einer „supplication", die der Wülfrather Pastor Steinweg 1598 an den Grafen Arnold von Bentheim richtete.

Er, Steinweg, sei wiederholt bei den jülich-bergischen Räten von seinen Feinden angeschwärzt und wohl zwölfmal vorbeschieden worden, konnte sich aber auf seine ordentliche Vokation und die Zulassung durch den verstorbenen Landesfürsten berufen und auf den Religionsfrieden hinweisen. Aber am 23. März sei er nach Düsseldorf zum Dechant und zur Klerisei berufen worden, „daselbsten mir allerlei vurgeworfen und ich durch harte betreuung zu verleuchnung unser warer religion ermanet, dawidder ich doch mein voriges repetirt, dabei mich endlichen erklert, das ich Gott mehr dan den minschen gehoeren moiste." Am 2. April sei der Richter des Amtes Mettmann, Anton Goer, mit Befehlen der Räte gekommen, habe ihm das Predigtamt verboten und ihn des Landes verwiesen, „daruber der wittiben Isselsteins auf e.g. (Euer Gnaden) Haus Linnip ahngekundigt, wofern sie ex jure antichreseos hirzu berechtiget zu sein vermeint, das sei einen messpriester selbst ahnordnen solte, sonst würden f.g. (Fürstliche Gnaden) hoichweisen heren raete das zu thuin wissen."

So müßten sie jede Stunde Überfall und Verfolgung erwarten. Der Graf möge ihnen beistehen.

(aus Otto R. Redlich „Jülich-Bergische Kirchenpolitik", II. Bd.,S.421)

JOHANN WILHELM
Herzog von Cleve, Jülich und Berg
Graf von der Mark und von Ravensberg
reg. 1592 - 1609

Nachsatz: Pastor Johann Steinweg blieb im Amt. Er starb 1599.

1609 starb Herzog Johann Wilhelm I. in geistiger Umnachtung. Er hinterließ keine Kinder. Seine älteste Schwester Leonora war seit 1573 mit dem lutherisch gesinnten Herzog Friedrich in Brandenburg, und seine zweitälteste Schwester seit 1574 mit dem ebenfalls lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg verheiratet. Diese beiden „Prätendenten" schwangen sich sofort nach dem Tode ihres Schwagers gemeinsam auf zu „Possedierenden Fürsten" der Herzogtümer. Mit dieser handstreichartigen Inbesitznahme verhinderten sie, daß die vakant gewordenen Territorien heimfielen an die sequestrationslüsterne Deutsche Kaiserkrone.

Die neuen Herren gestatteten den bestehenden Gemeinden der verschiedenen Konfessionen eine weitgehend freie Religionsausübung und erklärten sich darüber

hinaus einverstanden mit der Abhaltung einer Generalsynode aller reformierten Gemeinden der niederrheinischen Herzogtümer. Diese fand 1610 in Duisburg statt, nachdem vorher schon reformierte Synoden in den einzelnen Regionen abgehalten worden waren, z.B. im Herzogtum Berg seit dem 21.Juli 1589 (Neviges). Linnep - und ebenso auch Wülfrath - waren 1611 zum erstenmal offiziell auf einer solchen Synode vertreten. In der Liste der Gemeinden, die am 5.Juli 1611 in Düsseldorf tagten, sind beide Gemeinden besonders genannt. (Schumacher „Konfessionelle Verhältnisse des Herzogtums Berg", Düsseldorfer Jahrbücher 1911, Seite 86)

Aber schon 1613 wendete sich das Blatt: Vorher hatte es zwischen den Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuburg mancherlei Differenzen gegeben, Differenzen, die der Erzbischof von Köln dahingehend auszunutzen verstand, daß er dem Erbpfalzgrafen Wolfgang Wilhelm die Ehe mit einer baierischen Prinzessin schmackhaft zu machen versuchte, um seinerseits stärkeren Einfluß in den Herzogtümern zu gewinnen. Dagegen betrachteten die „Possedierenden Fürstenhäuser" eine Ehe zwischen Wolfgang Wilhelm und einer brandenburgischen Prinzessin als optimale Lösung. 1613 trafen sich in Düsseldorf der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Erbpfalzgraf von Pfalz-Neuburg, um die Hochzeit der Tochter Joachims

WOLFGANG WILHELM
von Pfalz-Neuburg, Herzog von Jülich und Berg

mit dem Pfalz-Neuburger zu verabreden. Bei der Tafel im Schloß kam es zu einem heftigen Wortwechsel, in dessen Verlauf der leicht aufbrausende Brandenburger seinen präsumtiven Schwiegersohn in aller Öffentlichkeit ohrfeigte. Der schwer beleidigte Erbpfalzgraf vermählte sich daraufhin mit der baierischen Prinzessin und trat zum katholischen Glauben über.

Das führte zu ernsten Reibungen zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg und schließlich zum Jülich-Klevischen Erbfolgekrieg, der einerseits von den Niederländern und andrerseits von den Spaniern kräftig angeheizt wurde, und der schließlich auf eine Teilung der niederrheinischen Herzogtümer hinauslief. Nach Kriegsende billigten sich die streitenden Parteien (1649) ein gegenseitiges „Retorsionsrecht" in konfessionellen Fragen zu, d.h. Brandenburg durfte gerade so gegen die katholischen Pastoren, Klöster und Mönche in seinem Herrschaftsgebiet (Kleve, Mark, Ravensberg) vorgehen wie Pfalz-Neuburg mit den Reformierten und Lutheranern in Jülich und Berg verfuhr, und umgekehrt. Diese Regelung führte zwar noch nicht zu einem friedlichen Nebeneinander der Konfessionen, sie konsolidierte aber den status quo, ein Zustand, mit dem alle zur Not leben konnten.

Im Westfälischen Frieden 1648 war vereinbart worden, daß die Gemeinden aller Konfessionen das Recht der freien Religionsausübung erhalten sollten,vorausgesetzt, daß sie im Jahre 1624 bereits ihren Gottesdienst in öffentlich zugänglichen Gebäuden abgehalten hatten.

Diese Klausel hatte für die reformierte Gemeinde Linnep fatale Folgen. Die pfalz - neuburgische Regierung in Düsseldorf verlangte eine streng wortgetreue Auslegung. Da es beim besten Willen nicht möglich war, Schloß Linnep als jederzeit öffentlich zugängliches Gebäude zu bezeichnen, und auch der calvinistische Unterricht - wie wir oben gesehen haben - in Privathäusern stattfand, traf die Anwendung der Klausel auf Linnep voll zu.

Damit war die freie und öffentliche Religionsausübung, von der der Linneper und Wülfrather reformierte Pfarrer Johann Goldbach 1649 bezeugte, daß sie während des Dreißigjährigen Krieges auf Haus Linnep ungehindert stattgefunden habe, zunächst unmöglich geworden. Die Linneper Gemeinde wurde zu einer sog. „Heimlichen Gemeinde". Aber so geheim muß sie dann doch wohl nicht gewesen sein, was bei den Verhältnissen in den Honschaften Breitscheid, Selbeck und Hösel auch schwer vorstellbar ist. Die Höseler konnten sich an die Gemeinde in Homberg anschließen, die Breitscheider und Selbecker versammelten sich allen Gewalten zum Trotz immer wieder auf dem Schloß ihrer Schutzherren,was - streng genommen - illegal war.

So konnte der katholische Pfarrer von St. Laurentius in Mintard, Petrus Pollinghausen, sich - zumindestens formal - im Recht fühlen, wenn er 1667 beim Gericht in Ratingen auf ein Verbot der Gottesdienste in Linnep klagte und damit durchdrang (Strafe: 10 Gulden bei Übertretung). In ihrer Not wandten sich die Linneper an den Kurfürsten von Brandenburg, der - wie sie wußten - das Retorsionsrecht hatte. Der stiftete ihnen 1669 fünfzig Reichsthaler jährlich für die Anstellung und Besoldung eines eigenen Pfarrers. Die Gemeinde wählte zunächst Peter Goldbach. Sie mußte ihn jedoch schon nach kurzer Zeit wegen seines Lebenswandels entlassen. (Er hatte voreheliche Beziehungen zu einer jungen Frau, was in der sittenstrengen reformierten Kirche zum zeitweiligen Ausschluß vom „Tisch des Herrn", dem Abendmahl, führte). 1670 wurde Wilhelm Balduin in Linnep Pfarrer. Er blieb es bis 1681.

Auf das richterliche Verbot von 1669 antworteten die Linneper Reformierten: Sie würden sich lieber brüchten und pfänden lassen, als auf ihre Gottesdienste zu verzichten. Trotzdem sandten sie mehrere Bittschriften an die pfalzneuburgische Regierung in Düsseldorf, in denen sie sich gesetzeskonform als „Wir, die reformierten Insassen des Kirchspiels Mintard" bezeichneten und nicht als Reformierte Gemeinde, was sie doch eigentlich sein wollten.

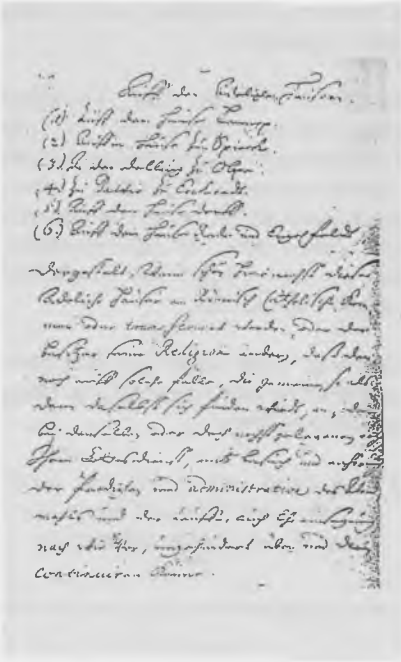
1668 eröffneten die beiden mittlerweile selbstständigen Regierungen, Jülich-Berg auf der einen Seite und Kleve-Mark und Ravensberg auf der anderen Seite, in Bielefeld Verhandlungen zur Beilegung der Religionsstreitigkeiten. Man einigte sich darauf, diejenigen Orte zu bestimmen, getrennt für jede der drei Konfessionen, an denen die freie Religionsausübung künftig garantiert wird. Das waren im Herzogtum Berg 67 Orte für die Reformierten und Lutheraner, dazu für die Reformierten noch die Rittergüter Bawir bei Erkrath, Dorp bei Honrath, **Linnep bei Lintorf,** Delling bei Olpe, Spich bei Sieglar und Rott-Elsfeld bei Geislingen.

Außerdem wurde in dieser Vereinbarung der Begriff des „exercitium publicum" aus dem Text des Westfälischen Friedens definiert als das Recht, „den Gottesdienst ungehindert zu üben, Kirchen, Kirchhäuser, Kapellen, Pfarr-, Schul- und Küsterhäuser, Türme und Glocken, und was sonsten mehr zum Gottesdienst nöthig, zu bauen und zu unterhalten".

Für die Reformierte Gemeinde Linnep bedeutete das die vollkommene Aufhebung des Ratinger Urteils von 1667 und die endgültige öffentlich-rechtliche Anerkennung.

Im Rheinberger „Executionsrezess", 1682, der sich an die Bielefelder Vereinbarungen anschloß, verzichteten beide Parteien auf das Recht der Kirchenvisitationen, und im Rheinberger „Nebenrezess" bewilligten sie den Gläubigen der drei Bekenntnisse das Recht, an Feiertagen der jeweils anderen Konfessionen zu arbeiten,was vorher bei Strafe verboten war.

Nach dieser für die damalige Zeit bahnbrechenden Toleranzvereinbarung hob im Bergischen eine umfangreiche Kirchenbautätigkeit an, u.a. auch in Linnep, das seit 1670 wieder als selbstständige, vollberechtigte Gemeinde durch den Pfarrer Balduin und den Gemeindeältesten Kückels in der Bergischen Reformierten Synode vertreten war.



Originalausschnitt aus dem Religionsvergleich von 1671 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg. (verkleinert) (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf)
Mit diesem Vergleich wurde der seit 1648 illegale reformierte Gottesdienst auf Haus Linnep öffentlich-rechtlich anerkannt.

Text: So viel das Hertzogthum Berg angehet, sollen die Augspurgischer Confessions verwandten Reformirter Religion an nachfolgenden orthen die Exercitia publica, Kirchen, Capellen und Schulen, mit denen dazugehörigen Pastorat Kirchen, Cüsteren undt Schulkanthoren, Wiedenhofen, Vicarien und deren Aufkünften, inmaßen sie solcher biß dato exerciret, innegehabt, und genossen, auch künftiglich unbeeinträchtiget haben und behalten, also ..... (es folgen 29 Ortsnamen) ..... , Auff den Adeligen Häusern (1) Auff dem Hause Linnep (2) Auff'm Hause zum Spich (3) In der Delling zu Olpe (4) Zu Bawir zu Erckrath (5) Auff dem Hause Dorff (6) Auff dem Hause Rade und Engelsfeldt dergestalt, wann schon hernachst diese Adeliche Häuser an Römisch Catholische kommen oder transferiret werden, oder der Besitzer seine Religion ändere, daß demnach auf solche fälle, die gemeine, so alsdann daselbst sich finden wirdt, an oder bey demselben oder doch nachstgelegenen orth Ihren Gottesdienst, mit Besuch und anhörung der Predigten und administration des Abendmahles und der Tauffe, auch Eheeinsegnung nach wie vor, ungehindert üben und darin continuiren könne.

Überblickt man die ca. hundertzehn Jahre von der Bildung der ersten reformierten Gemeinde auf Haus Linnep bis zu ihrer endgültigen Legalisierung im Jahre 1671, so stellt man fest:

Die Einführung des Calvinismus auf Haus Linnep und in den Linneper Besitzungen Wülfrath, Alpen und Limburg war das Werk des wohl bedeutendsten Humanisten seiner Zeit in den niederrheinischen Herzogtümern, des Hermann von Neuenahr, Graf von Moers, Herr der Stadt Krefeld, Herr zu Friemersheim, Bedburg, Flysteden, Roesberg, Rodemachern und Esch an der Sauer, Procurator von Linnep, Wülfrath, Alpen und Limburg.

Sein Werk wurde fortgesetzt von seinem Neffen 2.Grades und Universalerben, Adolph von Neuenahr, der 1584 Haus Linnep an einen Verfechter des Calvinismus niederländischer Prägung, den

Obristen Christoffel von Isselstein, übergab.

Letzterer führte die Linneper Reformierte Gemeinde in die Patenschaft der niederländischen „Gereformeerten" Kirche, worin sie geblieben ist bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, bis zu den Tagen der Französischen Revolution.

Generell aber kann zur Kirchengeschichte des Herzogtums Berg gesagt werden:

1. Hier fand schon im 16. Jahrhundert der Versuch eines konfessionellen Nebeneinanders statt, der „den Territorien am Niederrhein eine Modernität verlieh, die in keinem anderen der vom Glaubenseifer eines Fürsten geprägten deutschen Territorien damals festzustellen war".(Volkmar Wittmütz in „400 Jahre Bergische Synode 1989, S.5ff.)

2. Es hat im 17. Jahrhundert nach der Ohrfeige von 1613 Irritationen und gefährliche Polarisationen gegeben. Aber letztendlich ist in den Vereinbarungen von 1671 und 1682 zwischen den brandenburgischen und pfalz-neuburgischen Landesherren eine Basis gegenseitiger konfessioneller Duldung wiedergefunden worden, die zwar noch unvollkommen, aber dennoch ihrer Zeit weit vorauseilend war. Dazu hat nicht nur der Große Kurfürst auf reformierter Seite, sondern ebenso auch Jan Wellem auf der katholischen Seite beigetragen. Der Letztere hat schon 1679, kurz nach seinem Regierungsantritt, den Deputierten der Jülicher Reformierten Synode versichert, „er bleibe sowohl den reformierten als (auch) den katholischen Unterthanen mit väterlicher Neigung zugethan".

Otto Wilms

AWD - Eine Motorradfabrik in den Wirren der deutschen Geschichte

Zu Beginn unseres Jahrhunderts ergriff eine helle Begeisterung für die Technik die ganze deutsche Nation, denn durch sie erschloß sich eine neue Form von Freiheit: Mobilität durch Motorisierung. Mit einem fahrbaren Untersatz versehen - vielleicht ein Motorrad der Marke Saroléa oder Progress - konnte man über staubige, unbefestigte Straßen den beengten Alltagsverhältnissen entfliehen, noch weitgehend unbehelligt von Verkehrsvorschriften. Mit anderen wagemutigen Fahrern strebte man am Wochenende beliebten Ausflugszielen entgegen, hin und wieder Schaulustige am Straßenrand grüßend, denn zu dieser Zeit war das Fahren noch ein wirkliches Abenteuer und das Verkehrsaufkommen dementsprechend gering. An einem solchen Straßenrand in Breitscheid, nur wenige 100 Meter von einem beliebten Ausflugslokal, der Gaststätte am Krummenweg, entfernt, angelockt durch den weithin hörbaren Motorenlärm der sich nähernden Maschinen, stand der junge August Wurring vor dem Hause seiner Eltern und ließ sich von der Technik faszinieren.An diesem Straßenrand nahm ein Kapitel Motorradgeschichte seinen Anfang.

August Wurring (2. v. links) 1915 - 1917 als Lehrling bei der DAAG in Ratingen.

Gründung und Weltwirtschaftskrise

Am 14.12.1901 wurde August Wurring als fünftes von sechs Kindern geboren. Der Vater, gelernter Bäcker, arbeitete im nahen Ratingen. Wie üblich, verließ der Sohn die Schule bereits mit 13 Jahren, um eine Lehre als Schlosser und Elektromechaniker bei der DAAG (Deutsche Last-Automobilfabrik AG) zu beginnen, die zu dieser Zeit der größte Arbeitgeber in Ratingen war.

Nachdem August 1918 seine Gesellenprüfung abgelegt hatte, arbeitete er bei verschiedenen kleineren Unternehmen, bevor er 1920/1921 bei der Motorradfabrik Coquelin in Ratingen tätig war.

Schon 1917 hatte Wurring an seinem Motorrad der Marke Adler Änderungen am Rahmen vorgenommen, um den Schwerpunkt zu verlagern und dadurch die Straßenlage zu verbessern. Durch diesen ersten Erfolg beflügelt,

entschloß er sich 1921 - kaum 20 Jahre alt - seinem als Arbeiter und Tagelöhner vorgezeichneten Lebensweg eine entscheidende Wende zu geben: er wollte selbständiger Motorradfabrikant werden.

Da es ihm nicht an handwerklichem Geschick fehlte, wohl aber an finanziellen Mitteln, begann seine Produktion unter primitivsten Bedingungen in einem Schuppen neben dem elterlichen Haus. Seiner neugegründeten Firma gab er den Namen AWD: August Wurring, Düsseldorf.

Das erste Motorrad, welches das AWD-Emblem auf dem Tank trug, konnte seine Verwandtschaft mit dem Fahrrad nicht leugnen. Anders als bei der Konkurrenz, die oftmals den Motor auf den Gepäckträger verbannte, war dieser bei Wurring aber schon in die Rahmenschleife eingebaut. Das Geschäft ließ sich recht gut an und schon bald konnte der Jungunternehmer weitere Modelle anbieten. Anfang der 20erJahre gab es in Deutschland fast 500 Motorradhersteller, von denen viele schon bald wieder verschwanden, denn nur beste Qualität konnte sich durchsetzen. Wurring aber dachte bald an Expansion und mietete in Mülheim-Saarn Werkstatt und Laden. 1926 nahm er sogar einen Geschäftspartner auf, Kurt Wolf, der sich um die kaufmännischen Belange kümmern sollte. Aber neben wirtschaftlichen Problemen (1929 setzte die Weltwirtschaftskrise ein und das Geschäft ging schlecht) gab es bald auch persönliche Differenzen und die Partnerschaft war nur von kurzer Dauer: 1930 wurde die gemeinsame Firma liquidiert. Unverzüglich meldete Wurring seine Fabrik wieder in Breitscheid auf der Kölner Straße an.

Geschäftlich war die Zeit in Saarn kein Rückschlag gewesen. 1924 hatte Wurring bereits einen Universalrahmen konstruiert, in den er ohne großen Aufwand jeden Einbaumotor, egal welcher Marke, einpassen konnte. Seine Produktpalette umfaßte bereits 125er, 200er und 500er Maschinen, die, je nach Wunsch, mit Columbus-, Kühne-, Wanderer-,

AWD-Ausstellungsgebäude mit dahinterliegendem Fabrikationsgebäude an der Kölner Straße in Breitscheid, ca. 1930. Vorne links der stolze Besitzer.

DKW- oder auch Saroléa-, JAP- und MAG-Motoren ausgestattet wurden, um nur einige zu nennen. Auch bot er seine Produkte in verschiedensten Ausführungen an, die sich hauptsächlich durch ihr Zubehör unterschieden (etwa verchromte Auspufftöpfe) und als Touren-, Sport-, oder Supersportmaschinen bezeichnet wurden. Da es zu Beginn der Motorisierung hauptsächlich darauf ankam, überhaupt an ihr teilzunehmen, war das Motorrad in erster Linie ein Gebrauchsfahrzeug, und es kam auf Widerstandsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Sparsamkeit an; Eigenschaften, die die hauptsächlich lokale Kundschaft der umliegenden Dörfer an Wurrings Maschinen besonders zu schätzen wußte. Besonderen Wert legte der Unternehmer auf zufriedene Kunden, deshalb war eine AWD zu jeder Zeit eigentlich eine Maßanfertigung, denn im Gegensatz zu anderen Motorradherstellern war Wurring in der Lage und auch nur allzugerne bereit, Sonderwünsche zu berücksichtigen. Er liebte es, in seinem Können herausgefordert zu werden und war ein leidenschaftlicher Tüftler. So hatte er z.B. 1925 eine AWD S 500 mit Küchen-Motor konstruiert, deren Tank unter dem Motor lag und bei der der Sprit ohne zusätzliche Pumpe in den Vergaser gelangte. Dadurch ergab sich ein besonders tiefer Schwerpunkt, der zu einer unvergleichlichen Straßenlage führte.

1930 war Wurring voller Hoffnung nach Breitscheid zurückgekehrt und hatte sein Geschäft durch den Bau einer Werkstatt mit Laden und Lagerräumen erweitert. Aber trotz eines treuen Kundenkreises machte auch ihm die anhaltende Wirtschaftskrise zu schaffen: das Geschäft schleppte sich hin und war bald stark rückläufig; manchmal vergingen Tage ohne jede Einnahme. Selbst wenn auch eine AWD mit 200 ccm je nach Ausstattung schon für 595,- bis 745,- RM zu haben war, so war das doch für die meisten in dieser wirtschaftlich und finanziell angespannten Zeit völlig unerschwinglich, vor allem wenn man bedenkt, daß ein Mechaniker 1929 ganze 130,- RM im Monat verdiente. Der Tiefpunkt wurde im Winter 1931/32 erreicht: die Arbeitslosigkeit in Deutschland hatte die Sechs-Millionenmarke überschritten.

Machtergreifung

Wie viele seiner Branche schöpfte Wurring aus dem Motorisierungsprogramm der Nationalsozialisten neue Hoffnung. Am 11.02.1933, bei der Eröffnung der internationalen Automobilausstellung in Berlin, hatte der neue Reichskanzler Adolf Hitler sich zum individuellen Transportmittel bekannt und die Bedeutung des Kraftfahrzeuges für die Entwicklung des Landes hervorgehoben (wobei er, wie sich später heraustellen sollte, weniger die Mobilität der Mas-

sen, als vielmehr die der Wehrmacht im Sinne hatte). Schon bald erleichterten steuerliche Maßnahmen den Kauf von Fahrzeugen, und die 30er Jahre sollten für die gesamte Zwei-und Vierradindustrie einen riesigen Aufschwung bringen.

Zunächst konnte auch die AWD-Motorradfabrik profitieren: 1932-1936 stiegen die Einnahmen regelmäßig. Trotzdem sah sich der Firmeninhaber nach einem weiteren Standbein um und kam mit der Shell AG in's Geschäft, in deren Namen er ab 1932 eine Tankstelle betrieb. Das sollte sich als geschickter Schachzug erweisen, denn diese Einnahmen halfen ihm, schwere Zeiten zu überstehen. Hauptsächlich für seine Kundschaft gedacht, warf sie von Anfang an gute Gewinne ab. Allzugroße Entwicklungsmöglichkeiten waren aber nicht gegeben, da am Krummenweg bereits 1929 eine Tankstelle in großem Stil eröffnet worden war. Wie die Ratinger Zeitung am 26.8.1929 berichtete, handelte es sich dabei um eine Einrichtung mit „Parkplatz", mit Sitzgelegenheiten „nach amerikanischem Muster", und erfreute sich, dank der günstigen Lage direkt gegenüber dem stark besuchten Ausflugslokal, regen Zuspruchs. Erst im Mai 1940 mußte Wurring seine Zapfanlage in Ermangelung von Sprit endgültig stillegen. Bis dahin hatte sie seinem Betrieb beim Kampf um's Überleben wertvolle Dienste geleistet, auch wenn der Verkauf zuletzt durch unregelmäßige Lieferungen, Tankausweiskarten und wiederholte Beschlagnahmung des Benzins durch die Wehrmacht eingeschränkt worden war.

1934 war die Lage des kleinen Betriebes aber durchaus gut, und in Aussicht auf steigenden Absatz erweiterte Wurring seine Werkstatt erneut.

Direkt nach der Machtergreifung begannen die Nationalsozialisten mit der systematischen Neuordnung der gesamten deutschen Wirtschaft, von der die AWD-Motorradfabrik zunächst weitestgehend unberührt blieb. 1934 wurde der KFZ-Brief eingeführt, um für Kriegszwecke einen Überblick über alle einsatzfähigen Fahrzeuge zu erlangen. Auch die Produktionserhebung, die 1934/35 durchgeführt wurde, um den Verbrauch der einzelnen Betriebe zu ermitteln, ließ Wurring noch nicht spüren, was noch bevorstand.

Erst ab 1936, als die Rüstungsaufträge vergeben wurden, begannen die Schwierigkeiten. Da den Nationalsozialisten eine Motorisierung in großem Stile vorschwebte, wurden Aufträge natürlich nur an Unternehmen vergeben, die in der Lage waren, Großserien zu produzieren. Für die Motorradindustrie waren das BMW und Zündapp. Sie schlugen aus diesem Umstand Nutzen und expandierten in ungeahntem Maße. Auch für die zu erwartenden Wartungs- und Instandhaltungsarbeiten in Kriegszeiten war eine Vielfalt an Motorradmarken nicht wünschenswert. Einfacher, man beschränkte sich auf wenige Hersteller und auf möglichst wenige Modelle, um die Reparaturarbeiten zu erleichtern und so eine Minimierung der Standzeiten zu erreichen. An kleinen Unternehmen, wie das von Wurring, welches hauptsächlich Einzelanfertigungen und Kleinstserien herstellte, war den neuen Machthabern nicht gelegen. Aus diesem Grunde ging nicht nur das große Geschäft spurlos an Wurring vorüber, sondern seine Arbeit wurde durch die Zwangsbewirtschaftung (Kontingentierung aller Materialien) erheblich erschwert, da Unternehmen, die für die Rüstung arbeiteten, bevorzugt mit Rohstoffen und Waren beliefert wurden. 1936 wurden Überwachungsstellen geschaffen, die die Zustellung von Material regelten. Bereits in diesem Jahr gab es ein Verwendungsverbot für diverse Metalle. 1938 waren die Zulieferbetriebe durch Rüstungsaufträge dermaßen überfordert, daß es für Wurring fast unmöglich war, an Elektroartikel wie z.B. Lichtkabel und Zündkerzen heranzukommen. Ab 1939 war für den Erwerb von Reifen eine Einkaufsbewilligung erforderlich und Metalle konnten nur noch gegen Kontingentscheine bezogen werden. Eine Beschränkung der Einfuhrbestimmungen zwang Wurring - der mit Vorliebe englische Motoren in seine Maschinen einbaute - auf deutsche Fabrikate auszuweichen. Da sich die Liefertermine schier in's Unendliche zogen und diverses Zubehör überhaupt nicht mehr zu bekommen war, stockte die Produktion in der kleinen Motorradfabrik. Dank seiner Flexibilität und einer Improvisationsgabe, die ihresgleichen suchte, gelang es Wurring trotz dieser äußerst schwierigen Umstände seine Produktion bis Kriegsanbruch aufrechtzuerhalten.

Obwohl die AWD-Motorradfabrik national keine Bedeutung für die Pläne Hitlers hatte, mußte sie sich in das neue Korsett der Wirtschaft zwingen lassen. Der Fabrikant mußte der Zwangsinnung des Mechanikerhandwerkes beitreten und wurde in der „Reichsgruppe Handel, Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, Fachgruppe 15, KFZ und KFZ-Bedarf" sowie der „Fachgruppe 16, Garagen- und Tankstellenbetrieb" registriert, Vereinigungen die geprägt waren von „Pflichtversammlungen" und „Zwangsbeitragszahlungen" .

Diese Bevormundung behagte Wurring überhaupt nicht - nicht umsonst hatte er sich in schwierigen Zeiten selbständig gemacht. Und selbständig wollte er bleiben. Besonders überflüssig fand er die Mindest-Beitragszahlung von sage und schreibe 2,50 RM pro Monat, die er an seine Fachgruppe abführen sollte. Das war kein politischer Widerstand, Wurring wollte nur nicht einsehen, warum er für diesen „Berufsverband", der in keinem Zusammenhang mit seinem Berufsalltag stand, zahlen sollte. Erst als der Verband 1936 die Angelegenheit seinem Anwalt übergab, mußte er, wenn er Schlimmeres verhindern wollte, in den sauren Apfel beißen.

Größere Schwierigkeiten bereitete ihm da die „Neuorganisation der Berufsstände", die nur demjenigen das Führen eines Betriebes erlaubte, der einen entsprechenden Meistertitel innehatte. Das war bei Wurring nicht der Fall, und so hatte er bis zum 31.12.1939 den Nachweis zu erbringen, daß er die Vorraussetzungen hierfür erfüllte. Reine Formsache, so glaubte Wurring, führte er doch schon 1 1/2 Jahrzehnte erfolgreich sein Unternehmen auch

durch schwierigste Zeiten, war gleichzeitig Konstrukteur, Monteur und Vertreiber seiner Maschinen und beschäftigte - je nach Auftragslage einen oder mehrere Gesellen und Arbeiter. Alles in allem ein erfolgreicher und gestandener Geschäftsmann. Das brachte er auch in seinem Brief an die Pflicht-Innung des Mechaniker-Handwerkes in Düsseldorf zum Ausdruck, als er sich im April 1936 für den erforderlichen Meisterkurs anmelden wollte. Aber die Sache war komplizierter als angenommen: zunächst war eine Vorprüfung für die Zulassung zum Vorbereitungskurs abzulegen. Und hier erlebte der erfahrene Unternehmer eine unangenehme Überraschung. Es wurde ihm mitgeteilt, daß er „den Nachweis der elementaren Kenntnisse in Deutsch, Rechnen, den Grundzügen der deutschen Geschichte, der Kenntnis des deutschen Lebensraumes und der Staats- und Rassenkunde nicht erbracht" hätte. (Wobei die letzten drei Dinge für den Motorradbau scheinbar unentbehrlich waren.)

In den folgenden drei Jahren - von 1936 bis 1938 - drückte der 33jährige Wurring in seiner knapp bemessenen Freizeit die Schulbank und absolvierte nacheinander den Grundkurs in den genannten Fächern, einen allgemeinkundlichen Lehrgang der Buchführung und gewerblichen Rechtskunde und den fachkundlichen Meisterkurs. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, daß es bei dieser Fortbildung weniger um Betriebswirtschaft und Technik ging, als vielmehr um politische Erziehung.

Am Ende dieser Strapazen stand nicht die Meisterprüfung: laut Gesetz war Wurring von der Prüfung befreit, erlangte aber einen Status, der ihn dem Meister gleichsetzte.

Nach dieser Prozedur hatte der Unternehmer sein Ziel erreicht: er hatte den Fortbestand seines Betriebes auf administrativer Ebene zunächst gesichert. Für dieses Stückchen Selbständigkeit war er bereits 1933 der Deutschen Arbeitsfront (DAF) beigetreten. 1937 folgte sein Eintritt in die Partei und in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV). Bis Kriegsende sollte er Mitglied bleiben, aber während der ganzen Jahre übernahm er niemals ein Amt.

Der Krieg

Der Kriegsausbruch im September 1939 setzte der Motrradproduktion in der kleinen Breitscheider Fabrik ein Ende. Noch schlimmer: die wenigen fahrbereiten Maschinen, die auf ihre Abholung warteten, wurden von der Wehrmacht beschlagnahmt. Nur eine einzige, die als Ausstellungsstück im Schaufenster direkt auf dem Präsentierteller stand, wurde übersehen. Wurring rief sofort den Kunden an, der herbeigeeilt kam, um die Maschine zu zerlegen und dann zu verstecken.

Inzwischen war Wurring 38 Jahre alt, ein Umstand, der ihn zunächst davor bewahrte, eingezogen zu werden. Trotzdem war die Lage nicht rosig: an eine Motorrad-Produktion war vorerst nicht mehr zu denken, selbst Fahrradteile waren nicht mehr zu bekommen. Benzin gab es nur noch auf Bezugschein, was den privaten Verkehr praktisch zum Erliegen brachte, also ließ sich auch durch Reparaturen nichts mehr verdienen.Wurring suchte hartnäckig nach einer Einnahmequelle und bot verschiedenen größeren Firmen in Essen und Düsseldorf seine Lohnarbeit an.

Anfang Oktober aber wurde Wurring ein Motorrad gebracht - Auftraggeber: der HKP (Heimat-Kraftfahr-Park). Dabei handelte es sich um eine vermutlich beschlagnahmte Zivil-BMW, die für den Einsatz in der Wehrmacht instandgesetzt werden sollte. Wurring tat seine Arbeit gewissenhaft wie immer, schließlich bedeutete dieser Auftrag Beschäftigung und Bezahlung. Das Ergebnis muß den HKP zufriedengestellt haben, denn von da an wurde Wurring dermaßen mit Aufträgen eingedeckt, daß er im Durchschnitt 10 bis 15 Maschinen gleichzeitig auf dem Hof stehen hatte und bis Kriegsende fast ausschließlich für die Wehrmacht arbeitete.

Konnte Wurring nicht seine eigenen Motorräder produzieren, so war ihm diese Arbeit am liebsten. Jede angelieferte Maschine war eine Herausforderung an sich. Wegen der schlechten Versorgungslage galt es immer wieder zu improvisieren, und gab es keine Ersatzteile mehr, so fertigte er sie selber an. Besonders gefordert wurde er als Fachmann, als im Verlaufe der Feldzüge immer häufiger Beutemaschinen unbekannter Marken aus England, Belgien, Frankreich, Polen, der Tschechoslowakei und Rußland im Hof seiner Werkstatt abgeladen wurden.

Plötzlich war der Breitscheider Betrieb zu einem kriegswichtigen Unternehmen geworden und sein Besitzer als kraftfahrtechnisches Personal unabkömmlich, weshalb er - obwohl „kriegsverwendungsfähig" - vom Fronteinsatz zurückgestellt wurde. Sein Betrieb avancierte zur HKP-Reparaturwerkstätte, was nicht nur die Ersatzteilbeschaffung erheblich vereinfachte, sondern auch noch 50 l Benzin pro Monat für Besorgungsfahrten einbrachte. So war er bis Kriegsende in der Lage, seinen eigenen PKW zu benutzen, zu dieser Zeit ein unschätzbares Privileg.

Bei einer Bezahlung von 2,30 RM pro Stunde machte Wurring keine großen Profite, aber es war genug zum Leben und er konnte relativ unbehelligt einer Arbeit nachgehen, die ihm lag.

Neben den Aufträgen für die Wehrmacht wurden bis 1943 noch relativ viele Arbeiten für die Privatwirtschaft ausgeführt. Die Reichsautobahn Köln-Oberhausen, die direkt hinter dem Betriebsgelände verlief und bei deren Bau Wurring 1935 schon etwas durch Schweißarbeiten dazuverdient hatte, war auch weiterhin eine Einnahmequelle: viele Fahrzeuge waren einer „Hochgeschwindigkeitsfahrt" thermisch nicht gewachsen und bedurften eines Abschleppdienstes.

Bis 1942 wurde das Unternehmen in Breitscheid kaum von den Auswirkungen der Kriegswirtschaft betroffen. Dann aber nahmen die Großangriffe auf Essen und Düsseldorf zu und störten den Arbeitsablauf in den Zulieferfirmen empfindlich. Die militärische Wende und der Rußlandfeldzug verlangten nach immer größerem

Fahrzeugnachschub und der Druck auf die HKP-Werkstätten verstärkte sich, die Arbeitsbedingungen wurden immer straffer und die Wochenarbeitszeit wurde zwangsweise auf 60, dann auf 72 Stunden angehoben. Forderungen, die so ein kleiner Betrieb wie der Wurrings nicht mehr erfüllen konnte. Im Prinzip handelte es sich auch nur noch um den letzten verzweifelten Versuch, das Unabwendbare doch noch abzuwenden.

Am 12.04.1945 bekam Wurring seinen letzten Scheck über 2300,97 RM vom HKP, ein kleines Vermögen, daß nie mehr ausgezahlt werden sollte: am 17.04.1945 marschierten die Amerikaner in Breitscheid ein.

Nachkriegszeit

Der Krieg endete für Wurring, wie er begonnen hatte: alle vorhandenen Motorräder wurden beschlagnahmt, diesmal von vorbeiziehenden amerikanischen Truppen.

Schon wenige Tage nach der Kapitulation beantragte Wurring die Erlaubnis zur Weiterführung seines Betriebes, sowie die Zulassung eines Fahrzeuges. Da er sein Unternehmen als Reparaturbetrieb für landwirtschaftliche Maschinen ausgab, wurde ihm diese auch erteilt. Im August 1945 erhielt er die offizielle Betriebsgenehmigung für seine Motorradfabrik und glaubte zuversichtlich an eine baldige Aufnahme der Fabrikation. Er sorgte für Belegschaft, Schwerarbeiter-Lebensmittelkarten, Zuteilung von Kraftstoff und knüpfte Kontakt zu seinen alten Lieferanten. Aber schon der Briefkontakt mit anderen Besatzungszonen war schwierig und der Transfer von Materialien war völlig undenkbar. Es herrschte nach wie vor Rohstoffmangel und die Stromversorgung war eingeschränkt. Außerdem beabsichtigten die Alliierten eine teilweise Demontage des Industriepotentials, um die Produktion zu bremsen. Deshalb konnten die Lieferanten keine Auskunft darüber geben, wann - wenn überhaupt - wieder produziert und geliefert werden konnte. So mußte Wurring seinen Traum vom baldigen Beginn seiner Motorradfabrikation begraben.

Aber egal, wie schlecht die Zeiten auch waren, er wollte, daß sein Betrieb überlebte. Da er im Vorfeld der Entnazifizierung von der britischen Militärregierung als unbelastet eingestuft wurde (1948 wurde sein Entnazifizierungsverfahren endgültig abgeschlossen) fiel es ihm nicht schwer, der Besatzungsmacht seine Dienste anzutragen. Innerhalb kürzester Zeit herrschte in seiner Werkstatt wieder reges Treiben und sie trug nun die Bezeichnung „Deutsche Civil Reparatur-Werkstatt, Kreisworkshop 1/873". Das Schild „Off limits to all troops" schützte vor Beschlagnahmungen durch vorüberziehende Truppen und schuf in dem herrschenden Chaos einen sicheren und abgeschirmten Arbeits- und Lebensraum.

Die Nachfrage nach Fahrzeugen und Anhängern aller Art war groß, der Markt war durchaus vorhanden, aber Wurring und mit ihm alle anderen Hersteller, besaßen nicht die Möglichkeit zu produzieren. Geschäfte mit Privatpersonen liefen nur auf Naturalbasis: der Kunde mußte das Material selber beibringen.

Währungsreform

Erst im Sommer 1948 besserte sich die Einstellung der Alliierten gegenüber der deutschen Wirtschaft.

Die Währungsreform am 20./21.06.1948 läutete eine bessere Zeit ein. Die Geschäfte füllten sich schlagartig mit Konsumgütern, aber die Industrie kam erst langsam in Schwung, schon alleine deshalb, weil die Kontingentierung von Material bestehen blieb.

Mit der Währungsreform verlor Wurring seine Haupteinnahmequelle: sein Status als Kreiswerkstatt wurde aufgehoben. Er versuchte diesen Verlust durch die Wiederinbetriebnahme der unbeschädigt gebliebenen Tankstelle zu kompensieren, setzte aber zu besten Zeiten nur 500 - 900 l im Monat ab. Für die Shell AG war diese Menge unrentabel, im März 1951 beschloß sie deshalb, die Geschäftsverbindung zu beenden.

Wurring konnte das verkraften, denn nach langen Jahren der Kompromisse und des Sicharrangierens ging sein größter Traum endlich in Erfüllung: am 13. Mai 1949 begann in seiner kleinen Fabrik endlich die Serienproduktion.

Wirtschaftwunder und Blütezeit

In den folgenden Jahren verließen ca. 240 Serienmotorräder und 100 Mopeds das kleine Werk in Breitscheid. Zahlen, die im Vergleich zu anderen Motorradherstellern verschwindend gering sind. Aber Wurring hatte nicht große Gewinne im Sinn, sondern er wollte Motorräder besonderer Qualität und Güte herstellen, auf die er stolz sein konnte und die ihm Anerkennung verschaffen sollten. Jede seiner Maschinen war in Handarbeit hergestellt und praktisch ein Unikat, da den Wünschen der einzelnen Kunden angepaßt. Wurring produzierte nur auf Bestellung und hatte niemals ein komplettes Motorrad vorrätig. Schon zu dieser Zeit waren seine Motorräder etwas Besonderes und nicht zuletzt durch sein Engagement im Rennsport besaßen sie einen Bekanntheitsgrad, der in keinem Verhältnis zu den produzierten Stückzahlen stand.

Die AWD-Serienproduktpalette umfaßte 100er, 125er, 150er, 175er, 200er und 250er Modelle mit Ilo- und Sachsmotoren, sowie Mopeds in zahlreichen Ausführungen. Bei dieser Vielfalt, aber geringen Stückzahlen, war die Zubehör- und Motorenbeschaffung ständig mit Problemen verbunden. Denn die Kunst bestand darin, bei den Lieferanten den Eindruck großen Bedarfes vorzutäuschen, um gute Konditionen und rasche Lieferung zu erzielen, dann aber doch stets nur kleine Mengen - nämlich für bereits von Kunden bestellte Maschinen - zu beziehen. Bei dem einsetzenden Motorrad-Boom wollten sich die Zulieferer nicht von kleinen Kunden aufhalten lassen. Bestellungen der Großindustrie, bei denen es plötzlich um tausende von Motoren und Zubehörteilen ging, waren rentabler. Bei all diesen Schwierigkeiten gelang es Wurring

erstaunlicherweise, kaum teurer als die Konkurrenz zu sein. Im März 1951 kostete z.B. eine 125er AWD 1083,- DM, ein vergleichbares Modell der Lintorfer Hoffmann-Werke aber 1070,- DM. Diesen Unterschied machte die persönliche Betreuung des Firmenchefs und seine lebenslange Garantie auf die Bruchsicherheit seiner Rahmen wett. (Eine Garantie übrigens, die niemals in Anspruch genommen wurde. Noch heute kann man in der ehemaligen Fabrik einen Rahmen bestaunen, der 1953 einen Frontalzusammenstoß mit einem PKW überstand - schwer verformt, aber nicht eine Schweißnaht war gebrochen. Was man von dessen Besitzer nicht behaupten konnte, der noch aus dem Krankenhaus über eine Wiederherstellung seines Fahrzeuges mit Wurring verhandelte.)

Zur Glanzzeit der Motorradindustrie hatte Wurring durchaus die Möglichkeit gehabt, zu expandieren. Neben drei Vertretern, Bekannte aus der Rennszene, die in Essen, Datteln und Adenau am Nürburgring seine Maschinen vertrieben, boten sich lukrative Exportmöglichkeiten. Anfragen aus den verschiedensten Ländern lagen vor, aber Wurring schätzte die Produktionskapazitäten seines Unternehmens realistisch ein und, obwohl die weltpolitische und innerdeutsche Entwicklung eine starke wirtschaftliche Expansion ankündigte, blieb er seinen Prinzipien treu und beließ seinen Betrieb in einer für ihn überschaubaren Größe. Seine Fabrik war zu jeder Zeit mehr ein Handwerksbetrieb und bot gerade genug Beschäftigung für ihn und einige Angestellte. Aber anders hatte er es auch zu kein1er Zeit gewollt.

Aus diesem Grunde stürzte ihn die Katastrophe, die 1954 über die Motorradindustrie hereinbrach und die niemand hatte kommen sehen, nicht in den Ruin.

Niedergang

So paradox es klingen mag: nach einem ungeahnten Motorrad-Boom überrollte das deutsche Wirtschaftswunder die Zweirad-Industrie. Die Kaufkraft stieg, und es reichte nicht mehr, mobil zu sein - der Komfort mußte steigen. Gegen Wind, Wetter und Schmutz schützte die Verkleidung eines Rollers besser; der Kabinenroller folgte schnell und wurde ebensoschnell vom Kleinwagen verdrängt. Die Nachfrage nach Motorrädern ging schlagartig zurück: hatten 1954 noch 25 Maschinen das Werk in Breitscheid verlassen, so konnte Wurring 1955 nur noch 10, 1956 gar nur noch eine Maschine absetzen. Für die nahen Hoffmann-Werke in Lintorf bedeutete diese allgemeine Entwicklung schon 1954 den Ruin. Zunächst rettete sich das Unternehmen mit dem Lizenzbau von Rollern und unternahm dann mit der Entwicklung des Hoffmann-Kabinenrollers einen letzten verzweifelten Versuch, sich auf dem Markt zu behaupten. Aber noch vor Beginn der Serienfertigung war der Kabinenroller überholt und die Hoffmann-Werke mußten, wie viele andere der Zweirad-Branche, endgültig ihre Pforten schließen.

Die AWD-Motorradfabrik war da flexibler: zunächst glich Wurring den Rückgang des Motorradgeschäftes durch den Verkauf von Mopeds aus. (1954 kostete ein AWD-Moped 560,- DM.) Roller, die hauptsächlich aus Preßblechteilen bestanden und für deren Herstellung spezielle Maschinen und Werkzeuge nötig waren, konnte Wurring nicht rentabel herstellen und sah deshalb davon ab.

In dieser Zeit der Firmenzusammenbrüche bekam der Unternehmer plötzlich wieder zahlreiche Zulieferangebote zu günstigsten Konditionen. Um nicht im Strudel mitgerissen zu werden, versuchten sie, ihre Lager zu räumen und auf Autozubehör umzusatteln. Aber Wurring tätigte keine Einkäufe mehr. Seine letzten Mopeds und Motorräder verkaufte er an seinen Großkunden, das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk in Essen.

Im August 1965 zog Wurring die Konsequenzen aus der Entwicklung des Marktes und übernahm eine Vertretung der Deutschen Renault Automobil AG. Das Auto hatte auch bei ihm das Motorrad verdrängt.

Lebenslange Leidenschaft - der Motorsport

Zu Beginn der Motorisierung in den 20er Jahren gab es eine Unzahl von Rennsport- und Zuverlässigkeitsveranstaltungen, die sich großer Beliebtheit erfreuten.

Der Jungunternehmer Wurring erkannte darin eine gute Möglichkeit, für sein neues Produkt zu werben.

August Wurring, Sieger auf AWD: „Rund um Ratingen" am 05. 12. 1925
Die Aufnahme entstand vor der Gastwirtschaft „Zum steinernen Kreuz" in Ratingen

Die AWD-Motorradfreunde 1928 vor ihrem Stammlokal „Zur Grenze" in Breitscheid

Ab 1924 nahm er mit selbstgebauten Rennmaschinen an solchen Veranstaltungen teil, zunächst mit einer Maschine mit 350er Kühne-Motor. In den folgenden Jahren errang er etliche Erfolge, die ihm auf lokaler und nationaler Ebene große Anerkennung einbrachten. Erwähnungen in der lokalen Presse brachten zahlreiche Aufträge für Straßen-, aber auch für Rennmaschinen. Im September 1925 z.B. auf seiner „Heimstrecke" : Kettwig vor der Brücke - Esel - Krummenweg, einer Bergprüfung nur fünf km von seinem Elternhaus entfernt, errang er zwar nicht den Sieg, konnte aber im Anschluß wegen seiner guten Leistungen auf der selbstgebauten Maschine einige Aufträge verbuchen. Desgleichen im Dezember, als er beim Gesolei-Rennen in Düsseldorf den 2. Platz belegte.

Zunächst beschränkte sich Wurring auf Veranstaltungen in näherer Umgebung, damit er sich weiterhin intensiv seinem noch jungen Unternehmen widmen konnte.

Die Begeisterung für den Motorsport führte allerorts zur Gründung von Clubs. 1924 entstand so auch der Motorrad-Club Ratingen, in dem Wurring, ein Gründungsmitglied, das Amt des Fahrwartes mit technischen Aufgaben innehatte. Höhepunkte des Jahres waren die sogenannte „Halbliterfahrt" im Frühjahr, bei der es auf besonders schonende Fahrweise und die Sparsamkeit des Motorrades ankam, eine Zuverlässigkeitsfahrt im Herbst und die sogenannte „Fuchsjagd" , eine Art Schnitzeljagd auf dem Motorrad. Nebenbei kam auch das Gesellige nicht zu kurz, und das Jahr wurde durch touristische Ausfahrten, wie etwa zum gerade im Bau befindlichen Nürburgring, abgerundet.

1928 gründete sich zusätzlich eine Gruppe der „AWD-Motorradfreunde" , Bekannte und Kunden Wurrings, die als Stammlokal die Gaststätte „Zur Grenze" in Breitscheid auswählten. Diese Aktivitäten schmälerten aber nicht Wurrings Rennbegeisterung: im Juni 1927 war er beim Eröffnungsrennen auf dem fertiggestellten Nürburgring als Aktiver mit einer AWD RS 250 dabei. Bis 1932 besaß er zudem eine internationale Fahrerlizenz.

Nach der Machtergreifung drückten die Nationalsozialisten dem Motorsport ihren Stempel auf: Verbände und Vereine wurden gleichgeschaltet oder aufgelöst. Aus dem Motorrad-Club Ratingen wurde die „Ortsgruppe Krummenweg-Kettwig im Gau 4 (Niederrhein)" . Selbst aus der traditionsreichen Fuchsjagd wurde eine Propagandaveranstaltung, und das NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps) diktierte die Teilnahmebedingungen, nach denen nur noch Mitglieder von NSKK, SA, SS, HJ, Polizei und Wehrmacht, sowie diejenigen, die arisch waren, fahren durften.

Aus dieser Entwicklung zog Wurring seine Konsequenzen: ab 1933 nahm er an keinem Rennen mehr teil, da er sonst dem NSKK hätte beitreten müssen.

Erst nach dem Kriege schwang er sich wieder in den Rennsattel. Erstaunlich schnell, schon am 08.09.1946, begann der Rennsport mit „Quer durch Neuwied" die Massen zu begeistern. Zu Tausenden drängten sich die Zuschauer im zerstörten Deutschland der Nachkriegszeit an den Straßenrändern, während die Rennfahrer nur wenige Meter entfernt, knapp neben den Bordsteinen, vorüberrasten. Die siegreichen Fahrer wurden zu Idolen und das Jahr 1947 zählte schon 23 Veranstaltungen, davon sieben Läufe zur Deutschen Meisterschaft in Braunschweig, Hamburg, Neuwied, Hockenheim, auf dem Nürburgring, der Solitude in Stuttgart und in München „Rund um die Bavaria" .

Bis 1950 hatte Wurring an rund 50 Seitenwagenrennen teilgenommen, die er mit einer AWD mit BMW-Motor bestritt. In den Anfangsjahren galt es aber erst einmal, etliche Schwierigkeiten zu meistern: wegen der allgemein angespannten Lage war es schwer, die Rennmotorräder in Schuß zu halten - das Fahren mit geflickten Schläuchen war aus Sicherheitsgründen verboten, ein Verbot, an das sich niemand halten konnte - , die Kraftstoffbeschaffung war problematisch und wegen der Not der Bevölkerung stieß das Renngeschäft nicht überall auf Verständnis. Ein Start in einer anderen Besatzungszone kam einem Start im Ausland gleich und verlangte nach Ausnahmegenehmigungen. Verpflegung und Unterbringung am Austragungsort erforderten Improvisationsgabe vom Veranstalter, schließlich waren Lebensmittel nur gegen Marken zu haben.

Aber von seiner Rennbegeisterung abgesehen gab es für Wurring noch einen weiteren Grund, all diese Strapazen auf sich zu nehmen: neben einem Startgeld und einer Unkostenvergütung für die Anfahrt winkte den Siegern immer eine stattliche Prämie. 1947 z.B. erhielt Wurring alleine

für seinen Start beim Rennen „Rund um Schotten“ 342,- DM Startgeld. Der Lohn eines Gesellen zu dieser Zeit belief sich auf 129,- DM netto monatlich. Wurring verdiente als Rennfahrer nicht schlecht.

Erst 1951, als Fünfzigjähriger, kehrte er dem aktiven Rennsport den Rücken. Als Privatfahrer war gegen NSU- und BMW-Werksmaschinen nichts mehr auszurichten.

Trotzdem blieb er dem Rennsport treu: Anfang der 50er Jahre unterstützte er bekannte Zementbahnfahrer wie Werner Mazanec aus Düsseldorf und Erwin Aldinger, Stuttgart, mehrfacher Deutscher Meister, und stellte ihnen speziell für Zementbahnrennen konstruierte Motorräder zur Verfügung. Auf AWD gewannen sie alles, was es zu gewinnen gab. Aber Mitte der 50er Jahre kam es zum Verbot der extrem gefährlichen Zementbahnrennen und August Wurring begann sich dem Geländesport zu widmen. Auch hier förderte er verschiedene Fahrer, unter anderem Heinz Wallner aus Lintorf, vormals Werksfahrer bei Hercules, der auf seiner AWD auf lokaler Ebene beachtliche Erfolge errang.

August Wurring, Erwin Aldinger und Werner Mazanec (v. links), das siegreiche Trio auf der Radrennbahn in Bielefeld am 13.06.1954

Auch im Automobilsport war Wurring tätig und betreute Friedel Vollmer aus Kettwig von 1939 bis 1953 in technischen Belangen. Den Kontakt zu seinen Rennfahrerkollegen verlor er nie, denn viele zählten auch weiterhin zu seinen Kunden.

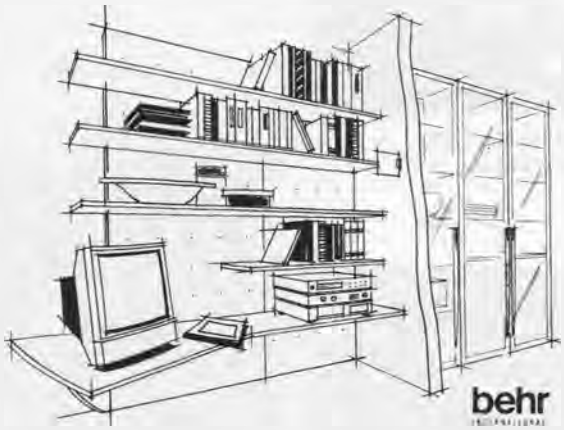
Bevor August Wurring 1990 neunundachtzigjährig starb, konnte er voller Stolz auf sein Lebenswerk blicken.

Sein Betrieb war immer klein geblieben, aber nur deshalb, weil er sich frühzeitig selber dazu entschlossen hatte. Wieviele Motorräder letztendlich sein kleines Unternehmen in Breitscheid verlassen haben, läßt sich nur schätzen, denn die Rennmotorräder, denen seine große Liebe gegolten hatte, blieben ungezählt. Einige haben die Jahre überdauert und können noch heute in der fast unverändert erhalten gebliebenen Motorradfabrik besichtigt werden.

Quelle: „AWD - Eine Motorradfabrik in den Wirren der deutschen Geschichte” von Marc Muylaert. Erschienen im Verlag Perpéet, Lintorf. Zu beziehen bei Thomas von der Bey, Kölner Straße 32, 40885 Ratingen - Breitscheid, Telefon 1 81 01.

Susanne von der Bey

DAS SYSTEM MIT PLATZ FÜR EIGENE IDEEN.



METRIX. Das Regal-System der Superlative. Anspruchsvoll in der Form, perfekt in der Verarbeitung, durchdacht bis ins Detail.

form und raum

INNENEINRICHTUNG

LINTORFER STR. 31, 40878 RATINGEN - TELEFON 02102/27037

Eggerscheidt oder das Lob der Kartoffel.

Mein erster Eindruck über Eggerscheidt war ein Ausspruch meiner Großmutter Gumm (1872 bis 1951), wenn ich meinen Teller nicht leer aß: „Jung, dat eine will ich dich sagen, et jeht nix über ne leckere Erpel, un de leckerste Erpel jied et in Egisch.". Womit sie meiner Meinung nach auch heute noch Recht hat, so daß ein französischer Austauschschüler, Jean-Marc, der sich selbst nicht als Kartoffelfreund bezeichnete, bei dem Genuß von Reibeplätzchen aus Kartoffeln vom Bauern Kückels aus Eggerscheidt überrascht ausrief: „Das is aber lecker!" Wahrscheinlich sind die geologischen Gegebenheiten der niederbergischen Lößterrasse mit ausreichenden Niederschlägen für die wohlschmeckenden Kartoffeln verantwortlich. Meine Mutter ist auf dem Kotten Neuallscheidt, heute mitten auf der Autobahn in Höhe der Raststätte Hösel, geboren und aufgewachsen. Ihre Familie war Pächter des Grafen Spee zu Heltorf, der dem Familiengerücht zufolge dieses Haus mit einem Morgen Land dem Fabrikanten Brügelmann beim Kartenspiel abgenommen haben soll.

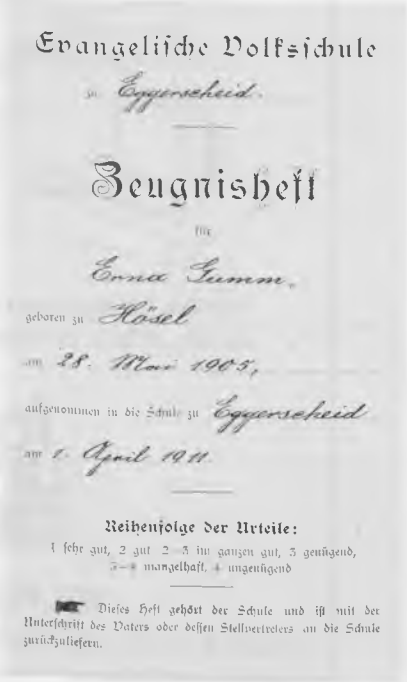
Wie gesagt, nur ein Gerücht.

Da zu Beginn dieses Jahrhunderts die beiden Höseler Schulen überfüllt waren, sind alle sechs Gumm-Kinder als Grenzbewohner an der Grenze zu Eggerscheidt in die dortige evangelische Schule beim Lehrer Kilzer und seiner Ehefrau, die für den Handarbeitsunterricht zuständig war, in die Schule gegangen. Diese Vorbemerkung möchte ich eigentlich nur als Aufhänger benutzen, um den interessierten Leser auf die vor 25 Jahren erschienene Geschichte des Ortes Eggerscheidt und seiner Schulen von Heinz Wilmsen, erschienen 1968 im Angerland-Jahrbuch I (vorhanden im Medienzentrum Ratingen, im Stadtarchiv und im Kreisarchiv), aufmerksam zu machen. Die Schriftleitung der „Quecke" fühlt sich deshalb, um ihrem Anspruch als Ratinger Heimatschrift gerecht zu werden, verpflichtet, das von ihr bisher stiefmütterlich behandelte Eggerscheidt auch einmal zu würdigen und veröffentlicht daher die Einwohnerliste von 1909, eine Karte der Gemarkung Eggerscheidt von 1880 und einige alte Schulfotos, die bisher noch nicht gezeigt wurden.

Rolf Großterlinden

Evangelische Schule Eggerscheidt. Lehrer Kilzer mit seiner Klasse.
Die Aufnahme entstand 1908 zu „Kaisers Geburtstag"

Das Lehrerehepaar Kilzer mit Eggerscheidter Schulkindern um 1915



Evangelische Volksschule
zu Eggerscheid.

Zeugnisheft
für
Erna Gumm,
geboren zu Hösel
am 28. Mai 1905,
aufgenommen in die Schule zu Eggerscheid
am 1. April 1911.

Reihenfolge der Urteile:
1 sehr gut, 2 gut, 2–3 im ganzen gut, 3 genügend,
3–4 mangelhaft, 4 ungenügend

Dieses Heft gehört der Schule und ist mit der Unterschrift des Vaters oder dessen Stellvertreters an die Schule zurückzuliefern.

Adreßbuch

der

Stadt Ratingen.

Nach amtlichen Quellen zusammengestellt.

Ausgabe 1909.

Ratingen.
Druck von Pet. Jos. Brehmen.

Karte der Gemarkung Eggerscheid
(Auszug aus einer Karte von Ratingen und Umgebung aus dem Jahre 1880)

Bach, Ludwig, Fabrikarb., 24.
Balies, Joh., Steinbrucharb., 21.
— Karl, Hülfsbahnwärter, 10.
Beckmann, Josef, Nachtw., 8.
Blumenrath, Ludwig, Ackerer, 78.
Bohn, Johann, Tagel., 13.
Broß, Josef, Waldarb., 48.
Breider, Jakob, Fabrikarb., 60.
Breuer, Peter, Tagel., 63.
Brentmann, Gustav, Bäcker, Wirt u. Spezereiwarenhändler, 69.
— Karl, Wwe., Rentnerin, 31.
— Wilh. Wwe., Bäckerei u. Spezereiwarenhandlung, 31. Tel. 167.
Bruchhaus, Friedr. o. G., 22.
Brüggen, Joh., Wirt, 45.
Budde, Joh., Bahnarb., 28.
— Wilhelm jr., Fabrikarb., 28.
— Wilhelm, jr., Fabrikarb., 28.
Busch, Karl, Fabrikarb., 76.
Buse, Franz, Förster a. D., 3.
Cloid, Anton, Schuhm., 40.
— Franz, Fabrikarb., 40.
Conrads, Fritz, Landm., 52.
Dimmendahl, Jan, Tagel., 53.
Dreyer, Hubert Wilh., Schlosser, 64.
Eggert, Peter, Waldarb., 18.
Eichert, Eduard, Fabrikarb., 25.
— Elisabeth, Wwe., 24.
Eiser, Friedrich, Ackerer, 57.
— Heinrich, Milchhändler, 57.
Fortmann, Friedrich, Schreiner, 24.
— Karl, Bahnarbeiter, 54.
Frohnhoff, Joh. Wwe., a. G., 41.
— Maria, Fabrikarbeiterin, 41.
Funke, August, Fabrikarb., 68.
Gäb, Matth., Förster, 22.
Gerling, Robert, Steinbrucharb., 67.
Gerwin, Arnold, Werkführer, 74.
Gesell, Auguste, Diakonissin, 81.
Göttges, Karl, Fabrikarb., 12.
Großkemm, August, Fabrikarb., 72.
— Gustav, Fabrikarb., 72.
Habig, Friedrich, Maurer, 43.
Hannemann, Ernst, Dreher, 17.
— Heinrich, Schlosser, 17.
Hausmann, Heinrich, Müller u. Ackerer, 59.
von der Heiden, Friedrich, Fabrikarb., 29.
Helm, Aug., Fabrikarb., 23A.
Henning, Karl, Eisenb.-Betr.-Sekr., 78A.
von zum Hoff, Emilie, Tagelöhnerin, 25.
Hollenberg, Ernst, Fabrikarb., 43.
Holzapfel, Franz, Fabrikarb., 39.
Hoster, Heinrich jr., Fabrikarb., 79.
— Heinrich sr., o. G., 79
— Wilhelm, Tagel., 14.
Irlich, Friedrich, Bahnwärter, 47.
Keller, Johann, Schlossergef., 45.
Kemmann, Karl, Landw., 49.
— Robert, Landw.-Geh., 49.
Kemper, Wilhelm, Tagel. 19.
Kessel, Gustav, Wirt u. Ackerer, 27.
Kiel, Heinrich, Güterverlader, 34.
Kilzer, Heinrich, Lehrer, 33.
Klosterberg, Wilh., Lokom.-Führ. a. D., 66.
Knebel, Wilhelm, Schlosser, 70.
Knevels, Wilhelm Wwe., Rentnerin, 55.
— Wilhelm, Wirt u. Bäcker, 55.
Kössgen, Wilhelm, Tagel., 30.
Kückels, Albert, Rentner, 50.
— Amalie, o. G., 50.
— Robert, Landw. u. Gemeindevorst., 50.
Kuhles, Hermann, Mühlenarb., 78A.
— Peter, Fabrikarb., 9.
Langen, Friedrich, Tagel., 45.
— Jul., Dreher, 78A.
Lauenburg, Wilhelm, Fabrikarb., 76.
Leineweber, Christoph jr., o. G., 51.
— Christoph jr., Landw., 51.
— Joseph, Landwirt, 51.
Lepper, Joh. jr., Fabrikarb., 73.
Lippold, Martin, Eisendreher, 7.
— Wilhelm, Fabrikarb., 7.
Mainz, Hub., Tagel., 77.
Michels, Balthasar, Wwe., o. G., 66.
Müller, Karl, Boxarb., 67.
Myling, Mart., Fabrikarb., 76.
Obenlünenschloß, Aug., Ackerer, 22.
Oberbanscheidt, Hrch., Fabrikarb., 5.
Ott, Hulda, Diakonissin, 80.
Pesch, Josef, Fabrikarb., 6.
Petereit, Paul, Bäckergef., 55.
Plönes, Aug., Gartenarb., 35.
— Friedrich, Eisenb.-Arb., 41.
— Johann, Hülfsbahnw., 44.
Popien, Alb., Fabrikarb., 58
Radermacher, Josef, Lehrer, 4.
— Klara, Kontoristin, 4.
— Rosa, o. G. 4.
Rajpel, Anton, Invalide, 20.
Rau, Nikol., Bahnarb., 37.
Rehm, Peter, Tagel., 37.
— Wilhelm, Fabrikarb., 37.
Römer, Wilhelm, Waldarb., 20.
Röttger, Heinrich, Fuhrmann, 15.
— Johann, Tagel., 16.
— Margarete, Fabrikarbeiterin, 12.
— Wilhelm, o. G., 12.

Rottmann, Wilhelm, Fabrikschreiner 39.
Schaaf, Maria, Fabrikarbeiterin, 11
— Wilhelm, Steinbrucharb., 11.
Schafer, Anton, Dreher, 73.
— Gustav, Fabrikarb., 79.
— Heinrich, Fuhrm., 73.
Schlieper, Herm., Tagel., 56.
— Karl, Ackerer, 56.
Schlimm, Wilhelm, o. G. 43.
Schlüsser, Heinrich, Dachdecker, 48.
Schmitz, August, Fuhrm., 78.
— Wilhelm, Tagel., 64.
Schneeberger, Arnold, Fabrikarb., 1.
Schneider, Joh., Fabrikarb., 79.
Schwiwenhaus, Gottfr., Eisenb.-Arb., 42.
— Jul., Kalkbrennereiarb., 37.
— Peter, Zuschlager, 23.
— Wilhelm, Steinbrecher, 38.
— Wilhelm Wwe., o. G., 23
Schoel, Auguste, Diakonissin, 80.
Schulze, Wilh., Oberbahnaff., 66.
Stallmann, Wilh., Maurer, 43.
Strauß, Peter, Fuhrm., 71.
Stütten, Jul., Fabrikarb., 34.
Wacker, Heinrich, Schreiner, 73.
Wagener, Gottl., Milchhändler, 47.
Wahnemühle, Heinr., Invalide, 67.
Weber, Ewald, Oberpostaff., 74.
stellvertret. Gemeinde-Vorsteher.
Wehner, Wilhelm, Former, 70.
— Wilh. Wwe., o. G., 70.
Westhoff, Johann, Wirtsch.-Verw., 45.
Wiesel-Pütt, Wilhelm Wwe., o. G., 70.
Zimmermann, Elisabeth, Näherin, 68.
— Gertrud, Näherin, 68.
— Johann Wwe., o. G., 68.

Hösel.

Agethen, Johann, Tagel., 144.
Ambruch, Wilh. Wwe., o. G., 64.
Augustin, Karl, Bäckergef., 119.
Bauer, Peter, Presser, 99.
Baumann, Gust., Bahnaufseher, 85 A.
Bausch, Jakob, Packer, 122.
Beilstein, Martin, Tagel., 59.
Bellato, Demetro, Tagel., 73.
Bemenburg, Wilh., Rentner, 105.
Benden, Aug., Weichenst., 55.
— Friedrich, Eisenbahnarb., 55.
— Friedrich Wwe., o. G., 73.
— Joh., Bahnarb., 73.
— Theod., Invalide, 55.
Berends, Grada Wwe., o. G., 79.
— Herm., Maschinist, 79.
Bernsau, Gottfr., Landw., 149.
von der Bey, Wilh., Wirt u. Butterhändler, 105.
von Bochmann, Ew., Bildhauer, 66A.
— Gregor, Kunstmaler, 66A.
Bombel, Aug., Bahnw. a. D., 92.
— Max, Schlosser, 92.
— Otto, Bahnarb., 92.
Bramann, Wilh., Lehrer, 107.
Bremer, Karl, Fabrikarb., 13.
Breitmann, Friedrich, Schmied, 142.
Buchmühlen, Anna, o. G., 108.
— Emma, o. G., 108.
— Fritz, Taxator für Vogelschäden, 80.
— Jakob, Rentner, 108.
— Wilhelm, Rentner, 80.
Clemens, Antonie, Gesch.-Geh., 118.
— Aug. Wwe., Wirtin, 148.
— Hedwig, Gesch.-Geh., 148
Corra, Laute, Tagel., 73.
Decker, Karl, o. G., 88.
Dellmann, Aug. Wwe., Ldw., 54.
Dimmendahl, Derk, Tagel., 132.
— Hendrik, Eisenbahnarb., 132.
— Joh., Bahnarb., 87.
Dißhaus, Aug., Ihler., 15.
— Friedrich, Ladenstr., 22.
Ehrlamp, Peter, Bahnarb., 139.
Elmendorf, Ewald, Töpfer, 61.
Elven, Alb., Kaufm., 16.
Erbisch, Aug., Kutscher, 43.
— Herm. Wwe., o. G., 43.
— Wilhelm, Former, 43.
Espen, Friedr., Gutsbes., 125.
Fänger, Aug., Landw., 124.
— Paul, Landw.-Geh., 124.
Ferger, Friedr., Bergm., 11.
Fickenbach, Joh., Ackerer, 50.
Fischer, Karl, Gärtnergeh., 14.
Freiberg, Johann, Werkstattschreib. 117.
Fudikar, Friedrich, Ackerer, 129.
Fuhs, Fritz, Schlosser, 105A.
Gerhard, Eugen, Hotelpensi., 13A.
Geyer, Heinr., Ackerer, 57.
Giniers, Joh., Tagel., 96.
Götzenleuchter, Adam, Maurer, 3.
Gotzer, Johann, Arbeiter, 122.
Gormann, Heinr, Töpferei-bes. u. Acker., 61
Großhoff, Herm., Rtr., 16.
Gröger, Paul, Landw., 46.
Großmann, Friedr. Wwe., o. G., 119.
Großterlinden, Joh., Landw., 134.

Eine Beschreibung der Gemeinde Hösel und Lebenserinnerungen aus den Jahren 1877 bis 1944

Aufgezeichnet von Lehrer Peter Vogel

Der heutige Ratinger Stadtteil „Hösel" zählt nicht zu den Stätten mit großer Geschichte. Im Band Nordrhein-Westfalen des Handbuchs der Historischen Stätten Deutschlands wird er nicht erwähnt, und in dem Abschnitt „Geschichtliche Grundlagen einer ausführlichen Beschreibung des Landkreises Düsseldorf-Mettmann" fehlt jeder Hinweis auf die Vergangengeit der Gemeinde Hösel. Auch in den zahlreichen Bänden der historischen Fachzeitschriften unseres Raumes, in den vom Historischen Verein für den Niederrhein herausgegebenen Annalen, in den Jahrbüchern des Düsseldorfer Geschichtsvereins und in den verschiedenen Publikationsreihen des Bergischen Geschichtsvereins wird Hösel nur sehr selten genannt. Gelegentliche Notizen zur Geschichte Hösels in volkstümlichen Darstellungen sind ebenfalls recht dürftig. Die erste Publikation, in der einige Nachrichten über Hösel veröffentlicht sind, ist ein 1949 erschienenes „Heimatbüchlein." Der Verfasser Bernhard Wittenberg aus Hösel veröffentlichte in ihm eine Anzahl historischer Nachrichten, einige Gedichte und Erzählungen unter dem Titel „Für und von Hösel." Zwischen den Jahren 1965 und 1973 erschienen fünf Hefte „Unser Hoyselt" und zwei Angerlandjahrbücher, herausgegeben vom Höseler Bürger- und Schützenverein.

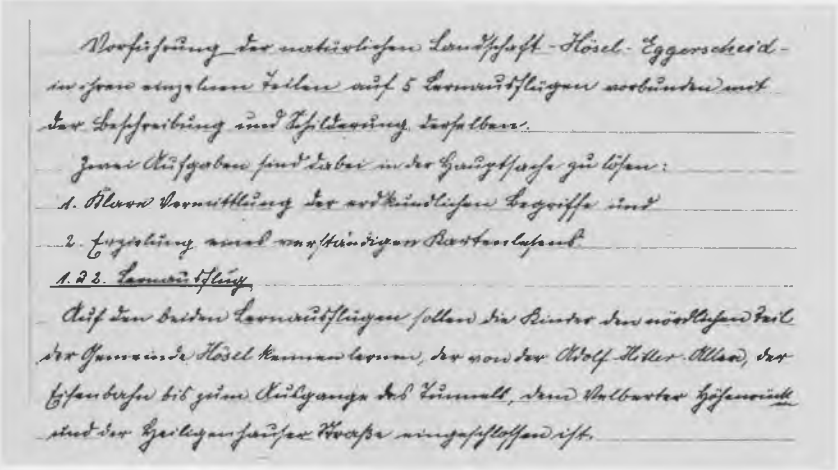
Erst das im Dezember 1980 erschienene Buch „Hösel, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte" von Theo Volmert läßt die Vergangenheit des alten Hösel wieder lebendig werden. Der Autor und frühere Realschullehrer Theo Volmert aus Lintorf war in den 30er Jahren für kurze Zeit an der katholischen Volksschule in Hösel tätig. Im Stundenplan war damals auch das Fach „Heimatkunde" aufgeführt. Das veranlaßte ihn 1934, einen heimatkundlichen Spaziergang durch die Gemeinde zu unternehmen. Im „Höselbuch" ist diese Wanderung unter dem Titel „Höfe der Höseler Honschaft" niedergeschrieben und nachzulesen. Was der Historiker und Buchautor Theo Volmert 1980 nicht wissen konnte, ist, daß der langjährige Höseler Lehrer Peter Vogel in den Kriegsjahren 1940-1944 ein Buchdokument über Hösel verfaßt hat, das noch nie veröffentlicht wurde. Dankenswerterweise wurde dieses Manuskript jetzt von den Nachfahren der Familie Vogel zur Einsicht und zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

Es umfaßt 141 Seiten in schönster deutscher handgeschriebener Sütterlinschrift. In Form von fünf Lernausflügen durch Hösel hat Peter Vogel sehr genau die damalige Situation in der Landgemeinde dargestellt. In seinen Erinnerungen ging er bis ins Jahr 1877 zurück. Es war das Jahr, als sein Vater, der Lehrer Julius Vogel, an der zweiklassigen Evangelischen Volksschule in Hösel seine Lehrtätigkeit aufnahm. Um dieses interessante Schriftstück heute besser verstehen zu können, mußte der Originaltext an bestimmten Stellen mit Anmerkungen versehen werden. Sie geben Auskunft über veränderte Straßennamen, Hausnummern, neue Straßen, abgerissene Gebäude, neue Gebäude, Personen, neue Nutzung von Grundstücken usw.

Im Nachlaß des Lehrers Peter Vogel befinden sich auch Auszüge aus der Schulchronik. In einem Kapitel beschreibt er darin seinen persönlichen Werdegang von seinen Kindheitstagen bis zu seiner Einführung als Lehrer in Hösel.

Nachstehend der Originaltext:

„Ich, Peter Vogel, bin der 3. Sohn des Lehrers Julius Vogel, meines Vorgängers. Am 30. Oktober 1866 erblickte ich in der Gemeinde Schwarzbach, Bürgermeisterei Hubbelrath, das Licht der Welt. In meinem 11. Jahre wurde mein Vater als 1. Lehrer an die zweiklassige Schule in Hösel gewählt. Wenn auch der Abschied von der alten lieben Gemeinde Schwarzbach meinen Eltern unendlich schwer fiel, so begrüßten wir, meine Brüder und ich, doch den Wechsel mit unvergeßlicher Freude. Auf dem Gute Spindeck hierselbst wohnte nämlich mein Onkel W. Ritterskamp, der spätere Ortsvorsteher, und auf dem


Vorführung der natürlichen Landschaft - Hösel - Eggerscheid in ihren einzelnen Teilen auf 5 Lernausflügen verbunden mit der Beschreibung und Schilderung derselben.

Zum Aufgaben sind dabei in der Heimatkunde zu lösen:

1. Klare Vermittlung der erdkundlichen Begriffe und
2. Erziehung zum mündigen Bartenlesen.

1. u. 2. Lernausflug.

Auf den beiden Lernausflügen sollen die Kinder den nördlichen Teil der Gemeinde Hösel kennen lernen, der von der Adolf Hitler Allee, der Eisenbahn bis zum Ausgange des Hummelt, dem Volkarter Höfeweg und der Heiligenhäuser Straße umgeschlossen ist.

Originalhandschrift Peter Vogels

Peter Vogel
(1866 - 1948)

Stollshof mein Onkel Joh. Ritterskamp. Die beiden Tanten sind Schwestern meiner Mutter, beide geb. Schriever aus der Bracht. Bei diesen Verwandten hatten wir schon manchen schönen Ferientag verlebt. So war uns die neue Heimat, in die wir versetzt wurden, nicht unbekannt. Vor und nach meiner Konfirmation am Palmsonntag, dem 10. April 1881, besuchte ich den Privatunterricht unseres verehrten Pfarrers Herrn Bleckmann zu Linnep. Danach besuchte ich das Gymnasium in Gütersloh bis Obertertia. Wegen Erkrankung mußte ich leider zu Weihnachten 1884 diese Anstalt verlassen. Im Frühjahr 1885 wurde ich, nachdem ich mich wieder erholt hatte, in die 1. Klasse der Praeparandenanstalt zu Rheydt aufgenommen. Im August desselben Jahres machte ich die Aufnahmeprüfung auf das Seminar dortselbst, das ich bis zum Jahre 1888 besuchte. Nach meiner Abgangsprüfung bekam ich sofort eine Anstellung in Solingen an dem Knabensystem an der Bergstraße, das damals noch unter der Leitung des Rektors Herrn Dahlmann stand. Von hier wurde ich im Jahre 1891 als Lehrer an die 2. Klasse der Schule zu Hösel gewählt. Am 1. August trat ich diese Stelle an. Nachdem mein lb. Vater im Frühjahr 1895 in seinem 70. Lebensjahr um seine wohlverdiente Entlassung nachgesucht hatte, wurde ich vom zeitigen Schulvorstand, bestehend aus dem Ortsschulinspektor Herrn Pfarrer Becker Linnep, dem Bürgermeister Herrn Davis in Eckamp, dem Ackerer Herrn Ed. Stinshoff zu Bruchhausen und Herrn Fr. Espey im Kückelshof einstimmig zum 1. Lehrer der hiesigen Schule gewählt und von der königlichen Regierung in Düsseldorf als solcher am 15. März 1895 ernannt."

Anläßlich der Einführung des neuen Lehrers Peter Vogel an der Volksschule in Hösel wurde eine Geldsammelliste ausgelegt, um die Feierlichkeiten zu finanzieren. Nachstehend der Originaltext auf der Sammelliste:

„Die Einführung unseres neuerwählten Lehrers Herrn Peter Vogel, resp. Abholung desselben findet Samstag den 1. August 1891 Morgens 11 Uhr vom Bahnhof Hösel aus statt und laden zur regen Beteiligung herzlich ein.

Nachmittags werden zu Ehren des Tages die Kinder mit Kaffee eztr. in der Schule bewirthet. Um die Kosten der Kinderbewirtung zu decken, erlaubt sich der Schulvorstand um entsprechende Zeichnung ergebenst zu ersuchen.

E. Stinshoff
Fr. Espey

Die Geldsammlung ergab eine Summe von 105,70 Mark. Insgesamt beteiligten sich 91 Höseler Bürgerinnen und Bürger an dieser Aktion. Beträge zwischen 20 Pfennig und 4,50 Mark wurden gespendet.

Bemerkenswert ist, daß der damalige Wirt der Gastwirtschaft „Zum Stern" , Karl Stichmann, den höchsten Betrag einzahlte, wogegen sich der damals „reichste" Bauer von Hösel - Stinshoff zu Bruchhausen - nur mit 4,- Mark daran beteiligte.

An der Höseler Schule war der strenge, gerechte und sehr geachtete Pädagoge von 1891 bis zu seiner Pensionierung 1932 tätig. Während des 2. Weltkrieges, als fast alle Lehrer Soldat werden mußten, meldete sich Peter Vogel freiwillig in den Schuldienst zurück, um die Lücke zu füllen, die der Krieg gerissen hatte. Der Schreiber dieser Zeilen war während dieser Zeit 1940/41 ein Schüler in seiner Klasse und kann aus eigener Erfahrung das oben Gesagte bestätigen.

Nach einem erfüllten Leben und im Glauben, vielen Höseler Kindern das nötige Rüstzeug für ihren späteren Lebensweg, aus der Sicht eines Lehrers, mitgegeben zu haben, verstarb Peter Vogel am 10.5.1948 in Hösel. Unter großer Beteiligung der Höseler Bevölkerung wurde er auf dem Linneper Waldfriedhof beigesetzt.

Helmut Kuwertz

Vorführung der natürlichen Landschaft - Hösel - Eggerscheidt - in ihren einzelnen Teilen auf 5 Lernausflügen, verbunden mit der Beschreibung und Schilderung derselben.

Zwei Aufgaben sind dabei in der Hauptsache zu lösen:

1. Klare Vermittlung der erdkundlichen Begriffe und

2. Erzielung eines verständigen Kartenlesens.

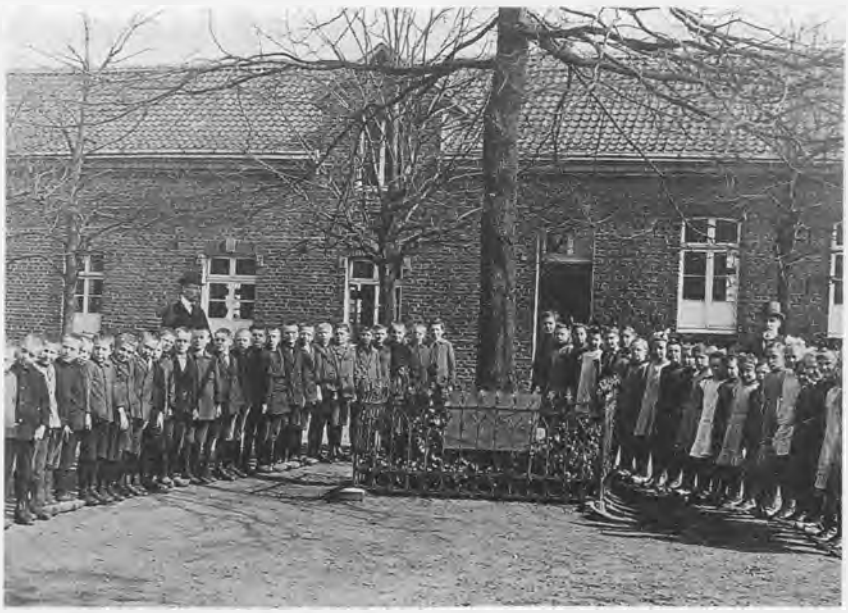
1. u. 2. Lernausflug
Auf den beiden Lernausflügen sollen die Kinder den nördlichen Teil der Gemeinde Hösel kennenlernen, der von der Adolf-Hitler-Allee[1], der Eisenbahn bis zum Ausgange des Tunnels, dem Velberter Höhenrücken und der Heiligenhauser Straße eingeschlossen ist.

Wir treten auf dem Spielplatze[2] an, steigen die 3 Stufen hinauf und bleiben auf dem Bürgersteig der Landstraße od. d. A.-Hitler-Allee stehen, den Blick nach Nordosten gerichtet. Rechts vor uns liegt die alte 2-klassige Schule mit der früheren Lehrerwohnung Nr. 71[3]. Jetzt gehört beides mit den übrigen Gebäulichkeiten der ev. Kirchengemeinde Linnep u. dazu noch die Adolf Clarenbachkirche, Nr. 69[4]. Der Grund und Boden, worauf Schule und Kirche erbaut wurden, war bis 1695 eine große Wiese, Ferenholzer Banden oder Brackbanden genannt. Sie gehörte zu dem Gute Spindeck. Dieser Brackbanden wurde am 11. November 1695 von Jannen und Gertrauden an der Spindeck an

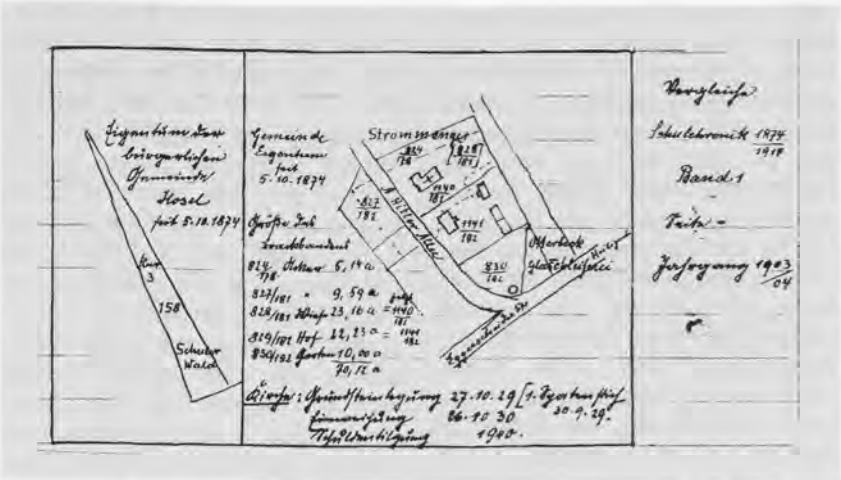
Das alte Schulgebäude der Gemeinschaftsschule (heute: Wilhelm-Busch-Schule) im Frühjahr 1938. Fahnenappell auf dem „Spielplatz" mit den erwähnten drei Stufen im Vordergrund

die ref. Kirchengemeinde Linnep unter dem Pfarrer Heinrich Bernsau in Erbpacht v. jährlich 9,24 M abgetreten mit dem ausdrücklichen Vermerk, eine Schule für die ref. Bürgerfamilien Hösels darauf zu erbauen. Der Bau wurde sofort begonnen. Er bestand aus einem Wohnhaus mit einem Schulraum darin, daran wurde im rechten Winkel ein Kuhstall für 2 Kühe errichtet. Darin war noch ein Schweinestall und ein Hühnerstall eingerichtet. Parallel mit dem Wohnhause und im rechten Winkel zu dem Kuhstalle baute man auch noch eine Scheune mit einem Raum für Kohlen und Abort und mit einem Raum für die Lehntenne mit anschließend 2 Fruchträumen. Das Einkommen war so klein, daß der Lehrer sich gezwungen sah, neben seinem Hauptamte noch einen kl. landwirtschaftlichen Betrieb zu unterhalten. Im Jahre 1819 wurde ein neuer Schulraum an das Wohnhaus gebaut, die spätere 2. Klasse. Der alte Schulraum in der Lehrerwohnung wurde zur Wohnstube umgewandelt. 1870 wurde das 1. Klassenzimmer errichtet und zugleich 2 Wohnräume für den 2. Lehrer auf die Mitte der beiden Klassen aufgebaut, die aber wenig benutzt worden sind. 1903/04 wurde die neue Lehrerwohnung errichtet[5]. Die alte Wohnung mit Stallung und Scheune wurden abgerissen und an ihrer Stelle das Brandspritzenhaus mit den Abortanlagen für die Schulkinder, eine Gefängniszelle und ein Holzstall gebaut. Das alte Brandspritzenhaus mit den daran angebauten Abortanlagen stand links von dem Eingang zum Spielplatz, ganz nahe an der Landstraße in der Richtung der neuen Lehrerwohnung. Neuerdings hat der Spiegelglasfabrikant Wagener einen Teil des Schulgartens und die beiden alten Schulräume von der Kirchengemeinde Linnep käuflich erworben zur Erweiterung seiner Fabrikanlagen[6], und die Kirchengemeinde hat die Absicht, in der Bauflucht der früheren Lehrerwohnung an der Straße noch einige Wohnhäuser zu errichten. In dieser wohnen jetzt 3 Familien: Familie Wevers, Witwe Lehrer Suter mit ihrer Tochter Ilse und Familie Köster, zusammen 7 Personen.

Als im Jahre 1874 die Landstraße vom Bahnhofe Hösel nach Heiligenhaus angelegt wurde, durchschnitt sie dieses Schulland, und da mußte als Ersatz für den zum Wegebau abgetretenen Streifen die Parzelle 824/178, die jetzt in die Parzelle 1140/181 eingeschlossen ist, dem alten Gebiete angegliedert werden, weil nach dem alten Vertrage nichts von dem in Erbpacht stehenden Lande verkauft werden sollte. Der von dem Pfarrer Bernsau verfaßte Erbpachtvertrag vom 11.11.1695 ist auf Pergament geschrieben und noch sehr gut erhalten. An demselben hängt eine hölzerne Kapsel (Goldene Bulle 1713, pragmatische Sanktion), in der das noch gut erhaltene Siegel sich befindet. Der Verkäufer und auch der Käufer erhielten je ein Exemplar. Als geschichtliches Anschauungsmittel wird Herr Wilhelm Straßen oder die Kirchengemeinde diesen Erbpachtvertrag gewiß gern einmal leihweise der Schule für eine Geschichtsstunde überlassen. Der erste Schulraum der alten Schule dient augenblicklich als Gefangenenlager für die gefangenen Franzosen, die den Bauern bei den landwirtschaftlichen Arbeiten helfen müssen.



Das Gebäude der alten Evangelischen Schule. Aufnahme um 1920.
Links der Lehrer Schroer, rechts Lehrer Peter Vogel. In der Mitte das Ehrenmal für zwei im Kriege 1870/71 gefallene Höseler



Die von Peter Vogel angefertigte Planskizze zeigt die Grundstücksverhältnisse an der Ecke Bahnhofstraße/Heiligenhauser Straße um 1940.
Die Bahnhofstraße hieß damals Adolf-Hitler-Allee.

Auf der anderen Seite der Straße, dem Schulgarten mit dem Transformator gegenüber liegt das Restaurant und Café Zum Stern Nr. 70[7], das der Familie Bergbusch gehört. Es wurde 1884 von Karl Stichmann erbaut. Stichmann war von Beruf Schuhmacher und unterhielt im alten Stern, dem Wohnhause des jetzigen Bauunternehmers Springer, ein kleines Kolonialwarengeschäft, das von seiner Frau, einer geborenen Anna Nofen, geführt wurde. Sie war auch die Besitzerin des damals einstöckigen Häuschens und der dazugehörigen Ländereien. Durch den Chausseebau hatte das Land zwischen der Eggerscheidterstraße und der A.-Hitler-Allee eine günstige Lage erhalten. Diese nutzte der unternehmenslustige Schuster Stichmann aus und erbaute zuerst die stattliche Gaststätte, dann dahinter den gewaltigen Saal und füllte zuletzt den Raum zwischen dem alten Stern und dem Saal mit einem 2-stöckigen Wohnhause aus. Der alte Stern paßte nun nicht mehr zu den Neubauten und wurde dementsprechend umgebaut[8]. Den ganzen Häuserkomplex verdanken wir also dem Fleiß und dem Unternehmungsmute eines Schuhmachers. Da sein Sohn sich zum Wirte eignete, verkaufte Stichmann nach und nach seine Häuser und verlor dann während der Zeit der Inflation sein ganzes, sauer erworbenes Vermögen. - Gerade vor uns liegt das freundliche 2-stöckige Landhaus der Familie Strommenger mit dem dahinterliegenden Baumhofe und Garten (Haus-Nr. 67)[9]. Vor kurzem verstarb unerwartet die tüchtige Frau des Hauses und der Hausherr sah sich gezwungen, sich kleiner zu setzen. Er bezieht mit seiner jüngsten Tochter die oberen Räume, und die Räume im Erdgeschoß bewohnt ein junges Ehepaar. - Weiter liegt vor uns ein schieferbekleidetes Haus. Es gehört Fräulein Adele Straßen, der Schwester des Erbbauern Wilhelm Straßen an der Spindeck (Haus-Nr. 65)[10].

Die Gastwirtschaft „Zum Stern" um 1930.
Besitzer war damals schon Wilhelm Bergbusch

Adele Straßen bewohnt die unteren Räume und die oberen Räume die Familie Gerling mit 2 Kindern. Daran reiht sich Haus und Garten des Wilhelm Tillmannshöfen, der mit seiner verh. Tochter und der Familie Espenhahn das Haus Nr. 63[11] bewohnt. Grund und Boden, worauf diese drei Wohnhäuser liegen, gehörten früher wie der Brackbanden zum Gute Spindeck. Es war aber Ackerland. Auf diesem Felde habe ich - der Schreiber dieser Zeilen - vor 60 Jahren manchen Schritt gemacht. Zur Erntezeit konnte mich mein Onkel Wilhelm Ritterskamp, der damalige Besitzer der Spindeck[12], beim Voranfahren und Auffangen der Fruchtgarben stets gut gebrauchen. W. Ritterskamp hatte die Schwester meiner Mutter, eine geborene Schriever von der Bracht, zur Frau. Sein Bruder Johann Ritterskamp, Bauer zu Stolshof[13] und später Bauer und Besitzer der Spindeck, hatte die jüngste Schwester - Henriette - meiner Mutter zur Frau. - Das war eine schöne und beneidenswerte Jugendzeit, die wir hier durchleben durften: Der Spielplatz, Garten und Wiese der Schule, der Schuler Wald, die beiden Bauernhöfe Spindeck und Stols mit den saftigen Kirschen im Sommer und der Fülle von Birnen und Äpfeln, Pflaumen und Nüssen im Herbste, die Badegelegenheit in dem kalten Angerbach und die vielen Haselnußhecken im Angertal boten uns mannigfache Gelegenheit, sich von der geistigen Arbeit zu erholen und besonders in den großen Ferien späterhin beim Besuch der höheren Schulen. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit, was mein einst war!"

Der Bauunternehmer und Anstreicher Wilhelm Middell, der am Heimsang wohnte[14], kaufte das oben genannte Ackerfeld, was zum Spindecker Hof gehörte und baute darauf nacheinander diese 3 Häuser. In dem 1. und 3. Hause hat er selbst längere Zeit später gewohnt und sie verkauft. Dann baute er noch 3 Häuser Nr. 57[15], was den Geschwistern Buchmühlen gehört, Nr. 55[16], das Frl. Thienhaus gehört und in dem noch Johanne Stichmann wohnt und die Familie Reuter, Mann und Frau, und Nr. 53[17], was Ernst Tillmannshöfen gehört. Dessen Frau, eine geborene Julie Ritterskamp, eine Tochter des Ackerers Joh. Ritterskamp und der Henriette Schriever, ist das letzte Glied der Familie Ritterskamp auf dem Hofe Spindeck. Von den Ritterskamps ist dieser Hof an die Familie Straßen übergegangen.- Das

Eines der vom Bauunternehmer Middell errichteten Häuser. Es wurde 1970 abgerissen (heute Bahnhofstraße 145). Ganz rechts im Hintergrund der Altenhof

stattliche Haus Nr. 61[18] baute der Schumachermeister Scheepers, Vater und Sohn. Das Land, worauf dieses und das folgende Haus Nr. 59[19] stehen, gehörte der Familie Schlimm, die lange am Altenhof[20] gewohnt hat. Als ich noch zur Schule ging, kauften wir am Altenhof unsere Schulutensilien, wie die heutige Jugend sie bei Frau Mönkemeyer[21] bekommt. Man konnte den alten Hof im Sommer von der Landstraße aus nicht sehen, ein dicht belaubter Wald verdeckte die Durchsicht. Reste dieses Waldes sieht man noch in der Besitzung von Fräulein Thienhaus. Die gegenüberliegende Seite von der Landstraße war in meiner Jugendzeit auch mit Wald bestanden[22]. Als mein Vater, der Lehrer Julius Vogel, im Jahre 1877 von der Schwarzbach nach Hösel übersiedelte, war das Haus, worin der Wirt Wilhelm von der Bey wohnt, gerade neu errichtet worden[23]. Sein Schwiegervater, W. Behmenburg, war der Eigentümer. Der Wald reichte damals noch bis an das Haus. Er mußte noch ausgerodet werden, um den Boden in Garten und Wiese zu verwandeln. Da, wo die Häuser liegen, in denen Fischer, Wassenberg und Müller wohnen[24], war vor 60 Jahren ein herrlicher Kiefernwald, der schönste Spielort unserer Jugendzeit, an den sich so manche Erinnerung knüpft, und zudem noch an den Schulerwald grenzte. - Ungefähr auf der Stelle, wo jetzt die Wirtschaft des W. von der Bey liegt Nr. 62[25], stand 1870 ein Haus, das den Namen „Am neuen Hof" trug. Es war demnach später gebaut worden als der alte Hof, der 1750 schon in einem Linneper Kollektenbuch genannt wird. In den Kriegsjahren 1870/71 hatte man hier französische Gefangene einquartiert, die am Bau des Tunnels[26] mithelfen mußten. Sie haben, wie erzählt wird, in dem harten Winter zu sehr eingeheizt, so daß die alte Lehmbude Feuer fing und ganz niederbrannte. Ich habe dieses Haus nicht gekannt, aber in den Linneper Kirchenregistern wird es noch oft aufgeführt. An das Eigentum des W. von der Bey grenzt das große Ackerfeld, daß 1811 bei der Verteilung des Markenwaldes von der französischen Regierung mit dem Walddreieck ausdrücklich der Höseler Schule zuerkannt wurde, weil bis dahin die ref.Hausvätergenossenschaft allein diese Schule mit dem Lehrer unterhalten hatte, ohne auch nur irgendwie von der Gemeindebehörde unterstützt worden zu sein. Die fremde Regierung, die diese Hausvätergenossenschaft in ihrem Wirken bewunderte und gut hieß, unterstützte sie, indem sie die Gemeindebehörde zwang, für die Unterhaltung der Schule mitzusorgen und nicht nur die Steuern allein einzuziehen. Auf die Wirksamkeit der franz. Behörde ist es auch zurückzuführen, daß die preußische Regierung, die 1815 auch von dem Herzogtum Berg Besitz ergriff, 1819 die bereits geplanten neuen Schulräume errichten ließ. Trotzdem wurde dieses Ackerfeld und der Schulerwald[27] am 5.10.1874 von der Regierung als Eigentum der bürgerlichen Gemeinde zugesprochen. Diese hat dann noch, bevor die vierklassige Schule errichtet wurde, an der Landstraße das 4 Familienhaus und gerade gegenüber an der Bismarckstraße das Haus für kinderreiche Familien erbauen lassen[28]. In dem ersteren wohnen die Familie des Landjägers Gessulat, die Familie Passmann, die Familien Krümmel und Kehrmann Haus-Nr. 64[29]. - Zur Ergänzung der Verwertung des Brackbandens, besonders der Parzelle 827/181, die durch den Bau der Provinziallandstraße von den übrigen Parzellen abgetrennt wurde, sei hier noch folgendes nachzuholen. Da diese Parzelle, die fast die Größe des Schulgartens hat, aber keine genügende Breite besitzt, als Bauplatz ungeeignet ist, auch nach dem Austausch mit Springer und Bergbusch noch nicht die nötige Tiefe bekam, wurde sie Jahre hindurch nur für landwirtschaftliche Zwecke verwertet. Durch den Bau der Clarenbachkirche, -der erste Spatenstich geschah am 30.9.29 - die Grundsteinlegung erfolgte am 27.10.29 und die Einweihung am 26.10. 1930 und die vollständige Abbezahlung im vorigen Jahre (1940) - auf der Parzelle 1140/181 trat eine völlig neue Verwertungsfrage in den Vordergrund. Der Kirchengemeinde muß viel daran gelegen sein, ein passendes und dem Ernst des Kirchenbaues entsprechendes Gegenüber zu bekommen, deshalb bot sie der Zivilgemeinde, nachdem der Schulneubau fertiggestellt war, diese Parzelle unentgeltlich an zur Errichtung eines Ehrenmales für die Gefallenen des 1. Weltkrieges. Dem Anerbieten ist entsprochen worden,nur hat man versäumt, dem Erbauer unserer schönen Kirche, dem Reg.-Baumeister a. D. Karl Ackermann aus Düsseldorf nicht allein den Schulbau, sondern auch den Bau des Ehren-

Die Einweihung der Adolf-Clarenbach-Kirche am 26. 10. 1930. Im Haus auf der linken Seite der Straße wohnte der Landjäger Gessulat, rechts das Haus der Famile Strommenger

males zu übergeben. Wir hätten dann bestimmt im Mittelpunkte Hösels ein feines architektonisches Ganzes erhalten. Und so denkt man jetzt schon an eine Änderung des Ehrenmales, das keinem gefällt[30].

Wir haben bereits 6 Häuser erwähnt, die der Bauunternehmer W. Middell zur Verschönerung Hösels errichtete. Er hat aber auch noch ein 7. Haus erbaut und bis zu seinem Tode bewohnt. Es liegt dem Besitztum von E. Tillmannshöfen gerade gegenüber[31]. Hier hatte der kleine Bach, der aus der v. d. Beys Wiese kommt, einen undurchdringlichen Sumpf gebildet. Nur in dürren, regenarmen Sommern wagten wir es, von Grasbüschel zu Grasbüschel springend, das Sumpfgebiet zu durchqueren und fanden dabei manches Drosselnest in dem Erlengebüsch und andere Vogelnester, da sich diese Vögelchen hier besonders sicher fühlten. Den Sumpf ließ er in einen schönen runden Teich verwandeln mit einer kleinen Insel in der Mitte[32], und daneben entstand sein schönstes Haus (Nr. 54)[33]. Nach seinem Tode 1916 verkaufte seine Frau, eine geborene Heintgens, diese schöne Besitzung und zog in die Waldsiedlung und zuletzt zu Verwandten nach Düsseldorf, wo sie 1938 starb. Sie wurde in Linnep neben ihrem Mann beerdigt. Die jetzige Fernholzstraße war früher nur ein einfacher Fahrweg bis zum nächsten Ackerfeld links, ging aber von der Landstraße in gerader Richtung schräg ab. Es war im Sommer ein kurzer aber schöner Laubengang. Von ihm zweigte dann rechts ab der Weg zum alten Hof, der auch noch auf einer kurzen Strecke durch den Wald führte.

So war der „Alten Hof" von der Straße aus in den Sommermonaten kaum zu sehen. Das Bild hat sich im Laufe der Zeit ganz wenig geändert. Die alten Familien Bringmann und Schlimm und ihre Nachkommen wohnen nicht mehr hier; 3 Familien haben sich in den Wohnräumen niedergelassen, darunter eine holländische Familie, Pet. Knoppert. Er ist Gärtner und versorgt uns jetzt vielfach mit frischem Gemüse. (Nr. 13).[34]

An der Fernholzstraße sind in letzter Zeit 4 schöne Landhäuser errichtet worden: Nr. 7[35] wohnt Dr. La Roche, Sanitätsrat, in seinem Gartenhaus Nr. 9[36] *(Hier fehlen im Original die näheren Angaben! H.K.)*, i. H. Nr. 11[37] der Spiegelglasfabrikant Wagener, in Nr. 5[38] Familie Kühn, in 3[39] Frau Witwe Schäfer. Auf der gegenüberliegenden Seite wohnt in dem behäbigen, einstöckigen Holzhaus Nr. 8[40] die Familie Wilde. Der Fahrweg reichte nur bis an das Holzhaus, an dem Spindecker Wald vorbei führte nur ein schmaler Fußweg und der änderte auch seine Eigenschaft nicht, bis er in die Sinkesbrucherstraße überging. Dieser große Mangel ist durch die neue Straße „am Adels" behoben worden. - An den Spindecker Wald, der später in den Besitz des berühmten Malers von Bochmann überging und der sich am Waldrand das schöne, bergische Landhaus Nr. 1[41] erbauen ließ, knüpfen sich auch manche Erinnerungen aus der Jugendzeit. An schönen Sommernachmittagen wurden in diesem Wäldchen die Turnstunden abgehalten; auch verlegte meine Mutter manchmal den Handarbeitsunterricht dorthin, natürlich nur bei trockenem und warmem Wetter. In dem Wald lag auch ein Teich, der sein Wasser in einem kleinen Bächlein in den Dickelsbach abließ. Dieser Teich hatte klares und warmes Wasser, und wir haben uns in demselben manchmal gebadet. Am 1. Mai 1927 durfte ich mit meiner Klasse noch einmal für ein paar Stunden in diesem selten schönen Wäldchen verweilen. Die Veranlassung war die Feier der Goldhochzeit des Professors Gregor von Bochmann und seiner Gemahlin, einer geborenen Pönsgen. Ich war durch Vermittlung zur Mitwirkung bei dieser seltenen Künstlerehrung mit meiner Klasse eingeladen worden. Den Hergang dieser Feier habe ich in dem 4. Band der Schulchronik S. 93-99 beschrieben. In der Kriegschronik Band 2 Seite 163-167 ist von einem Schicksalsschlag, der diese Familie traf, zu lesen.

Wir gehen wieder zur Adolf-Hitler-Allee[42] zurück. Sie senkt sich von der Fernholzstraße an langsam zum Dickelsbachtal hinab. Das Gebiet links von der Straße und der Doppelwohnung Nr. 44-42[43] und auch 46[44] führt den wenig schönen Namen „Am Adels". Bei der Markenwaldverteilung 1811 ist das Gebiet „Am Adels" sowie das Ackerfeld auf der gegenüberliegenden Seite[45] sowie die Sandkuhle[46] und das Ackerfeld[47] auf der anderen Seite der Landstraße an das Gut Spindeck gefallen. Nach und nach sind Teile dieses früheren Markenwaldgebietes in andere Hände übergegangen, so daß jetzt nur noch das Ackerfeld rechts von der Landstraße, der schöne Lärchenwald, den der heftige Sturm 1942 arg zerzaust hat und die Doppelwohnung, worin der Postangestellte Laufenburg und der Schreinermeister Klöckner[48] wohnen mit dem Garten und der daran anschließenden, aber verlassenen Sandgrube übriggeblieben sind. Bei der Auseinandersetzung ist Adele Straßen die Eigentümerin dieser Gebiete geworden. Auf unserer Wanderung sind wir bis zum Dickelsbach gekommen. Auf der rechten Seite der Landstraße können wir jetzt bei dem noch unbelaubten Walde seinen Lauf aufwärts verfolgen bis an den künstlichen Teich in den Anlagen der Familie Schnitzler[49]. Wo der Dickelsbach entspringt und welchen Lauf er bis hierher nimmt, und weiter abwärts, werden wir auf einem anderen Ausflug noch näher kennenlernen.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe der „Quecke").

Erklärungen und Erläuterungen zum ersten Lernausflug!

1 Die heutige Bahnhofstraße hieß von 1933-1945 Adolf-Hitler-Allee

2 Schulhof der Wilhelm-Busch-Schule

3 Die alte Schule wurde 1960 abgerissen und darauf ein Erweiterungsbau der Spiegelglasfabrik Wagener errichtet. Auf dem davor gelegenen Schulhof wurde 1968 das Ev. Gemeindehaus gebaut. Die Hausnummer ist heute 175.

4 Die Kirche trägt keine Hausnummer mehr.

5 Wegen der Errichtung des Ev. Gemeindehauses wurde das Gebäude 1967 abgerissen.

6 Die 1924 von Hugo Wagener gegründete Spiegelglasfabrik wurde 1989 total abgerissen. Auf diesem Gelände entstand der neue Ortsmittelpunkt mit Wohnungen und einem Einkaufscenter.

7 Heute Stern-Apotheke und Laden „Kik in", Bahnhofstraße 160

8 Der frühere Gebäudekomplex von der Ecke Bismarckstraße - Eggerscheidter Straße bis zum heute noch vorhandenen Saal wurde 1980 abgerissen. In dem Neubau befindet sich u. a. eine Filiale der Dresdner Bank.

9 Heute Bahnhofstraße Nr. 165

10 Heute Bahnhofstraße Nr. 163

11 Heute Bahnhofstraße Nr. 161

12 Der Hof Spindeck wurde 1975 abgerissen (heute Spindecksfeld).

13 Der Stollshof liegt in den Höfen Nr. 18.

14 Heimsang Nr. 26

15 Bahnhofstraße 151

16 Dieses Haus wurde 1970 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. (Bahnhofstraße 145)

17 Heute Bahnhofstraße 141

18 Heute Bahnhofstraße 155 -erbaut 1913-

19 Heute Bahnhofstraße 153

20 Das Haus steht heute an der Straße Am Altenhof 27. (Es wurde teilweise abgerissen und umgebaut.)

21 Die Familie Mönkemeyer betrieb damals in dem Hause Eggerscheidter Straße Nr. 3 einen kleinen Schreibwarenladen, in dem alle Höseler Schulkinder ihre Schulutensilien kaufen konnten.

22 Der Wald reichte von der heutigen Wilhelm-Busch-Schule bis ins Dickelsbachtal.

23 Heute Gastwirtschaft „Von der Bey" -erbaut 1876-

24 Gneisenaustraße Nr. 3-5

25 Bahnhofstraße 136

26 Der Tunnel der S-Bahnlinie 6 zwischen Hösel und Kettwig-Stausee.

27 Das Grundstück lag zwischen der Bahnhofstraße-Bismarckstraße und wurde seitlich von dem heutigen Feuerwehrgebäude und der Gastwirtschaft „von der Bey" begrenzt.

28 Das Haus an der Bismarckstraße wurde abgerissen und auf dem Grundstück wurden Schulpavillons gebaut.

29 Bahnhofstraße 138. Der Landjäger (Polizeibeamter) Gessulat war damals der einzige Polizist im Ort.

30 Das Ehrenmal wurde 1936 vom Bildhauer Ewald Matare entworfen. (Siehe Quecke Nr. 62, Beitrag von Dr. Wisotzky)

31 Das Gebäude lag im Winkel zwischen der Gneisenaustraße und den Häusern an der Bahnhofstraße 118 bis 120. Das Haus wurde 1988 abgerissen.

32 1971 wurde der Teich trockengelegt und hier entstand ein großes Gebäude mit Eigentumswohnungen (heute Bahnhofstraße 122 und 124).

33 Heute Bahnhofstraße 118/120. Nach dem Abriß 1988 wurde hier ein großes Haus mit Eigentumswohnungen errichtet.

34 Siehe Anmerkung 20

35 Fernholz Nr. 21

36 Fernholz Nr. 19

37 Fernholz Nr. 23

38 Fernholz Nr. 17

39 Fernholz Nr. 15

40 Das einstöckige Holzhaus wurde 1980 abgerissen, das neue Haus trägt die Nr. 8-8A

41 Der berühmte Maler Gregor von Bochmann stammte aus Estland, er wohnte in diesem Haus bis zu seinem Tod 1930. (Fernholz Nr. 5)

42 Bahnhofstraße

43 Bahnhofstraße 106/108

44 Das frühere Wohnhaus Nr. 46 wurde 1983 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Über einen längeren Zeitraum wurde es u. a. von dem bekannten Kunstmaler Carl Gustav Krause (genannt Strunzi) bewohnt. (Heute Bahnhofstraße 110)

45 Auf dem Acker stehen heute die Sonnenapotheke und mehrere Wohnhäuser.

46 Die frühere Sandkuhle war jahrelang die Höseler Müllkippe, heute stehen hier eine Tankstelle, zwei Wohnhäuser, der Höseler Jugendtreff und die Station der Malteser-Unfallhilfe.

47 1954 wurde diese Ackerfläche mit Wohnhäusern bebaut. (Am Adels Nr. 1-7)

48 Hinter dem Haus Bahnhofstraße 106/108 betrieb der Schreinermeister Johann Klöckner von 1908 bis 1961 eine Schreinerei. Das Gebäude wurde abgerissen.

49 Die Tochter der Eheleute Schnitzler, Frau Elsen, verkaufte den gesamten Besitz an mehrere Interessenten, die hier Wohnhäuser errichteten. Auch die Stadt Ratingen erwarb einen großen Teil des Geländes und baute einen Wanderweg durch den früheren Park, der von der Bahnhofstraße zur Kieselei und zur Straße „Am Adels" führt.

Der gute Mensch aus dem Angerland

Der Weg vom „Alten Schloßturm" in Düsseldorfs Altstadt bis zum Opernhaus ist nicht weit. Generationen gingen ihn, im Rhythmus des Alltags, weniger hektisch und auch aufgeschlossener an Sonn- und Feiertagen. Freilich veränderten Kriegs- und Krisenzeiten das gewohnte Bild in den Altstadtstraßen, brachten Leid und Bitterkeit, doch trotz aller Drangsale blieb der Lebensmut rheinischer Menschen ungebrochen.

Schwer lasteten im Frühsommer des Jahres 1947 die Folgen des gut zwei Jahre zuvor zu Ende gegangenen Krieges auf den Schultern der dezimierten Bevölkerung. Immer noch kehrten evakuierte Menschen zurück in ihre angestammte Heimat, oftmals keine Unterkunft mehr vorfindend und ohne ausreichende Ernährung.

In jenen Wochen und Monaten vor der Währungsreform ging das Wort „fringsen" durch die Lande, jene Autorisation von hoher kirchlicher Stelle, die „Mundraub" in außergewöhnlicher Notlage der Kirchenstrafe enthob, was dem ohnehin beliebten Kölner Kirchenführer Kardinal Frings noch mehr Popularität einbrachte.

Mit der Ungewißheit der die Menschen bedrückenden Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach einem totalen Zusammenbruch einher ging ein blühender „Grauer" und „Schwarzer Markt". Er zeigte sich geschäftig und umsatzträchtig auch im Umkreis jenes Gebäudes, in dem Justitia Recht zu sprechen pflegte.

Dieses Justizgebäude an der Mühlenstraße war einigermaßen glimpflich davongekommen. Die mächtigen sechs Rundsäulen am Haupteingang mit der über der Pforte angebrachten Inschrift „Erbaut in Krieg und Frieden 1913-1921" wiesen ebenso kaum Schäden auf wie weite Teile des Mitteltraktes. Schwer getroffen war dagegen die gegenüberliegende, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erbaute Andreaskirche. Das schmerzte auch manchen aufrechten und gläubigen, vielfach selbst hart geprüften Angehörigen des kleinen Justizvölkchens. Liebenswerte Menschen aus diesem Kreis konnte man häufig vor oder nach dem Dienst im notdürftig hergerichteten Kirchenraum in stiller Betrachtung antreffen.

Nur zögernd normalisierte sich der Geschäftsgang im Gerichtsgebäude. Da die schadlos gebliebenen Geschäftsräume, Sitzungssäle und Beratungszimmer weitgehend von der britischen Besatzungsmacht genutzt wurden, blieben der deutschen Gerichtsbarkeit nur wenige, darunter teilweise notdürftig hergerichtete und abgedichtete Räume.

Die zunächst in beschränktem Umfange der deutschen Justiz übertragenen Geschäfte wurden von einem relativ kleinen, aber qualifizierten Personenkreis erledigt . Zu diesem Kreis gehörte ein etwas eigenartig aussehender Herr in den sechziger Jahren. Äußerlich von großer, schlanker, etwas schlaksig anmutender Statur,vermittelten seine Gesichtszüge dem flüchtigen Betrachter das Bild eines weltabgewandten Menschen, obwohl dies in Wirklichkeit nicht zutraf. Sein Gehen war getragen von einer gewissen Eile, ohne darin eine innere Unruhe zu erkennen. Der Oberkörper nahm beim Schreiten stets eine leicht nach vorne gebeugte Haltung ein, hierbei der Blick immer auf den Boden, dem nächsten Schritt vorauseilend, gerichtet. Selten sah man ihn in jenen Tagen ohne Rucksack zum Dienstgebäude gehen, offenbar eine karge, zeitentsprechende Mahlzeit für einen langen Arbeitstag mit sich führend. Ein volles, langes, jedoch schon stark ergrautes Haupthaar wurde exakt knapp über Kragenhöhe gehalten.

Bei aller Verbindlichkeit erschien er im Dienst nicht gerade besonders kontaktfreudig, eher schon als ein Einzelgänger. So wunderte es nicht, daß manche ob seines äußeren Eindrucks und Auftretens ein wenig über ihn lächelten, andere, die ihn dienstlich näher kannten, von seinem Diensteifer und immensen Fleiß jedoch stark beeindruckt waren. Die einen nannten ihn hinter der vorgehaltenen Hand in einer Mischung von Spott und Amüsierbarkeit „Nikolaus", die anderen „den Herrn Gerichtsrat Dr. Aduk", wie er mit bürgerlichem Namen hieß. Mangels eines weißen Oberhemdes - in der Zeit vor der Währungsreform auch kaum erschwinglich - trug er in Gerichtssitzungen einen durch die übergestreifte Richterrobe halb verdeckten schwarzen Halsschal, der in der Mitte durch eine überdimensionale Sicherheitsnadel gehalten wurde.

Eine große Naturverbundenheit war dem Herrn Gerichtsrat Dr.Aduk zu eigen. Er liebte die Berge, das Wasser, die Stille des Waldes und ließ sich dort gerne nieder, wo er ungestört meditieren konnte. Die sanften Gefälle der Uferböschungen des Rheins auf der Lanker Rheinseite gegenüber Kaiserswerth waren ihm ebenso vertraut und liebenswert wie die ausgedehnten Angerländer Wälder nördlich von Düsseldorf. Hier zog es ihn an Sonn- und Feiertagen und, nach getaner Arbeit, auch in den sommerlichen Abendstunden der Werktage immer wieder hin, den Rucksack stets auf dem Rücken tragend. Da er häufig den gleichen Weg zu gehen pflegte, war er längst bei den ihm des öfteren begegnenden Menschen als der etwas komisch aussehende, aber Gutmütigkeit ausstrahlende Einzelgänger bekannt, von dem man nicht wußte, woher er kam und wohin er ging. Hin und wieder betrat er in den Notjahren vor der Währungsreform auch schon mal ein bäuerliches Anwesen und bat freundlich um einige Kartoffeln, die ihm nie versagt wurden. Ein Gespräch entwickelte sich dabei kaum, vielmehr war man beiderseits bestrebt, möglichst schnell auseinander zu kommen.

Ausgesprochen freundschaftliche Beziehungen unterhielt der Herr

Gerichtsrat in der Tat mit niemandem, auch nicht mit Kollegen. Er wußte sehr wohl, daß man ihn zwar fachlich schätzte und achtete, engere Kontakte aber geflissentlich meiden wollte. Aufgeschlossener zeigte er sich eigentlich nur dem Bibliothekar der großen Gerichtsbücherei gegenüber und einem kriegsversehrten Bademeister des Stadtbades an der Grünstraße, das der Herr Gerichtsrat häufiger aufsuchte. Freilich dauerte es auch hier seine Zeit, bis der immer frohgemute, stets hilfreiche Bademeister wußte, mit wem er es zu tun hatte.

Es mag etwas Mitleid beiderseits dabeigewesen sein, das die beiden näherbrachte, mehr aber wohl die Besinnung auf die Aufsichtspflicht, welche den Bademeister bewog, dem von Mal zu Mal in Bedrängnis geratenden Badegast Dr. Aduk zu helfen. Zugegeben, der Herr Gerichtsrat war kein exzellenter Schwimmer. Er liebte das ruhige Wasser, worin er möglichst ungestört gemächlich seine Bahnen ziehen konnte.

Einige wenige Jugendliche, überwiegend noch im Kindesalter und fast täglich in der Schwimmhalle anwesend, waren sich schnell einig, daß man sich da ungestraft einen Jux erlauben könne, wie sie meinten. Immer dann, wenn der Herr Gerichtsrat sich schwimmend dem Beckenrand näherte, sprangen unmittelbar vor ihm zwei oder drei der Jungen ins Wasser und brachten mit dem entstehenden Wellengang den so sehr auf ruhiges Wasser bedachten älteren Herren bewußt und gewollt in Schwierigkeiten. Wenn der Bademeister das sah, schritt er ein, ermahnte und verwarnte. Solange er sich in unmittelbarer Nähe des Geschehens aufhielt, passierte dann auch nichts, gesittet und mit unschuldiger Miene saß man am Beckenrand. Kaum hatte er sich jedoch abgewandt um andere Aufgaben zu erledigen, erfuhr das „Spielchen" seine Fortsetzung. Manchmal resignierte der Herr Gerichtsrat. Er verließ das Becken, ging unter die Dusche und anschließend in die Ankleidekabine.

Eines Tages war ein neues Gesicht unter den Jugendlichen auszumachen. Joachim nannten sie ihn. So, wie es aussah, war er im Kreise der Jugendlichen ein begehrter Ansprechpartner. Oder wollte man ihm nur einreden mitzumachen? Denn der Herr Gerichtsrat war an diesem Nachmittag auch anwesend.

Nicht gerade begeistert sah Joachim zu, wie seine Kameraden ihre „Späßchen" mit dem alten Herrn trieben. Schließlich stand er auf und sprang auch ins Wasser, nachdem unmittelbar vor ihm andere eingetaucht waren, natürlich in der Absicht, den Gerichtsrat erneut in Schwierigkeiten zu bringen. Aufmunterndes Gejohle der Zurückgebliebenen, getragen von der Gewißheit, einen weiteren Verbündeten gefunden zu haben, begleiteten Joachim.

Lange tauchte Joachim nicht auf. Aber auch zwei andere verschwanden auf unerklärliche Weise, wie es zuerst schien, der Reihe nach unter Wasser. Des Rätsels Lösung: Joachim hatte sie so vehement unter die Wasseroberfläche gezogen, daß ihnen die Lust verging, noch einmal an diesem Nachmittag ins Becken zu springen. Es traute sich auch niemand, Joachim wegen seines Verhaltens Vorhaltungen zu machen. Offenbar war man sich des eigenen unguten Tuns sehr wohl bewußt. Der Gerichtsrat indes nahm das Geschehen dieses Nachmittags mit Genugtuung zur Kenntnis. Als er auf dem Wege zur Kabine Joachim zufällig begegnete, würdigte er voller Hochachtung dessen Verhalten und bedankte sich gar artig bei ihm.

In der Folgezeit besuchte der Herr Gerichtsrat nicht mehr so häufig das Hallenbad an der Grünstraße. Das schöne, warme Sommerwetter zog ihn mehr nach draußen in Gottes freie Natur. So suchte er nunmehr häufiger als früher Erholung und Entspannung in den Rheinauen gegenüber Kaiserswerth (Langst). Bei einem dieser Aufenthalte waren ihm seine Schuhe abhanden gekommen, die er unmittelbar vor einer Kribbe ausgezogen und an vermeintlich ruhigem Wasser - korrekt wie er nun einmal war - schnurgerade ausgerichtet abgestellt hatte, um sich auf der gegenüberliegenden Südseite der Kribbe zu sonnen und ab und zu auch einmal nach Kneipp'scher Art die Füße ins Wasser zu strecken. Es ist nicht erwiesen, ob sich irgend jemand diese Schuhe rechtswidrig angeeignet (in landläufigem Deutsch: gestohlen) hatte, obwohl in diesen Notjahren nach dem Kriege vieles dafür sprach. Es ist auch möglich, daß der Wellengang eines vorbeifahrenden Schiffes die Schuhe, die nahe am Wasser standen, mit in die Tiefe gerissen hat. Diese Möglichkeit stellte der Schiffsführer der Fähre Kaiserswerth-Langst im Gespräch als wahrscheinlicher heraus.

Kurzum: Der Herr Gerichtsrat hatte keine Schuhe mehr und er wohnte in Düsseldorf, Stadtteil Flingern. Hier am Rheinstrand konnte ihm niemand helfen, auch der Schiffsführer der Fähre nicht. Im übrigen besaß er als Ausgebombter, wie so viele Menschen jener Zeit, nur ein Paar Schuhe, eben jene abhanden gekommenen. Angehörige konnte er auch nicht bemühen, er hatte keine, er war alleinstehend. Also ging der Herr Gerichtsrat, nachdem er sich mit der Fähre hatte übersetzen lassen, barfüßig nach Kaiserswerth hinein, was selbst in dieser Notzeit einiges Aufsehen erregte. In Kaiserswerth wohnte ein ihm bekannter Kollege, der Oberlandesgerichtsrat Dr. Fritz Koenemann, nun leider, wie Dr. Aduk selbst, schon lange verstorben. Dieser konnte ihm aber auch nicht helfen. Er durfte sich in diesen Notjahren zwar zu den Glücklichen zählen, die mehrere Paar Schuhe besaßen, diese waren jedoch für den barfüßig vorsprechenden Kollegen viel zu klein. Dennoch wußte Dr. Koenemann Rat: Er erinnerte sich eines ihm gut bekannten geistlichen Herrn mit etwas größeren Füßen - wie er sich ausdrückte -, der im benachbarten Angerland, genauer in Wittlaer, wohnte. Also tröstete Dr. Koenemann seinen Kollegen mit dem Zuspruch: „Warten Sie eine Weile hier in meiner Wohnung, ich werde mich im Nachbarort um ein Paar passende Schuhe bemühen."

Sofort schwang er sich aufs Fahrrad - so ging es in dieser schlimmen Zeit am schnellsten - und

machte sich auf den Weg nach Wittlaer. Herr Koenemann hatte Glück, er bekam ein Paar passende Schuhe. Diese waren zwar schon reichlich abgenutzt, aber was soll's; man war ja in dieser Notzeit froh, wenn man überhaupt etwas bekam. Der gute Geistliche schenkte dem in Bedrängnis geratenen Gerichtsrat die Schuhe sogar.

Da Herr Koenemann sich noch etwas bei dem Geistlichen aufgehalten hatte - schließlich kannte man sich ja gut - dunkelte es schon, als er nach Kaiserswerth zurückradelte. Überglücklich nahm der schuhlose Gerichtsrat die geschenkten Schuhe in Empfang. Seine erste Frage natürlich: „Wie heißt und wo wohnt der gute Mensch, der mir die Schuhe geschenkt hat?" Dr. Koenemann: „Der gute Mensch ist im Angerland ansässig; es ist der Pfarrherr von St. Remigius, Herr Pastor Heinrich Stypertz, wohnhaft in Wittlaer." In der Folgezeit bedankte sich der Beschenkte wiederholt ganz artig bei dem Priester.

Heinrich Stypertz
Pfarrer an St. Remigius, Wittlaer

Die Kenntnis von der vorgeschilderten, nunmehr 46 Jahre zurückliegenden Begebenheit habe ich weitgehendst Schilderungen und Aufzeichnungen des langjährigen Bibliothekars der großen Gerichtsbücherei des Landgerichts Düsseldorf zu verdanken. Zudem hat mir der jetzige Pfarrverweser von St. Remigius in Wittlaer, Herr Professor Dr. Hans Waldenfels, auf Anfrage mitgeteilt, daß sich Einzelheiten - und das ist durchaus verständlich - seiner Erinnerung entzögen. Weiter schreibt er: „Daß Herr Dr. Koenemann etwas Derartiges erreicht hat, halte ich durchaus für möglich, zumal Herr Koenemann zu den Geistlichen der näheren Umgebung einen guten Kontakt gepflegt hat." Zugute kam mir schließlich, daß der Bibliothekar nach seiner Pensionierung von Düsseldorf nach Ratingen umzog und - für mich ein Glücksfall - in meiner Nachbarschaft eine Wohnung bezog. Nun konnten wir uns häufiger und intensiver über Erlebnisse und Erkenntnisse einer schlimmen Zeit und die Notjahre danach unterhalten.

Der Bibliothekar, Herr Franz Frechen, war während der Nazizeit eine geschätzte und hochgeachtete Vertrauensperson, sein Verhältnis zu Dr. Aduk - freilich nach längerer Anlaufzeit - fast freundschaftlich.

Nach meiner Einschätzung war es der leider nun auch schon lange verstorbene Bibliothekar *(Das Grab von Franz Frechen befindet sich auf dem Waldfriedhof in Ratingen)*, der den Gerichtsrat vor zermürbenden Verhören durch die Gestapo (Geheime Staatspolizei), Entfernung aus dem Dienst wegen „angezweifelter politischer Zuverlässigkeit" wie es im Sprachjargon der Nazis damals so schön hieß und vor möglicher Inhaftierung bewahrt hat. Zunehmend wurde der Gerichtsrat unter Druck gesetzt, Mitglied der NSDAP zu werden. Er widersetzte sich diesem Ansinnen jedoch beharrlich und erfolgreich, teils mit Geschick, teils mit Inkaufnahme beruflicher Nachteile. Unter anderem wurde der hochqualifizierte Jurist nicht befördert. Als es ihm nach eigener Überzeugung zu brenzlig wurde und er mit einer Hausdurchsuchung rechnete - die jedoch nicht stattgefunden hat -, vertraute er eine Mappe, enthaltend persönliche Schriften und Unterlagen, dem weniger gefährdeten Bibliothekar an. Eine dieser Schriften, an anderer Stelle abgedruckt, enthält Auszüge aus den berühmt gewordenen Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, während des nationalsozialistischen Regimes gehalten in St. Lamberti und in der Überwasserkirche zu Münster. Schon allein der Besitz dieser heimlich verteilten Schriften hätte genügt, um mit der Gestapo grausame Bekanntschaft zu machen, falls man erwischt wurde.

Pfarrkirche St. Remigius Wittlaer

Ein fast ganzseitig mit Schreibmaschine beschriebenes Blatt in der Mappe mit der Überschrift „Menschlichkeit üben - eine Verpflichtung" muß er oft in die Hand genommen haben, so abgegriffen war es.

Dort waren Gedanken niedergeschrieben, die den Juristen häufig bewegten und sein Handeln bestimmten, u.a. Gedanken, entnommen aus Claudia Franks Hermann Broch, „Der Tod des Vergil":

„Anders Vergil, anders der Mensch, dessen Entscheidung nicht vom Zweck, sondern vom Sinn bestimmt wird. Nur aus des Todes Sinnvollkommenheit entspringt der unermeßliche Sinn des Lebens. Sinn des Todes ist es, daß der Sterbliche die Erkenntnis der Vergeblichkeit in ihrer ganzen Bitterkeit auskoste, den Schrecken der äußersten Unsicherheit, sein Gastsein im Leben, die nur leihweise Zugeordnetheit alles dessen, was er sein nennt, von dem Brot, das er ißt, bis zu dem Namen, den er trägt."

Und: „Aus vielen Verpflichtungen heraus ragt die Pflicht zu helfen. In ihr sind vereint Dienst und Liebe, Frömmigkeit und Wahrheit, in

ihr enden Zufall und Gestaltlosigkeit. Hilfe ist die Tätigkeit für den Kranken, der Schutz des Bedrohten. Hilfe ist auch die Weitergabe des Erkannten, das Tun des Dichters wie des Priesters. Aber wehe dem, der nur Schönheit gibt, wo Wahrheit not tut, der für den Tag gibt, was für die Ewigkeit nicht Gültigkeit hat, wer sich und sein Werk bewahren will, statt sie zu verschenken, zu opfern. Und wehe dem, der vermeint, genug getan zu haben...."

Vor diesem Hintergrund und angesichts der bedrückenden Not jener Tage vor der Währungsreform muß man das Handeln des Wittlaerer Priesters betrachten: Eine selbstlose, eine gute Tat am Nächsten, wie ich meine .

(Dieser Beitrag erscheint gleichzeitig im Jahrbuch 1994 des „Heimat- und Kulturkreises Wittlaer e.V."

Josef Schnölzer

Auszüge aus Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, gehalten während des nationalsozialistischen Regimes:

„Wir sehen und erfahren jetzt deutlich, was hinter den neuen Lehren steht, die man uns seit einiger Zeit aufdrängt, denen zuliebe man die Religion aus der Schule verbannt, unsere Vereine unterdrückt hat, jetzt die Kindergärten zerstören will; abgrundtiefer Haß gegen das Christentum, das man ausrotten möchte. Wir sind in diesem Augenblick nicht Hammer, sondern Amboß. Andere ..... hämmern auf uns, wollen mit Gewaltanwendung unser Volk und selbst unsere Jugend neu formen, aus der geraden Haltung zu Gott verbiegen. Was jetzt geschmiedet wird, das sind die ungerecht Eingekerkerten, die schuldlos Ausgewiesenen und Verbannten. Gott wird ihnen beistehen, daß sie Form und Haltung christlicher Festigkeit nicht verlieren, wenn der Hammer der Verfolgung sie bitter trifft und ihnen ungerechte Wunden schlägt .....

Seit einigen Monaten hören wir Berichte, daß aus Heil- und Pflegeanstalten für Geisteskranke auf Anordnung von Berlin Pfleglinge, die schon länger krank sind und vielleicht unheilbar erscheinen, zwangsweise weggeführt werden. Regelmäßig erhalten dann die Angehörigen nach kurzer Zeit die Mitteilung, der Kranke sei verstorben, die Leiche verbrannt, die Asche könne abgeholt werden. Allgemein herrscht der an Sicherheit grenzende Verdacht, daß diese zahlreichen Todesfälle von Geisteskranken nicht von selbst eintreten, sondern absichtlich herbeigeführt werden, daß man dabei jener Lehre folgt, die behauptet, man dürfe sogenanntes „lebensunwertes Leben" vernichten, also unschuldige Menschen töten, wenn man meint, es sei für Volk und Staat nichts mehr wert. Eine furchtbare Lehre, die die Ermordung Unschuldiger rechtfertigen will, die die gewaltsame Tötung der nicht mehr arbeitsfähigen Invaliden, Krüppel, unheilbar Kranken, Altersschwachen grundsätzlich freigibt!"

Op em Weihnachtsmaat

Ich hann et emmer schon jesaat:
Schön es doch so'ne Weihnachtsmaat.
Schätzt och nit jeder dat Jewimmel,
ich störz mich jeen in so Jetümmel.

Et es jo och nit alle Daage.
Dröm mäckt et Spaß, janz ohne Frage.
Mer kann jet koofe, kann vüll kicke.
Mer muß och öfters jrößend nicke,

weil mer jo en sinn Heimatstadt
doch ziemlich vüll Bekannte hat.
On hatt mer kinn Lust mieh ze jonn,
dann bliwt mer einfach beßke stonn.

Zum Beispeel an der Jlühwing-Bud';
dä heeße Wing, dä deet janz jout,
wenn kalt dä Wengk blöst öm de Nase.
Lött sech dä Becher och schleiht fasse,
weil mer - wat secher jeder kennt -
sech oft de Fengere verbrennt.
On woren die och noch so kalt,
nu sinn se wärm, on dat janz bald.

Och neverdraan do rücht et lecker.
Do steht et Sting als Waffelbäcker.
Dä Hippe-Club hatt he 'ne Stand.
. met en Waffel op der Hangk

lött mer sich dorch de Jäßkes driewe.
(Wer dat nit will, dä lött et bliewe.)
Et jlitzert, fonkelt öwerall.
On meddedrenn jövt et 'ne Knall.

Do es dem Pitterke - verratzt -
dä jröne Luftballong jeplatzt.
Dozwesche sengt 'ne Kengerchor:
„Macht hoch die Tür und weit das Tor."

Dä Weihnachtsmaat, he bietet vüll.
„Am Sonndaag es e Krippespill",
so steht et jroß op em Plakat,
dat eene jrad befesticht hat.

Et jövt he wirklich allerlei.
För alle is och jet dobei.
On all dat Spillzeuch for de Blage
lött Kengerherze höher schlage.

On Weihnachtshauch es öwerall.
Och Kehzejlanz op jede Fall.
Ich hann et emmer schon jesaat:
Schön es doch so'ne Weihnachtsmaat.

Lore Schmidt

Anderen eine Freude machen

Der Maler Heinz Busch aus Lintorf

Es ist schon zur guten Tradition geworden, in jeder Ausgabe der „Quecke" Künstlerinnen oder Künstler aus dem hiesigen Raum mit ihren Werken vorzustellen. Meist handelt es sich dabei um solche Künstlerinnen oder Künstler, die ihre Berufung auch zum Beruf gemacht haben und nach einer entsprechenden Ausbildung freischaffend tätig wurden. Heute jedoch berichten wir über einen Lintorfer Maler, der als Autodidakt zeitlebens neben seiner beruflichen Tätigkeit in der Verwaltung eines großen Düsseldorfer Unternehmens die Malerei in seiner Freizeit mit großer Leidenschaft betrieben hat. Unzählige Bilder sind so im Laufe der Jahre entstanden, in zahlreichen Ausstellungen in Ratingen, in Düsseldorf und am ganzen Niederrhein bis hinauf nach Rees und Xanten wurden sie einem stets begeisterten Publikum präsentiert und fanden schnell interessierte Käufer. Viele von ihnen zieren die Wohnungen Ratinger Bürger, und auch der Schreiber dieser Zeilen nennt eine Miniatur mit entzückenden Maßliebchen sein eigen.

Heinz Busch

Heinz Busch wurde am 5. Januar 1915 in Ratingen geboren, wohnt aber schon seit den 50er Jahren in Lintorf. Selbstverständlich ist er seit dieser Zeit auch Mitglied im „Verein Lintorfer Heimatfreunde". Nicht zuletzt deshalb war es uns eine Freude, ihn den „Quecke" - Lesern vorzustellen.

Die Liebe zur Malerei packte Heinz Busch schon sehr früh, und auch heute noch, im Alter, würde ihm etwas Wesentliches fehlen, wenn er nicht täglich malen könnte.

In russischer Kriegsgefangenschaft erkannten seine Bewacher schon bald sein großes Talent. Er durfte in einer kleinen Gruppe von professionellen Künstlern für die guten Stuben russischer Offiziere malen, sozusagen als Lehrling, was ihm half, sein Wissen über die Malerei zu erweitern und seine Techniken zu vervollkommnen. Sehr willkommen waren da natürlich die zusätzlichen Kalorien, die ihm seine Malerei einbrachte. Sage noch einmal jemand, das Malen sei eine „brotlose Kunst" ! Sicherlich wird es heute noch eine Anzahl „echter Büsche" in der Weite Rußlands geben, die aus jener unruhigen Zeit stammen.

Heinz Busch malt und zeichnet in Öl, Aquarelltechnik und mit Pastellfarben. Antriebskraft seines Schaffens ist dabei nicht so sehr künstlerischer Ehrgeiz, sondern das Bestreben, mit dem eigenen Talent anderen eine Freude zu machen. Das drückt sich auch in den Motiven seiner Bilder aus, die fast alle eine heile, unbeschwerte und unzerstörte Welt zum Thema haben. Er findet sie vornehmlich im eigenen Garten, in seiner Heimat um Ratingen und in der weiten Landschaft des Niederrheins. Im Stil seiner Bilder erkennt der Betrachter die Liebe zu den französischen Impressionisten, vor allem zu Claude Monet. Doch gelegentlich fällt auch einmal eines seiner Bilder „aus dem Rahmen" .·So das im surrealistischen Stil gemalte Ölbild „Das Zauberei" von 1985, das dem Betrachter eine magische Welt eröffnet. „Ich

„Sonnenblumen", Öl, 1992

„Angermund", Öl, 1990

„Mohnwiese am Rhein", Öl, 1990

„Das Zauberei", Öl, 1985

wollte damit ein Bild schaffen, das mir niemand zugetraut hätte" , erklärte Heinz Busch dazu ein wenig schmunzelnd.

Viele Jahre war Heinz Busch befreundet mit seinem Arbeitskollegen Willy Brockskothen, dem langjährigen Vorsitzenden und späteren Ehrenvorsitzenden des Lintorfer Heimatvereins. Zur Goldenen Hochzeit im August 1991 schenkte er seinem Freund und dessen Frau Maria ein Ölbild, das die beiden in ihrem herrlichen Garten zeigt.

Wer mehr über Heinz Busch und seine Bilder erfahren möchte, sollte sich seine nächste Ausstellung nicht entgehen lassen oder ihn in seinem Hause besuchen, das im Inneren einer kleinen Galerie gleicht.

Manfred Buer

„Maria und Willy Brockskothen", Öl, 1991

Die vier Ehen des Rutger Lemmig oder warum heute so viele Ehen scheitern

In der Lintorfer Kirche St.Anna heiratete Verantius Junckholtz am 24. Oktober 1680 Margarethe Tegeler, die Tochter des Küsters Bertold. Es ist das einzige Mal, daß diese drei Menschen in den Lintorfer Kirchenbüchern erwähnt werden. Nach über drei Jahrhunderten ist das alles, was wir vom Leben dieser drei Lintorfer wissen. Wann sie geboren wurden, ob sie Kinder hatten - wir wissen es nicht. Doch immerhin sind sie durch diese eine Eintragung bis heute dem Vergessen entgangen.

Vielen Lintorfern geht es wie Verantius Junckholtz, seiner Braut und seinem Schwiegervater. Die Kirchenbücher erwähnen sie ein- oder zweimal. Dann verliert sich die kaum aufgeflackerte Spur wieder im Dunkel der Geschichte. Aber es gibt auch andere Beispiele in den Registern von St.Anna. So die Familie Speckamp (siehe Quecke Nr. 57 und Andreas Preuß: „Industrielle Revolution in Lintorf?") und die Familie Rosendahl (siehe Quecke Nr. 61), die beide noch heute in Lintorf leben. Beide lassen sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts ununterbrochen in Lintorf nachweisen.

Daneben finden sich Familien, die über einige wenige Jahre häufig erwähnt werden, bevor die Quellen für immer verstummen. Fünf davon stelle ich hier vor, um sie vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren. Es sind die Familien Lemmig, Trostorff, Frohnhoff, Meister und Marcelli. Sie lebten im wesentlichen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, im 18. und im frühen 19. Jahrhundert in Lintorf.

Erst 1659 legten die Pfarrer in Lintorf Kirchenregister an. Davor fehlen regelmäßige Nachrichten über Geburt, Heirat oder Tod in Lintorf, so daß nur wenige Namen aus der Zeit vor 1659 überliefert sind.

Rutger Lemmig - was berichten die Pfarrer in den Kirchenregistern über diesen Mann? Kirchenregister, auch die der St.-Anna-Pfarre sind meist eine trockene Aufzählung von Geburts- oder Tauftagen, Hochzeitstagen und Sterbetagen. Und doch lassen die wenigen überlieferten Daten das Leben der Menschen, auch das Rutger Lemmigs, auferstehen, wenn sie richtig eingeordnet und gedeutet werden. Allerdings gibt es darüber hinaus weitere Quellen zum Leben Rutger Lemmigs. Er verfaßt 1806 als Dorfschullehrer seinen Lebenslauf. Darin gibt er auch an, 1723 in Angermund geboren worden und 1741 nach Lintorf gezogen zu sein.

Kaum war Rutger Lemmig nach Lintorf gekommen, da heiratete er auch schon eine Lintorferin. Er heiratete am 20. Mai 1742 im Alter von nur 19 Jahren. Das durchschnittliche Heiratsalter lag damals in Lintorf bei gut 28 Jahren. Rutger Lemmig heiratete also überaus jung.

Seine Frau war die 1709 geborene Margaretha Lauffs. Mit kaum 33 Jahren war sie bereits Witwe und immerhin 14 Jahre älter als Rutger Lemmig. Mit gerade 39 Jahren starb sie am 13. Juli 1748 vermutlich im Wochenbett, nur dreizehn Tage nach der Geburt ihres Sohnes Johannes Peter Franz (* 30. Juni 1748). Aus ihrer Ehe mit Rutger Lemmig stammen zwei weitere Kinder: Maria Elisabeth, die 1743 geboren wurde, und Heinrich Ludwig, der 1746 das Licht der Welt erblickt hatte.

Nach dem Tode Margarethas blieb Rutger Lemmig mit seinen drei Kindern nicht lange allein. Schon am 5. September 1748 ehelichte er Anna Catharina Steuer. Wann sie geboren wurde, ist unbekannt. Ihre Ehe mit Rutger Lemmig dauerte für die damalige Zeit recht lange. Fast auf den Tag zehn Jahre nach der Eheschließung starb Anna Catharina († 9. Sept. 1758). Am 13. April desselben Jahres war ihre Tochter Maria Magdalena geboren worden. Vielleicht erlag auch Anna Catharina Komplikationen nach der Geburt.

Maria Magdalena war Anna Catharinas fünftes Kind mit Rutger Lemmig. Die Mutter überlebte allerdings ihre drei ältesten Kinder. Maria Margaretha starb im September 1755 sechsjährig, Maria Johanna an Allerheiligen 1756 im Alter von fünf Jahren und Johannes Wilhelm am 19. August 1754, kaum acht Monate alt. Einzig der am 5. Juni 1756 geborene Johannes Wilhelm (!) lebt noch, als seine jüngste Schwester Maria Magdalena zur Welt kommt.

Auch nach dem Tode seiner zweiten Frau bleibt Rutger Lemmig nicht lange Witwer. Für den 14. November 1758 vermerkt der Pfarrer in den Kirchenbüchern Rutger Lemmigs Heirat mit Anna Elisabeth Ruroth. Auch ihren Geburtstag kennen wir nicht. Dafür erfahren wir, daß sie in viereinhalb Ehejahren drei Kinder bekommt.

Am 9. September 1759 wird Matthias Ludwig Anton geboren, der im April 1762 stirbt. Nur gut drei Wochen nach seiner Geburt, am 26. Juli 1761, stirbt der zweite Sohn, Johannes Anton. Zwei Monate vor dem Tode Anna Elisabeths wird Maria Gertrud (* 28. Dezember 1762) geboren. Stirbt auch Rutger Lemmigs dritte Frau im Kindbett?

Zu diesem Zeitpunkt leben von seinen insgesamt elf Kindern vermutlich nur noch sechs. Fünf starben in den ersten sechs Jahren ihres kurzen Lebens. Eine für das 18. Jahrhundert übliche Kindersterblichkeitsrate, die hauptsächlich durch mangelnde Sauberkeit und schlechte Ernährung bedingt war.

Eltern hätten ihre Säuglinge bewußt sterben lassen, wird in der Geschichtswissenschaft behauptet. Denn in den Augen der Eltern sei ein kurzes irdisches Dasein der Mühsal eines langen Lebens in Hunger und Elend vorzuziehen gewesen. Eine Behauptung, die sich nur mit Hilfe der Lintorfer Kirchenbücher nicht bestätigen läßt.

Rutger Lemmig entscheidet sich nach der kurzen Ehe mit Anna Elisabeth für eine vierte Frau. Mit gerade 40 Jahren ist er schließlich im besten Mannesalter. Am 3. Juli 1763 nimmt er Maria Gertrud Nehselhof aus Mintard zur Frau. Die Ehe bleibt kinderlos. Das ist die letzte Nachricht über Rutger Lemmig in den Kirchenregistern. Doch 1804/06, nach beinahe 40 Jahren, sprudeln die Quellen zu Rutger Lemmigs Leben dann noch einmal, als sich Eltern bei der Schulkommission über sein „unmenschliches Verfahren" gegenüber seinen Schülern beschweren. Rutger Lemmig war nämlich Küster der St.Anna-Kirche und Lehrer der katholischen Kinder des Ortes (siehe: Theo Volmert „Wie Rutger Lemmig seinen Schülern Lesen und Schreiben und die christliche Lehr beibrachte", Quecke Nr. 59, S. 32 - 37).

Elf Kinder mit vier verschiedenen Ehefrauen, das ist auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts ungewöhnlich. Zwar heiraten Witwen und Witwer häufig. Doch vier Ehen in nur 25 Jahren sind auch für jene Zeit nicht üblich.

Alltäglich sind dagegen die kurzen Zeiten der Witwerschaft. Rutger Lemmig wartete nach dem Tode seiner ersten beiden Frauen kaum zwei Monate mit der erneuten Heirat. Beim vierten Mal ließ er sich dann immerhin ein halbes Jahr Zeit. Die Lintorfer Kirchenregister belegen, daß die Wiederverheiratung selten mehr als ein halbes Jahr auf sich warten ließ.

Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert vollzieht sich hier ein Wandel. Aber nicht der Abstand zwischen dem Tod des einen Ehepartners und der nächsten Heirat wird länger. Vielmehr nimmt die Zahl der Ehen deutlich ab, bei denen einer der Partner verwitwet ist.

Ein Zeichen dafür, daß die Ehen aufgrund der steigenden Lebenserwartung länger dauern. Gerade die Frauen sterben nicht mehr so früh. Sie überleben die Geburten ihrer Kinder. Eine bessere medizinische Versorgung kann kaum die Ursache sein, da wesentliche Fortschritte in der Medizin erst im 19. Jahrhundert erfolgen. Also lange, nachdem die Lebenserwartung der Frauen deutlich gestiegen war. Bis heute gibt es hierfür keine Erklärung.

Eine Wiederverheiratung in höherem Alter aber wird schwieriger. Gleichzeitig verliert die Heirat ihre materielle Bedeutung. Die Vernunftehe, geschlossen auf einer gesunden wirtschaftlichen Grundlage, wird allmählich durch die Liebesheirat ersetzt. Mit der vor allem von der Romantik begrüßten Liebesheirat nimmt dann die Zahl der Ehescheidungen beständig zu.

Doch zurück zu Rutger Lemmig. Von seinen Nachkommen erfahren wir aus den Kirchenregistern nichts mehr. Lediglich die Heirat Maria Magdalenas (1782) aus der zweiten Ehe mit Anna Catharina Steuer wird erwähnt.

In nur 21 Jahren zwischen der ersten Heirat Rutger Lemmigs 1742 und dem Jahre 1763 wird er mehr als ein dutzendmal in den Kirchenbüchern der St.-Anna-Pfarre verzeichnet. Kaum ein anderer Lintorfer findet sich in den Kirchenregistern des 17. und 18. Jahrhunderts so oft wie Rutger Lemmig.

Ein anderes Beispiel ist die Familie Marcelli. Sie wird in den Quellen auch Marzel oder Marschel genannt. Zwischen 1661, die Kirchenregister beginnen erst zwei Jahre vorher, und 1681 lassen sich insgesamt sechs verschiedene Familien mit dem Namen Marcelli in Lintorf nachweisen. Danach bricht die Überlieferung in den Kirchenbüchern fast völlig ab.

Am 5. Februar 1661 wird die Geburt Werner Marcellis, des Sohnes von Johann und Margaretha Marcelli, registriert. Schon fünf Tage später, am 10. Februar, wird der Tod des Neugeborenen vermerkt. Dann wird die Familie nicht mehr genannt.

Ähnlich verhält es sich bei Heinrich und Catharina Marcelli. 1661 wird der Sohn Adolph geboren. Das genaue Geburtsdatum ist unbekannt. Noch im selben Jahr, am 29. Dezember, stirbt Adolph. Bereits am 30. August 1661 ist der Tod des Vaters, Heinrich Marcelli, vom Pfarrer im Kirchenbuch eingetragen worden. Danach verstummen die Nachrichten.

Am 8. Februar 1662 wird Conrad Marcelli geboren. Seine Eltern sind Theodor und Gertrud Marcelli. Conrad stirbt im Alter von gut vierzehn Jahren am 9. September 1676. Nur durch seine Geburt erfahren wir die Namen der Eltern. Bei seinem Tod werden sie nicht mehr erwähnt. Das ist aber kein Hinweis auf ihren Tod. In den Kirchenbüchern von St.Anna werden immer nur die Verstorbenen genannt, nie deren Angehörige.

Immerhin drei Eintragungen finden sich zur Familie Adolph und Gertrud Marcelli. Im März 1668, der Tag ist nicht leserlich, wird der Sohn Heinrich geboren. Er stirbt am 2. Juni 1676 im Alter von gut acht Jahren. Schon am 24. April 1670 war sein Vater Adolph gestorben. Ob die Mutter noch einmal heiratete, geht aus den Kirchenbüchern nicht hervor.

Daß Matthias und Adelgunde Marcelli gelebt haben, wissen wir nur durch die Geburt der Tochter Maria am 1. Februar 1679. Es gibt keine einzige andere Nachricht in den Kirchenregistern über diese drei Menschen und ihr weiteres Schicksal.

Etwas ausführlicher sind allein die Nachrichten zu Wilhelm Jacob und Catharina Marcelli. Sie heirateten am 20. Juli 1681. Catharina ist die einzige Marcelli, deren Mädchenname bekannt ist. Sie war eine geborene Heggen.

Insgesamt hatten sie vier Kinder: Johann Wilhelm (* 15. Juni 1682), Anna Margaretha (* 22. Oktober 1685; von ihr finden wir später noch eine weitere Eintragung in den Registern), Elisabeth (* 19. August 1691) und Theodor Conrad (* 17. September 1693). Nur von Johann Wilhelm ist auch das Todesdatum, Oktober 1720, überliefert.

Anders als bei Rutger Lemmig geben uns die Kirchenregister nur wenig Auskünfte über die Familien mit dem Namen Marcelli. Lediglich die Vornamen und einige Geburts- oder Sterbedaten

sind überliefert. Hier ist auch für den Historiker nur wenig zu erkennen.

Immerhin erfahren wir auf diese Weise von insgesamt sechs Lintorfer Familien mit dem Namen Marcelli. Dabei ist zu bedenken, daß kaum zwanzig Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618 bis 1648) in Lintorf vermutlich insgesamt nur 50 bis 60 Familien lebten.

Eine andere Lintorfer Familie: Johann Trostorff und Anna Marschel, vermutlich handelt es sich um Anna Margaretha Marcelli (siehe oben), bekommen am 6. November 1718 einen Sohn. Er wird auf den Namen Johann Heinrich getauft. Nach der Geburt der Tochter Maria Elisabeth am 8. September 1720 erleidet Anna Marschel ein für das 18. Jahrhundert alltägliches Schicksal. Sie stirbt im Kindbett. Ihre Beerdigung ist für Oktober 1720 registriert. Wann Johann Trostorff und Anna Marschel heirateten, ist unbekannt. Doch schlossen sie ihre Ehe wahrscheinlich um 1715. In dieser Zeit wurden die Kirchenbücher nicht ordentlich geführt. Es fehlen zahlreiche Eintragungen.

Was aus der Tochter wurde, ist unbekannt. Johann Heinrich aber heiratet anfangs der 1750er Jahre. Doch dazu später mehr.

Zunächst heiratet der Vater der beiden, Johann Trostorff, am 13. Februar 1721 die Lintorferin Gertrud Blospiel. Sie wurde am 10. Februar 1696 geboren. Bei der Heirat war sie also 25 Jahre alt. Während Johann Trostorff schon am 26. Oktober 1725 starb, wird Gertrud Blospiel 47 Jahre alt. Sie starb erst im Mai 1743. Der Todestag wird in den Kirchenregistern nicht genannt.

Drei gemeinsame Kinder haben sie. Es sind der 1722 geborene Reiner, Cäcilia Catharina (1723) und Catharina Elisabeth (1725). Die beiden Mädchen heirateten recht spät, nämlich 1762 im Alter von 39 und 37 Jahren. Möglicherweise sind weitere Ehen vorangegangen, die nicht überliefert wurden. Gewöhnlich jedoch vermerkten es die Pfarrer, wenn die Braut Witwe war.

Reiner dagegen heiratete mit 28 Jahren Anna Margaretha Bracht. Ein durchschnittliches Heiratsalter. Der Ehe entstammen zwei Töchter: Maria Margaretha, geboren am 29. März 1756, starb im Alter von sechseinhalb Jahren am 29. August 1762. Ihre zwei Jahre jüngere Schwester (* 18. Dezember 1758) wurde beinahe zehn Jahre alt. Sie starb am 19. August 1768. Der Vater überlebte seine Töchter nur um wenige Jahre. Sein Todestag ist der 5. Mai 1771. Reiner Trostorff wurde zwei Tage später, am 7. Mai, zu Grabe getragen.

Auffällig an Reiners Ehe ist die Namengebung bei den Töchtern. Sie tragen beide als zweiten Vornamen den Namen ihrer Mutter - Margaretha. Die jüngere Tochter erhält sogar den vollständigen Namen der Mutter - Anna Margaretha. Dies ist keine übliche Namengebung.

Johann, Reiners Stiefbruder aus der ersten Ehe des Vaters, stirbt erst am 22. April 1777 und wird zwei Tage später beerdigt. Er heiratete zu Beginn der 50er Jahre Maria Margaretha Ropertz, deren Geburtsdatum unbekannt ist. Doch überlebt sie ihren Mann nur um zwei Jahre († 12./15. November 1779).

Die Eheschließung ist nicht überliefert. Sie kann jedoch auf die frühen 50er Jahre datiert werden, da am 8. September 1755 der erste Sohn, Johann, geboren wird. Johann stirbt allerdings im Alter von nur einem Jahr im Oktober 1756.

Wäre Johann älter geworden, so hätte er seine sieben Geschwister kennengelernt: Eva (* 30. Januar 1758), Anna Elisabeth (* 23. August 1769), Catharina Elisabeth (* 25. November 1762, † 20. März 1764), Johann Bernhard (* 18. Februar 1765), Johann Adolph (* 13. Dezember 1767), Catharina Gertrud (* 27. Oktober 1769) und Heinrich (* 19. Juli 1772).

Die Familie Trostorff läßt sich weiter verfolgen, wenn auch nur über den 1767 geborenen Johann Adolph. Seine Heirat mit Margaretha Mentzen, geboren am 25. Februar 1776, ist für den 13. Juli 1799 dokumentiert. Er wird dabei als Bauer bezeichnet. Er wohnte an der Mühle, Nr. 83.

Johann Adolph hatte nicht nur sieben Geschwister, er hatte auch acht eigene Kinder. Es sind Anna Margaretha (*14. April 1800, † 20./21. Juni 1802), Agnes (*6. Dezember 1801), Johann Wilhelm (* 29./30. August 1804), Maria Christina (*21./24. April 1807), Carl Johann (*23./24. Oktober 1809), Anna Catharina (*12. Januar 1812), Heinrich (*7. Januar 1815) und Elisabeth (* 28. Dezember 1817). Von seinen Kindern heiraten 1834 Johann Wilhelm und 1840 Heinrich.

Die Familie Trostorff ist in den ganzen rund zweihundert Jahren in den Kirchenregistern zu finden. Die Angaben sind die gesamte Zeit über gleichmäßig. Sie lassen keine großen Aussagen zu. Aber es zeigt sich, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Zahl der Kinder steigt. Keine Folge der geringeren Kindersterblichkeit, sondern der deutlich höheren Lebenserwartung der Frauen. Dadurch dauern die Ehen länger.

Ein anderes Beispiel: Am 7. Juni 1792 heiratet Johann Peter Frohnhoff, geboren in Rath, die Lintorferin Catharina Clasen. Er wird als Tagelöhner bezeichnet und wohnt am Duisburger Baum. Erstmals wird hier die Familie Frohnhoff erwähnt.

Johann Peter und Catharina bekommen zusammen vier Kinder: Johann Conrad stirbt 1795 gut zweijährig, Johann Wilhelm (* 17. September 1796), Johann Peter (* 20. Dezember 1799) und Johann Peter (!) (* 10./12. Juli 1804). Die drei überlebenden Söhne heiraten in Lintorf und bleiben auch hier wohnen.

Wilhelm Frohnhoff heiratet vermutlich Mitte der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts, denn am 31. Januar 1827 bringt seine Frau, Josepha Theus, Zwillinge zur Welt: Johanna Gertrud und Wilhelmina Margaretha. Das genaue Datum der Eheschließung ist deshalb nicht bekannt, weil die Unterlagen für die Eheschließun-

gen zwischen 1810 und 1829 nicht überliefert sind.

Insgesamt wird Josepha Theus dreizehn Kindern das Leben schenken. 1828 folgt Anna Catharina, die jedoch kurz nach der Geburt verstorben ist. Zwar liegen für die Zeit nach 1809 keine Sterberegister vor, doch wurde ihr Name im Taufregister mit einem Kreuz gekennzeichnet, was auf ihren Tod schließen läßt.

Alle zwei Jahre folgt nun die Geburt eines Kindes. 1830 wird Peter geboren, 1832 Friedrich, 1834 kommt Elisabeth zur Welt, deren Taufe jedoch mit einem Kreuz versehen ist. Das gleiche gilt für ihre 1836 geborene Schwester Elisabeth (!). 1837 erblickt Johann Wilhelm das Licht der Welt. Drei Jahre später ist es Wilhelm (!) (* 1840). Dann folgen drei Mädchen: Elisabeth (!) (* 1843), Josepha (* 1845) und Agnes (* 1848). Als letztes wird schließlich der Sohn August 1851 geboren.

Wilhelm Frohnhoffs Bruder Johann Peter (* 1799) heiratet etwa zur gleichen Zeit. Auch für ihn vermerken die Kirchenregister 1827 die Geburt eines Kindes (Katharina). Zusammen mit seiner Frau Gertrud Tackenberg hat Johann Peter insgesamt zehn Kinder. Er steht seinem Bruder also kaum nach. Es sind neben Catharina: Peter (*/† 1831), Helena (* 1833), Johann (* 1835), Josepha (*/† 1837), Christina (* 1839), Josepha (* 1841), Carl (* 1844), Peter (*/† 1846), August (* 1850).

Der dritte Bruder, Johann Peter, heiratet schließlich gegen Ende der 1820er Jahre Helena Busch. Am 7. Februar 1830 wird die Tochter Elisabeth geboren. Es folgen Friedrich Wilhelm (* 1832), Gertrud (* 1835), Wilhelm (* 1838) und Carl (* 1841). Auch Johann Peter ist Tagelöhner.

Der 1832 geborene Friedrich Wilhelm heiratet am 18. April 1858 die Lintorferin Gertrud Tackenberg (* 1834). Am Tag der Hochzeit wird übrigens Tochter Wilhelmina getauft. Sie war einen Tag zuvor geboren worden. Drei weitere Kinder folgen: Johann (* 1859), Margaretha (* 1861) und Peter (* 1862).

1826 verzeichnen die Kirchenbücher die Geburt Adolph Frohnhoffs. Seine Eltern sind der Tagelöhner Adolph Frohnhoff und Maria Schorn (* 28. November 1804). Bis 1849 werden noch sechs weitere Kinder registriert: Jacob Gerhard (* 1828), Elisabeth Catharina (* 1830), Wilhelm (* 1833), Christina Elisabeth (* 1836), Gertrud (* 1841) und Wilhelm (* 1849).

Aber der Vater, Adolph Frohnhoff, kann den übrigen Familien nicht zugeordnet werden. Die Taufregister geben keinen Hinweis auf seine Herkunft.

Die Familie Frohnhoff wird also 1792 erstmals in den Lintorfer Kirchenbüchern erwähnt. Vorher gab es sie in Lintorf nicht. Doch von den vier Söhnen Johann Peter Frohnhoffs heirateten drei in Lintorf. Alle drei bekamen überdurchschnittlich viele Kinder. Die zahlreichen heutigen „Frohnhoffs" in Lintorf sind daher vermutlich alle auf Johann Peter aus Rath zurückzuführen.

Ein letztes Beispiel für die Lintorfer Familiengeschichte ist Jacob Meister (* 1707, † 1754). Er könnte ein Nachfahre der Familie Marcelli sein, über die bereits berichtet wurde. Jacob Meister wird in den Quellen auch Jacob Meister zu Marschel oder Marcelli genannt. Er heiratet 1733 die zehn Jahre jüngere Agnes Holtz (* 1717, † 1755). Gemeinsam haben sie acht Kinder, was weit über dem Durchschnitt der Zeit liegt. Das letzte Kind, Johann Adolph, kommt übrigens einen Monat nach dem Tod des Vaters zur Welt. Mit nur zehn Monaten ist es Vollwaise.

1734 wird Johann Michael, der erste Sohn, geboren. Er wird nicht einmal elf Monate alt. Maria Magdalena kommt 1736 zur Welt, 1740 Friedrich. Es folgen Johann Jacob (* 1743, † 1747), Maria Gertrud (* 1746, † 1750), Anna Maria (* 1747, † 1748), Johann Jacob (* 1749) und Johann Adolph (* 1755).

Nur der letztgeborene Johann Adolph führt die Familie weiter. Er heiratet 1780 Catharina Gertrud Speckamp (* 1760). Fünf Kinder stammen aus dieser Ehe. Es sind Catharina Elisabeth (* 1781), Anna Josepha (* 1784), Johann (* 1786), Johann Adolph (* 1788) und Jacob (* 1792).

Noch zweimal findet sich eine Notiz zur Familie Meister in den Registern. 1816 die Geburt Peter Adolphs und 1819 die seiner Schwester Agnes. Eltern sind Johann Meister und Gertrud Hülchrath. Dann schweigen die Quellen zur Familie Meister wieder.

Soweit die Nachrichten zu fünf Lintorfer Familien vor dem Beginn der Industriellen Revolution. Sie lassen einige wenige Rückschlüsse auf das Leben der Menschen im 17. und 18. Jahrhundert im kleinbäuerlich geprägten Lintorf zu.

Eine der entscheidensten Erkenntnisse: Die Ehen werden im Laufe des 18. Jahrhunderts beständiger, da die Ehepartner, vor allem die Frauen, länger leben. Gleichzeitig beginnt eine neue Entwicklung. Denn die Ehen werden zugleich auch unbeständiger. Dauerten sie zuvor ein - wenn auch kurzes - Leben lang, so gewinnt die Ehescheidung seit dem 19. Jahrhundert mehr und mehr an Bedeutung.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob zwei Menschen sechs, vielleicht zehn Jahre miteinander leben müssen (Rutger Lemmig mit Margaretha Lauff und mit Anna Catharina Steuer), oder ob sie, wie heute oft, drei, vier oder gar fünf Jahrzehnte eines gemeinsamen Lebens vor sich haben, wovon der größte Teil auch noch allein - ohne Kinder - verbracht wird. Zu Zeiten eines Rutger Lemmig sorgten die Kinder in der kurzen Zeit der Ehe immerhin für weitere Abwechslung.

Bis heute haben sich die Menschen und unsere Gesellschaft auf diese veränderten Grundlagen der Ehe nicht wirklich eingestellt.

Dr. Andreas Preuß

RWE *Energie*

Regionalversorgung Reisholz

Tradition und Modernität - Lintorf verbindet beides gelungen miteinander. Tradition und Modernität prägen RWE Energie als kompetenten Partner.

Besuchen Sie uns oder rufen Sie an:

Beratung Ratingen-Lintorf

Am Potekamp 20, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 02102/457376
geöffnet montags bis freitags 7.30 bis 10 Uhr und nach Vereinbarung

Korb

Raumausstattung

Ideen für ihre Raumgestaltung

Meisterbetrieb

Gardinen · Stoffe · Teppichböden · Markisen
Rollos · Jalousetten · Vario-Light

Auslegen von Teppichböden

Reinigen von Teppichböden, Gardinen und Dekorationen

Anfertigen und Aufarbeiten von Polstermöbeln

Konrad-Adenauer-Platz 15
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 18 17

Ihr Müll - unser Problem

ROSENDAHL
Entsorgungs GmbH

Abfallverwertung
Städtereinigung
Abfallentsorgung
Sonderabfallentsorgung

An den Banden 54
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon (0 21 02) 93 09-0

Rickys Barbierstube

Fristersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/ 3 42 83

TÜNNAER
Ratingen GmbH

2 80 71	Omnibusbetrieb
2 80 31	Reisebüro
2 10 76	Taxi
1 94 10	Bundeseinheitlicher Taxi-Ruf

Telefax (0 21 02) 2 22 46

ALLES FÜR HAUS UND GARTEN

Baustoffe-Lamerz GmbH

Wir liefern Baustoffe für den

Tiefbau, Straßenbau, Ingenieurbau,
Gartenbau, Landschaftsbau, Rohbau,
Ausbau, Umbau, Einbau
an Unternehmer und Privat

ab Lager, ab Werk und franco.

Telefon 0 21 02 / 3 13 31

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf

Leicht und lecker -
natürlich mit Honig aus eigener Imkerei

Echten
Deutschen Honig
erhalten Sie bei:

Adolf Altgaßen
Fuchsfeldweg 26
47259 Duisburg-Mündelheim
Telefon 02 03 / 78 79 14
und auf dem Weihnachtsmarkt 1993 in Lintorf

Echter Deutscher Honig - der unverfälschte Genuß aus heimischer Umwelt

Fliesen - Marmor - Mosaik

Ulrich Giegling
G.m.b.H.

Fliesenlegermeister

Ina-Seidel-Straße 23
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 12 86

hilgenstock bauelemente GmbH

Lieber gleich zum Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren - Wir beraten - Wir montieren
Kalkumer Str. 36, 40885 Ratingen - Lintorf, ☎ (0 21 02) 3 10 21

WERNER BUSCH & SOHN
UNFALL-REPARATUR · AUTOLACKIERUNG
PKW + LKW
PKW-Karosserie-Richtsystem

Zechenweg 21, 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon (0 210 2) 3 11 07

LUDGER JUNGBECKER

MALERMEISTER und RESTAURATOR

40885 RATINGEN-Breitscheid · Mintarder Weg 10
Telefon (0 21 02) 1 78 05

- BAUDENKMALPFLEGERISCHE MALERARBEITEN
- AUSFÜHRUNG SÄMTLICHER MALERARBEITEN
- LIEFERN UND VERLEGEN VON TEPPICHBÖDEN

ELEKTRO FETTWEIS

Elektro-Installation
Hausgeräte-Kundendienst
Wärmespeicherheizungsanlagen
Heißwassergeräte

Elektro-Hausgeräte
Elektro-Kleingeräte
Elektro-Installationsmaterial
Elektro-Einbaugeräte
Kundendienst

Speestr. 26 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 02102/31113 · Fax 02102/35066

sham poo fix

HERRIGER
Gebäudereinigung GmbH

Teppichboden-, Glas-, Rahmenreinigung
02102-31131

über
25 Jahre
VOM BÜVERT GmbH

SANITÄR - HEIZUNG - KLIMA
Beratung - Planung - Ausführung

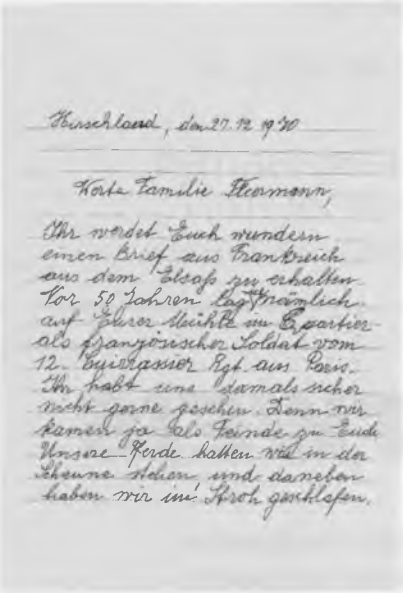
Rosenstr. 23, 40882 Ratingen, Tel. Ø 84 65 58

Inh. U. Bombosch
Bahnstraße 4
40878 Ratingen
02102-24290

BÜCHER SCHERL

WER SONST!

Über die Besetzung unserer Heimat durch französische Soldaten in den Jahren 1921-1925 zur Durchsetzung von Reparationsforderungen haben wir schon mehrfach in der „Quecke" berichtet. Nachdem Walburga Fleermann-Dörrenberg in der Nr. 55 vom Oktober 1985 den politischen Hintergrund eingehend untersucht und beschrieben und dann an Hand von Verwaltungsberichten aus dem Stadtarchiv die Besetzung Ratingens und Lintorfs und das Verhältnis der Besatzungssoldaten zur Bevölkerung geschildert hatte, erzählte ihr Vater Heinz Fleermann in der „Quecke" Nr. 61 vom November 1991 von persönlichen Begegnungen mit französischen Soldaten, die in Lintorf stationiert waren. Es handelte sich um eine Abteilung des Kürassier-Regiments Nr.12 aus Paris. Zwei dieser Kavalleristen waren auf Fleermanns Mühlengut Helfenstein mit ihren Pferden in Quartier. Einer von ihnen, Wilhelm Kaiser aus Hirschland im Elsaß, hatte ein herzliches Verhältnis zur Familie und bekam zum Abschied ein Foto seiner „Wirtsleute" mit auf den Weg in seine elsässische Heimat. Nach etwa 50 Jahren, im Dezember 1970, nahm er noch einmal Kontakt zur Familie Fleermann auf und schickte das Foto mit herzlichem Dank zurück.


Hirschland, den 27.12.1970

Liebe Familie Fleermann,

Ihr werdet Euch wundern einen Brief aus Frankreich aus dem Elsaß zu erhalten. Vor 50 Jahren lag freundlich auf Ihrer Mühle im Quartier als französischer Soldat vom 12. Cuirassier Rgt. aus Paris. Ihr habt uns damals sehr nett gesehen. Denn wir kamen ja als Feinde zu Euch. Unsere Pferde hatten viel in der Scheune stehen und daneben haben wir im Stroh geschlafen.

Der Ratinger Erich Marks, dessen Vorfahren zufälligerweise auch aus dem Heimatort Wilhelm Kaisers, dem kleinen Dörfchen Hirschland in der früheren Grafschaft Saarwerden im Elsaß, stammten, schrieb uns nach der Lektüre der beiden „Quecke"-Artikel folgenden Leserbrief:

Wie der Zufall so spielt

Die „Quecke", Nr. 55, Okt. 1985 und Nr. 61, Nov. 1991

Beim Durchsehen der QUECKE-Heimatblätter im vorigen Jahr, wurde mein besonderes Interesse auf die beiden o.g. Beiträge gelenkt, es sind die von Heinz Fleermann und Walburga Fleermann-Dörrenberg verfaßten Artikel über deutsch-französische Begegnungen während der Ruhrbesetzung und Erinnerungen an die 20er Jahre.

Beschrieben wurde u.a. die Geschichte von Wilhelm Kaiser aus Hirschland / Elsaß, der während der Ruhrbesetzung als französischer Soldat bei der Familie Fleermann in der Mühle einquartiert war. In seinem Brief 1970 erinnerte Wilhelm Kaiser an diese Begebenheit und schickte ein Familienfoto zurück, daß ihm zur damaligen Zeit Mutter Fleermann als Andenken geschenkt hatte und das er 50 Jahre aufbewahrte.

Ich selbst kannte Wilhelm Kaiser nicht, aber ich kenne Hirschland und den Heimat-und Namensforscher Robert Müller aus dem gleichen Ort, dem ich Kopien dieser Artikel zuschickte. Wilhelm Kaiser ist leider 1983 verstorben. Mit Sicherheit hätte er sich über die beiden Beiträge in der „Quecke" gefreut. Seine Tochter Ruth, sie ist das Patenkind von Robert Müller, erhielt die Kopien, und schon sprach sich die Geschichte im Dorf herum. Die Witwe, Schwestern und Enkel konnten diese Begebenheiten noch ergänzen durch persönliche Aussagen des Verstorbenen.

Der am 6.1.1900 geborene Wilhelm Kaiser hätte Ostern 1914, als er aus der Schule entlassen wurde, nicht gedacht, daß er einige Jahre später als französischer Besatzungssoldat nach Ratingen kommen würde. Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg kam das Elsaß, das seit 1871 dem Deutschen Reich angehörte, zu Frankreich. In der Schule wurde bis 1918 nur Deutsch unterrichtet. Man sprach ausschließlich nur rheinisch-fränkische Mundart, was noch heute bei den älteren Leuten vor-

Hirschland 1937 - Der Kirchplatz
1. Die ehemalige Postagentur; 2. Giebelhaus: Die Schule; 3. Das Pfarrhaus
Die Kirche wurde eingeweiht 1755 nach Plänen
des fürstl. Nassau-Saarbrückischen Architekten STINGEL.
Der untere Teil des Turmes soll von einer alten Kirche aus dem 15. Jahrhundert sein.
Im Mittelalter Wallfahrtskirche, war sie in vorreformatorischer Zeit aber nie eine Pfarrei

herrscht. Als einziger Sohn wurde er Bauer auf heimatlicher Scholle. Die Pferdezucht war sein ganzer Stolz und so war es naheliegend, daß er, als er eingezogen wurde, in einem Kürassierregiment Dienst tat. Nach seiner Dienstzeit betrieb Wilhelm Kaiser wieder in Hirschland seine Landwirtschaft. An Ratingen dachte er oft und gern, und so machte er sein jahrelanges Vorhaben wahr, an die Familie Fleermann zu schreiben. In Hirschland kannte man Wilhelm Kaiser als heimatverbunden und doch neugierig auf das Zeitgeschehen. Ein Mann von altem Schrot und Korn. Er konnte auf eine lange Ahnenreihe zurückblicken, die auf diesem Boden lebte. Väterlicherseits stammte die Familie Kaiser aus Kärnten und wanderte aus Glaubensgründen nach Nassau-Saarbrücken aus. Mit Philipp Kaiser, Sattler von Beruf, kam die Familie 1770 in die Grafschaft Saarwerden über Rauweiler nach Hirschland. In diesem Dorf kaufte Philipp Kaiser 1795 ein Haus, das heute noch von den Nachkommen bewohnt wird. Seine Mutter Wilhelmine Tussing (= Toussaint) stammte von den Hugenotten ab und kam 1559 aus der Gegend von Metz, nachdem Franz II., König von Frankreich, seine protestantischen Untertanen vertrieb. Diese ließen sich in den sieben unbewohnten Dörfern der Grafschaft Saarwerden nieder (septem pagi nostri gallici).

Das Leben schreibt die besten Geschichten. Zufälle bringen Leute zusammen, oft auf Umwegen. Wenn auch Wilhelm Kaiser nicht mehr lebt, so ist seine Geschichte wert, aufgeschrieben zu werden. Daß man auch die schwersten Zeiten durch Menschlichkeit und Herzenswärme mildern kann, hat er bewiesen.

Buchdruckerei von Heitz & Mündel, Strassburg.

Was den Zufall betrifft, so stammt ein Vorfahre von mir auch aus Hirschland im heutigen Elsaß. 1559 ebenfalls durch Franz II. als Hugenotten aus dem Metzer Land vertrieben, nahmen meine Vorfahren Zuflucht in der Grafschaft Saarwerden. Vor 1600 hießen meine Vorfahren noch Marquis. Der Familienname wurde dort verkürzt und „eingedeutscht" in Marx. 1740 wanderten zwei Marx-Brüder mit ihren Familien nach Masuren/Ostpreußen aus. Angesiedelt im Amt Stradaunen, gründeten sie Bauernhöfe. 1945 nach Vertreibung und Ermordung meiner Großeltern Friedrich und Maria Marks aus Zeysen, Kreis Lyck/Ostpreußen, wurden die Nachkommen in alle Winde zerstreut. 1961 kam ich aus beruflichen Gründen nach Ratingen und wir fühlen uns hier recht wohl.

Erich Marks.

PS. Was die Beschriftung des Bildes mit französischen Soldaten vor der Scheune des Männerasyls 1923 betrifft (Quecke Nr. 61 v. Nov. 1991, S. 44), so waren es Kürassiere des 12. Regiments aus Paris. Dragoner hätten weiße Nummern und Streifen auf blauen Kragenspiegeln gehabt, was auf den Bildern besser zu sehen gewesen wäre.

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn 19.30 Uhr.

Der Eintritt ist frei.

Gäste sind willkommen.

Als unser Stadtteil Ratingen 4 noch ein Dorf war

Lintorf war in meiner Jugend ein Bauerndorf mit 30 Vollerwerbsbauern und vielen kleinen Köttern, also Kleinstbauern. Mit dem Gutsbetrieb „Haus Hülchrath" gab es in Lintorf 400 Kühe und 60 Arbeitspferde, jedoch nur ein Reitpferd. Das Reitpferd war im Besitz des Landgendarmen Lepinsky, der auch über einen Spürhund verfügte. Das Gut Hülchrath besaß außerdem eine große Schafherde. Die Köttersleute hingegen hatten nur Ziegen. Man nannte die Ziegen auch „Kühe des kleinen Mannes" . Kleinvieh wie Schweine, Hühner oder Kaninchen konnte man in jedem zweiten Haus vorfinden. Heute dagegen gibt es im Stadtteil Ratingen 4 mehr als 100 Reitpferde, aber nur noch eine Kuh, die im Besitz von August Tackenberg auf dem Hof „Oberste Mühle" ist. Im Laufe der Zeit gab es also eine große Veränderung in unserem Ort Lintorf, heute Ratingen 4.

Die „letzte" Kuh von Lintorf auf der Weide an der Obersten Mühle

Lintorf, ein Dorf, von Wald umgeben, brachte früher vielen Bewohnern Arbeit in der Forstwirtschaft. Holzhändler Emil Karrenberg besorgte die Langholzabfuhr. Die Gebrüder Arnolds verluden täglich einen Waggon Holz für die

Das Haus „Am Heck" (Ecke Speestraße / Am Kohlendey) wurde 1962 abgerissen

Firma Döllken, ein großes Sägewerk in Werden. Anfang der zwanziger Jahre kam noch der Holzfuhrmann Jostkleigrewe hinzu. Ein bis zwei Jahre lang hatte Bernhard Jostkleigrewe aus Ostwestfalen seine drei Pferde in der Scheune unserer Mühle untergebracht. Bald fand er ein neues Domizil in dem Haus Am Heck an der Viehstraße, heute Ecke Am Kohlendey/Speestraße. An seiner Stelle befindet sich jetzt das Elektrogeschäft Fettweis. Fuhrleute tranken immer mal gerne einen über den Durst, und so klagte Bernhard Jostkleigrewe einmal, daß ihn die Pferde bissen, wenn er nur einen Schnaps getrunken hätte. Zum Dorfbild gehörte damals der Langholzwagen, der oft mit einem zweiten Langholzwagen zusammengekoppelt war und von drei Pferden gezogen wurde. Bei Hamachers an der Ecke Angermunder/Tiefenbroicher Straße (heute ist dort die Commerz-Bank) gab es immer

Das Hamacher-Haus mit der „gefährlichen" Ecke stand an der Ecke Lintorfer Markt / Konrad-Adenauer-Platz Es wurde 1974 abgerissen

Probleme. Auch für meinen Schwager Hans Schneidersmann. Als Autofahrschüler von Willi Giertz, Ratingen, wollte er von Angermund aus kommend unseren sechs Meter langen Lieferwagen probeweise um diese Ecke fahren. Er drehte jedoch das Steuerrad zu früh nach rechts und die Ecke von Hamachers Haus war stark beschädigt. Der alte Hausherr Hamacher beschwerte sich, daß alle Tassen im Schrank kaputt seien und es noch weitere Schäden gäbe. Laut Polizeibericht mußte ich nun als Verursacher angegeben werden, da mein Schwager ja noch keinen Führerschein besaß. Der Schaden wurde behoben und als Vorsichtsmaßnahme kamen schräggestellte Abgleitrohre, die sicher noch vielen alten Lintorfern bekannt sind, an diese gefährliche Ecke. Mein Schwager war ein guter Reiter und er bestand 1938 auch seine Autoprüfung. Im Mai 1940 mußte er als Hauptmann im Frankreichfeldzug bei Verdun sein Leben lassen.

Der Rahmer Hof am Hülsenbergweg

Es gab drei Lintorfer Bürger, denen der Dickelsbach zum Verhängnis wurde. Gemüsebauer Reinhard ging immer, wenn er vom Großmarkt in Duisburg zurückkam, am Spätnachmittag zur Gaststätte „Post" , um dort Billard zu spielen. Der kürzeste Weg dorthin führte über die Bahngleise, leider aber verbotswidrig. Nach mehrmaliger Aufforderung durch die Reichsbahn, diese Abkürzung nicht mehr zu benutzen, schickte man einen Bahnpolizisten mit Hund. An der Bahnbrücke Beekerhof wurde dem Hund der Angriff befohlen. Dank der Bärenkraft des Gemüsebauern Reinhard landete der Hund im Dickelsbach. Dann rief er dem Polizisten zu: „Noch ein Wort, und du wirst auch da unten schwimmen." Karl Reinhard starb Anfang der dreißiger Jahre.

Der zweite Bürger unseres Dorfes, der Schwierigkeiten mit dem Dickelsbach hatte, war Herr Grimm, Direktor bei Mannesmann und Stammgast bei „Mecklenbeck" . Es passierte mal wieder, daß Herr Grimm volltrunken war und die Brücke Am Weiher nicht fand. So landete er im Dickelsbach. Im Wasser stehend ging es dann gegen den Bachlauf, also wasseraufwärts bis zur Mühle. Während seiner Wasserwanderung schimpfte er auf den Müller Fleermann, daß dieser ihm so viel Wasser entgegenschickte.

Der dritte Bürger war August Lindegard vom Hülsenbergweg. Er landete zur nächtlichen Stunde an der tieferliegenden Drupnas neben der Brücke im Bach. Der Alkoholspiegel war sehr hoch, doch hatte August sein Fahrrad fest im Griff. Im Wasser stehend, das Fahrrad in der Hand, schrie er um Hilfe. Hatte er doch zu seinem größten Leidwesen sein Gebiß verloren! Einer unserer Mitarbeiter hörte die Hilferufe und fand nach längerer Zeit auch das Gebiß.

Der Hof Hinüber
Im Hintergrund die neu erbaute Melchior-Schule.
Hof Hinüber wurde 1956 abgerissen

Das Wandern ist des Müllers Lust, aber auch alle anderen Handwerker mußten früher, um weiterzukommen, eine Lehrwanderschaft mitgemacht haben. So ging es nach Erzählungen alter Lintorfer um die Jahrhundertwende auch den Metzgergesellen Gustav Karrenberg und Heinrich Breuer. Man wollte im Hessenland das Geheimnis der Frankfurter Würstchen kennenlernen. Im Kölner Raum aber sagte Heinrich schon zum Gustav: „Jetzt simmer so wiet von zu Hus, un du, Justav, lachs immer noch." Gustav Karrenberg hatte im Lintorfer Norden später mit seinen Söhnen Fritz und Gustav einen gutgehenden Metzgereibetrieb. Bei einem Motorradunfall fand Gustav den Tod.

Auf unseren leichten Böden gab es in früheren Zeiten oft schlechte Ernten. Aus diesem Grund wurden Bittprozessionen durch Feld und Flur abgehalten. Man betete: „Auf daß die Früchte des Feldes besser gedeihen mögen." Gerade kam man während des Gebets an einem sehr kargen Haferfeld vorbei. Da sagte Wilhelm Lücker: „Do nützt ke Beten, do mut Mist erin!"

Nach gut verlaufender Feuerwehrübung kamen einmal zwei junge Wehrleute auf die Idee, bei uns an der Mühle zu fensterln. Sie holten sich eine lange Leiter beim Nachbarn, dem Dachdecker Ritterskamp. Die Leiter sollte am Schlafzimmerfenster der Dienstmagd Malchen angestellt werden, aber sie landete am Kinderzimmer, eine peinliche Verwechslung. Meine älteste Schwester Else, damals 12 Jahre alt, alarmierte den Vater. Mein Vater vermutete, daß Einbrecher eindringen wollten. Auf der langen Leiter stand ein Mann, er wurde vom Vater einfach abgeschüttelt, und der arme Kerl landete auf dem darunterliegenden Misthaufen. Blitzschnell rannte er davon.Die Polizei wurde verständigt, und Herr Wachtmeister Lepinsky erschien mit Spürhund. Das Tier wurde einer Spur nachgeschickt und es lief zum Rahmer Hof. Eine zweite Fährte führte zum Hof Hinüber, dorthin, wo heute die Melchiorschule steht. Für die jungen Wehrleute war es eine peinliche Angelegenheit.

Drei sportbegeisterte Lintorfer Fußballer: (Von links nach rechts) Heinz Fleermann, Willi Kerkhoff (gefallen in Polen) und Franz Mecklenbeck (an Kriegsleiden gestorben)

In der damaligen Zeit konnte sich noch nicht jeder Bürger ein Radio leisten. So vertrieb sich die Jugend ihre Freizeit mit Spiel und Sport. Die Lintorfer Jugend war immer schon sportlich sehr aktiv. Auch ich spielte im Sportclub Rot-Weiß Lintorf mit meinen Freunden Fußball.

Die Theatergruppe der katholischen Jugend Anfang der 30er Jahre
Hintere Reihe, von links nach rechts: Fritz Rosendahl · Fränzi Tittel, geb. Füsgen
Josef Heidel · Mathilde Hamacher · Johann Schulten · Ewald Hamacher
Mittlere Reihe, von links nach rechts: Elisabeth Doppstadt, geb. Ingenhoven
Heinrich Hümbs · Änne Scholzen · Elisabeth Pulm, geb. Hansmeier
Vorne, sitzend, von links nach rechts: Unbekannt · Maria Michael, geb. Buschmann
Otti Pützer, geb. Hamacher · Wilma Scholzen · Erich Dietz · Hubert Fettweis

Zur Freizeitbeschäftigung hatten sich auch Theatergruppen gebildet. Die Theatergruppe der Jugend von St. Anna führte ihre Stücke natürlich im Saale Mentzen auf, in Lintorfs „guter Stube". Besondere Talente waren immer die Geschwister Tröster und Vogelsang, die spätere Frau Gertrud Melcher. Gertrud Melcher war auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer eine hervorragende Büttenrednerin. Unser Bild entstand Anfang der dreißiger Jahre.

Zum Schluß noch ein Streich. Schneutz Steingen (Bäckermeister Wilhelm Steingen), sein Sohn Rudi und zwei Gesellen hatten in einer mondhellen Nacht unsere Rinder mit Pottasche schwarzbunt gemacht. Viele Tage dauerte es, bis die Verursacher ausfindig gemacht werden konnten. Die Tierverunstalter waren der Großvater und der Vater von Frau Buer, der Frau des Vorsitzenden unseres Heimatvereins. Solche Streiche wurden ausgedacht, bevor in den frühen Morgenstunden die Brötchen gebacken wurden. Es hat aber nie Sachschäden gegeben, es waren immer harmlose Streiche.

Heinz Fleermann

Glück im Unglück

Erlebnisse in den Jahren 1945-1950

Als ich Anfang Februar 1945, noch nicht genesen von meiner Kriegsverletzung, zu Hause ankam, ging der Krieg seinem Ende zu. Nach achtmonatiger Lazarettzeit mußte ich den Heimweg antreten, weil in St. Pölten (Österreich) wegen der Frontnähe alles geräumt werden mußte.

Lintorf, unser Heimatdorf, lag unter schwerem Artilleriefeuer. In der Nacht zum 6. März 1945 gegen 2.30 Uhr warf ein einzelnes Flugzeug drei Bomben auf unser Anwesen. Eine Bombe landete auf dem Geflügelhaus im Hofinnern und zwei Bomben fielen in den Obst- und Gemüsegarten. Unser Fachwerkhaus wurde stark beschädigt und war von der Hofseite her nur noch ein Gerippe. Vom Bett aus konnte ich in der sternenklaren Nacht den Himmel sehen. Zu diesem Zeitpunkt hielten sich in allen Räumen unseres Anwesens Soldaten auf. Von den etwa 200 Menschen wurde niemand verletzt; Hühner, Gänse und Enten wurden durch die Zerstörung des Geflügelhauses alle getötet, zwei Kühe mußten notgeschlachtet werden. Also Glück im Unglück. Die nachbarschaftliche Hilfe war jedoch sehr groß. Sie kam vor allem vom Beekerhof (Mentzen) und vom Rahmer Hof (Karl Holtschneider). Ein Soldat, der auf unseren Feldern bei den Vierlingsflakgeschützen lag, war Dachdecker und konnte als Fachmann etwa 13.000 Dachpfannen legen. Hierbei war es wieder Josef Mentzen, der uns zwei Fuhren Hohlpfannen von der Fa. v. Eick in Breitscheid besorgte und anfuhr.

Wenn auch einige Tage totaler Stromausfall war, so lief und drehte sich trotzdem unsere Mühle bei Tag und Nacht. Damals wie auch noch heute mit Wasserkraft!

Mehltransport unter großer Gefahr

Die Großmühlen in Düsseldorf und Duisburg waren alle zerstört, und wir Kleinmühlen mußten für das Nötigste bei der „Volksernährung" sorgen. Ende März wurde meinem Vater Johannes Fleermann eine größere Menge Mehl zur Verteilung an die Bevölkerung angeboten. Im Hafen von Düsseldorf waren einige Waggons Mehl gelandet, die acht Monate hin- und hergeschoben worden waren. Das Mehl stammte aus einer Königsberger Mühle. Mit dem Franzosen Paul Guin, der bei uns als Kriegsgefangener arbeitete, machte ich mich auf den Weg zum Düsseldorfer Hafen. Wir waren das einzige Fahrzeug, das sich auf dem Zubringer (heute A52) bewegte. Große feindliche Fliegerverbände waren im Anflug. Die Angestellten der Spedition Cretschmar waren bereits in die Keller geflüchtet. Die Büroräume waren leer, und die Mehlverteilung ging auf „Vertrauen ehrt" . Wir traten den Rückweg an und drei Leute von Rheinmetall baten um Mitfahrt, da weder Zug noch Straßenbahn fuhren. Auf dem Zubringer angekommen, wurden wir gleich von einem Jagdbomber befeuert, und wir mußten an der Volkardey in volle Deckung gehen. Wir sprangen in die Schutzlöcher, die man entlang des Zubringers angelegt hatte. Nach kurzer Beruhigung sollte die Weiterfahrt erfolgen. Doch der Jabo beschoß unser Führerhaus, und durch die Aufregung brach der Ganghebel im Kugelgelenk ab. Jegliches Weiterkommen war unmöglich. Die letzten Kilometer mußten wir zu Fuß zurücklegen, für mich sehr beschwerlich, da ich noch auf Krücken lief. In der Dunkelheit wurde unser Fahrzeug dann abgeschleppt, und das Mehl kam zur Verteilung. Also wieder Glück im Unglück!

Kriegsende.

Am 8. Mai 1945 war endlich Schluß mit dem Völkermord. Europa lag in großen Teilen in Schutt und Asche. Wir Deutsche bekamen den verlorenen Krieg ganz besonders zu spüren. Es fehlte an allem, besonders an Lebensmitteln. Unsere Mühle lief vier Jahre lang rund um die Uhr. Die hungernden Menschen belagerten uns ständig. Sie hatten oft Getreide eingetauscht, und wir mahlten „schwarz" das Getreide zu Mehl. Auch kam zu dieser Zeit durch den Marshallplan amerikanisches Getreide per Waggon in Lintorf an. Diese Waggons waren fast stets angebohrt und große Mengen fehlten. Das fehlende Getreide brachten dann die hungernden Menschen zu uns zur Schwarzvermahlung. Auch hier wieder Glück im Unglück, denn das Beschaffen des Weizens und die Vermahlung des Getreides wurden nicht einmal bestraft.

Am 21. Juni 1948 kam die Währungsreform. Wir alle mußten mit DM 40,- einen neuen Anfang machen. Langsam normalisierte sich das Leben in unserer Bundesrepublik, und auch in Lintorf begann eine neue Zeit durch Wiederaufbau und Industrialisierung. Nicht nur die zurückkehrenden Soldaten, sondern alle Arbeitswilligen fanden hier Arbeit, wie z. B. bei den Firmen Blumberg & Co, Constructa, Hoffmann-Werke, Hünnebeck usw. Somit gab es für Lintorf nach den Kriegswirren auch wieder Glück im Unglück!

Heinz Fleermann

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke" weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1994!

Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.

Deutschlands größte Gesundheitsbewegung.

Aktion: Überlegen bewegen.

Regelmäßige Bewegung ist das A + O für ein gesundes Leben. Ob Sie sich auf den Kopf stellen, laufen oder untertauchen - wir helfen Ihnen, sich von Kopf bis Fuß gesund zu bewegen.

Holen Sie sich die aktiven Tips zum Fitbleiben und Wohlfühlen jetzt bei Ihrer AOK.

AOK Kreis Mettmann

Für Ihre Gesundheit machen wir uns stark.

AOK
Die Gesundheitskasse.

Ihr Partner in Ratingen-City

Reinhardt

Stadionring 2-4

Telefon 22066/67 · Telefax 22064

Ihr Partner
für Beratung, Service, Versicherung,
Finanzierung, Leasing,
Gebrauchtwagen, Ersatzteile,
Zubehör und überhaupt alles,
was mit Audi zu tun hat.

Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Straße 46
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon: 0 21 02-38 03-0
Telex: 8 585 157 dia-d
Telefax: 0 21 02-3 20 75

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Telex- und Telefaxrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen

Schmidt Umzüge

Internationale Möbelspedition
Nah- und Fernverkehr
Logistik - Lagerung

Manfred Schmidt

Halskestraße 5 - 40880 Ratingen
Telefon (02102) 470396
Telefax (02102) 473005

klaus h. schmitz
orthopädie - schuhtechnik
lintorfer straße 23
40878 ratingen
telefon (02102) 26395

orthopädische maßschuhe
einlagen u. fußbettungen
orthopädische schuhzurichtungen
ff. schuhreparaturen

. . . wir vermitteln Immobilien

Immobilien
Dieter Schymik

Turmstr. 30 · ☎ **2 80 88**

Der Suhre Kappes

Fröher wor et Muhde, dat sech de Lütt, vör allem Wettfraue, ne Kostjänger hielen, sie woren nit alleen, on et breit noch e paar Märkskes enn. Todem miek he der Jade öm, on dofür jov et des Ovends e lecker Pännche Brotärpel. Et wor no em Kri-ech vieti-en/achti-en, do wohnden en user Nohberschaft en Wettfrau, die nohm sech och ne Kostjänger, sie kom ju-et met em tereit.

Et wor Hervstdag, der Kappes wor ju-et om Feil, e paar woren schon jebaschte, do hiel die Frau et Kappesfaht ut em Keller. Dat Faht wor rapp, domet et widder decht wuht, stellt die Frau dat Faht onger de Daakrenn. Nu wart se mehr op en döchtige Schur Rein.

Die Kappesschaaf hat se och schon vom Söller jeholt on reen jemackt. Et wor ne schüene Ultwiewer-Su-emer, on der Rein lied op sech warte. Enes Ovens, die Frau wor schon em Bed, do hüht se wie der Kostjänger noh Hus ko-em. He ko-em öm de Eck eröm on jing op et Kappesfaht to. Do hüht die Frau et jusche, de Mann hat sie Water em Kappesfaht afjelote. Dat jefi-el der Frau nit, vör Ärjer konnt se nit schloepe. Am angere Morje, am Kaffedösch, seiht die Frau töm Kostjänger: „Saht ens Mann, watt Ihr do jester ovend am Kappesfaht jemackt hatt, datt hatt mech nit jefalle, ech mäud nit, dat suwat noch ens vürkömmt, weeter, dem Suhre Kappes deht et nix, aver mer hätt et nit jehn." Do seiht de Kostjänger: „Dat dat e Kappesfaht es, dat han ech nit jewoßt, ech deiht, dat wör en Rejentonn."

Suwatt kann hüt nit mi-eh passiere, et stellt kenne mi-eh et Kappesfaht onger de Daakrenn, on Kappes enmake deht och kenne mi-eh.

Off der Frau de Kappes jeschmeckt hätt?

Maria Molitor

Am Fastelovend

Hütt wüd mär noch gefiert, egal watt, mär grut, die angere öwertrompe. Fröher wu-ed och alle Orebleck watt gefiert, awwer ohne jrud Gedüns. Doh gehuden och dor Fastelovend to, dor Rosemondach. En där Tied wu-ed noch om Penning gekieke, on gefiert wie et betald wede konnt. Et jow och schon Lütt, dänne de Grosches opjejange woren, die sadden dann eh Schmuckstöck em Pencke öm, dat se jet Jäld hadden tom fiere. On wie et fröher wor, jo-wet och jett ut dor Reeh tom e-te. Doh wo-ret Mude, dat et am Rosemondach Bugwethepannekuke joof. Bugwethe es watt för Lengtörper, denn die Getreidezoot wäst em Sankboden. Die Frucht, drehkantige Könder, jemahlen, jöwt jries Mehl. Dat hadden seh och als Mastfuder för et Vieh. Bugwethemehl konnt mär och em Lade koope, awwer dat hadden mer em Hus, denn weh selver Ferke schlachte diet, deh nohm Bugwethemehl för Pannas te maake. Dat wohr watt för sich, Bugwethepannekuke backe. För de Pannekuke wu-ed dat Bugwethemehl janz dönn met Melk on Sault ahn-jerührt, denn dat Bugwethe quellt on jeht op. Wenn se och noch dat betsche Melk spare wollden, dann wu-ed de Pannekukedeech met kaule Malzkaffee ahn-jerührt. Die Pann kohm op dor Owe, wu-ed heetjemackt on met Olich en-je-strieke. Dann kom dor Deech en de Pann. Fastelowend moßt och en de Kuke jett drin jebacke wede, Brodwusch oder Speck. Dad Speck on die Brodwusch moßten förr-jebrode sinn, denn dat moßten jo mett demm Deech jahr wede. Dat Brode van däm Bugwethekuke wor nit suh wie be nämm angere Pannekuke. Mett demm Pannemetz moßte de Pannerank rings-römm ahn-jestute wede, dat de Deech nit am Pannerank kläwe blief. Wenn nit opjepaßt wuden, on de Kuke solden ut dor Pann, dann hat mär Pläck en de Pann hange oder dor Bugwethe wor ahnjebrannt. Nuh wuden jo och nitt mär ehne jebacke, denn för en jrute Familliich mosten et paar Stöck sinn, denn Bugwethepannekuke met jet drin, dat mauten seh all jähn. Et jov joh mestens mär jrute Panne, die met twei Häng vam Owe je-howe wede konnten. Hütt hand se Panne, doh past jrad eh Spiejelei drin. Wenn mär nuh ne Bugwethekuke je-jete hadden, dann konnte mär verstonn, dat Bugwethe och Mastfuder wohr. Doh dor Äschemetwoch, als Abstinenzdach, nit wiet wohr, wu-ed sich noch ens richtig sat-je-jete. Am Nammedach wuden Mutze jebacke. Eh Rezept jowet nit, dat jing noh Jutdönk. De Häffdeech met Rosingge kom en de Komp. Die wu-ed henger de Owespiep jesatt, dat dor Deech häuschkes op-jing. Die Komp met däm Deech wu-ed met nämm reene Afdrüjer toh-jedeckt. De Deech moßten mönkesmoot sinn, nit week on nit faß. En de jußisere Kasteroll wu-ed de Olich heetjemackt, om Owe. On dat de Olich nit öwer-schümte, kom jet selwer-jemacktes Schmalz en de heete Olich. Wenn dor Deech opjejange wohr, wu-ed met nämm Eteslöpel, de förher en de heete Olich getonkt wu-ede, de Deech en de Kasteroll en-jelote, eh betsche wu-ed met nämm Fenger nohjeholpe. De Eteslöpel wohr dat richtige Moot för die Mutze. Wenn nuh eh paar Stöck em heete Olich woren, moßten die och

noch watt jedrient wede, dat se nit mär van ehner Sitt jar wu-eden. Noh eh paar Menütte, so noh Jutdönk on Jeföhl, woren die Mutze dann sowiet, dat mär se ut demm Olich nehme konnt. Dan wu-eden se en de Seeh ge-läth, dat se af-droppe konnten. Die warme Mutze wu-den dan met jet Zucker öwer-streut on komen op ne Kuketeller. So fresch om Dösch wohr de Teller bold leer-jejriepe. Met Bugwethekuke on Mutze em Liew konnt mär dor Fastelowend jud öwer-stonn.

Christine Herdt

Die Bäckerei.

2159. Muzemandeln. Kölner Karnevalsgebäck. 125 g Butter rührt man glatt, gibt nach und nach 5 Eier, 375 g Mehl, 200 g Zucker, 100 g geriebene Mandeln und ½ Teelöffel Hirschhornsalz dazu, indem man von allen Zutaten immer nur ein wenig hinzugibt. Der Teig muß tüchtig gerührt werden, dann sticht man mit dem Teelöffel kleine längliche Klößchen ab und bäckt sie im Fettbade hellbraun.

„Die Mittelstadt ist den Bewohnern noch eine richtige Heimat"

Zur kommunalen Neuordnung der Jahre 1929/30

Die Diskussion über die kommunale Neugliederung ist eine Diskussion ohne Ende. Die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen und die damit verbundenen Veränderungen der Gesellschaft erforderten und erfordern eine stete Anpassung der kommunalen Grenzen an die sich wandelnden Gegebenheiten.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg erfolgte eine große kommunale Neuordnung, bei der sich die Städte auf Kosten ihres Umfeldes vergrößerten. Doch vielen Oberbürgermeistern ging die Ausdehnung des Stadtgebiets nicht weit genug, sie forderten eine abermalige Erweiterung. Aber die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse - der Krieg, die französische Besetzung, die Inflation - verdrängten das Problem in den Hintergrund. Erst als sich die politischen Verhältnisse stabilisierten, als die ökonomische Lage sich positiv gestaltete, lebte die Diskussion wieder auf, unterstützt und vorangetrieben von der preußischen Regierung. Die Rationalisierung in der Wirtschaft stand Pate bei der kommunalen Neugliederung in den 20er Jahren, denn durch eine geographische Reform sollte eine Vereinfachung und damit eine Verbilligung der Verwaltung erzielt werden. Der Düsseldorfer Regierungspräsident, dem die Neuordnung in seinem Bezirk oblag, gab auf einer Konferenz im Januar 1928 die Leitlinie seines Handelns an: „Jetzt gelte es, den gesamten Regierungsbezirk auf die zweckmäßigste Weise neu zu gliedern, etwa so, als ob die alten, zum Teil nur mehr historisch zu rechtfertigenden Verwaltungsgrenzen auf einen Augenblick weggedacht werden könnten. Wer im jetzigen Augenblick noch für die Erhaltung seines bestehenden Besitzstandes kämpfe, z.B. seine städtebaulich unzulängliche Stadt, seinen nicht mehr voll leistungsfähigen Kreis mit allen Mitteln erhalten wolle, verkenne völlig die Erfordernisse des Augenblicks, die auf eine möglichst zweckmäßige 'rationelle' Neuordnung hindrängten." Das bedeutete: Kleinere, nicht mehr leistungsfähige Gemeinden sollten zusammengelegt werden, und die Städte sollten abermals ihr Territorium durch zweckmäßige Erweiterungen abrunden.

Die Stadt Düsseldorf sah in der erneuten Diskussion die Chance, ihren alten Traum, eine Millionenstadt zu werden, Wirklichkeit werden zu lassen. Nach den Vorschlägen, die der Oberbürgermeister Lehr und der Beigeordnete Schilling präsentierten, sollten eingemeindet werden: auf der rechten Rheinseite Kaiserswerth, Wittlaer und Kalkum im Norden, Ratingen im Nord-Osten, Hubbelrath, Erkrath und Unterbach im Osten sowie Hilden, Benrath, Baumberg und Monheim im Süden. Auf der linken Rheinseite sollten Lank-Latum und Büderich im Norden sowie Nievenheim, Zons und Dormagen im Süden nach Düsseldorf kommen. Die Pläne riefen naturgemäß den Widerstand der unterschiedlichsten Interessengruppen und der betroffenen Städte und Gemeinden hervor. Nicht nur die Ratinger Zeitung sprach von „Utopien verwegenster Art", von „geistiger Überspannung". Die Ablehnung war allgemein. Zu den Opponenten gehörten in Ratingen die Parteien und Verbände ebenso wie die Stadtverwaltung. Auch die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung sprach sich gegen den Anschluß an die Nachbarstadt aus. Die Ratinger Zeitung faßte bereits am 25. Januar 1928 die Argumente aus Ratinger Sicht zusammen. Ratingen sei eine sehr entwicklungsfähige Industriestadt mit einer guten Infrastruktur. „In dieser Hinsicht würde

uns Düsseldorf bei einer Eingemeindung gar nichts Besseres bieten können. Im Gegenteil, die vernachlässigten heutigen Düsseldorfer Stadtteile Rath und Gerresheim berechtigen zu der Annahme, daß man uns als neues Randgebiet ebenso stiefmütterlich behandeln würde. Ein Boshafter könnte dieses auch in die Worte kleiden: Ratingen bedankt sich dafür, das Schicksal der heutigen Straßenbahnlinie 12 zu erleiden!"

Zudem fürchteten die Ratinger, keinen Einfluß mehr auf das Gemeindeleben nehmen zu können. Die wenigen Ratsmitglieder aus Ratingen gingen in der Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung unter. Auch wirtschaftlich bringe der Anschluß nichts, weil die Steuersätze am Rhein höher lägen als an der Anger. Der örtliche Mittelstand sah sich in seiner Existenz gefährdet, mußte doch seine begonnene Kampagne „Kauft am Platze" nach einer Eingemeindung ins Leere laufen. Zum Schluß des Artikels wurde auch die allgemeine Angst gegenüber dem Moloch Großstadt geschürt. Gegen die „verflachende Großstadtkultur" setzte der Autor die heimischen Eigenarten.

Kurz und knapp, aber nicht minder deutlich reagierte der Ratinger Heimatverein: „Der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege fühlt kein Bedürfnis, gegen Windmühlen zu kämpfen. Die maßlosen Eingemeindungspläne unserer landhungrigen Nachbarstadt richten sich selbst. Sollten aber doch Düsseldorfer Apostel vor den Toren unserer alten Bergischen Hauptstadt erscheinen, um uns zu ihrem Glauben zu bekehren, so werden die Dumeklemmer ihnen schon die nötige Antwort geben."

Stellung bezog auch der Direktor der Dürr-Werke, Wilhelm Weber. Für ihn stand fest, daß man „selbständige Gemeinden, die lebens- und entwicklungsfähig sind", nicht ohne zwingende Gründe zerschlagen dürfe. Denn: „Die Mittel- und Kleinstadt ist den Bewohnern noch eine wirkliche Heimat, für welche sie sorgen und arbeiten. Das Heimatgefühl ist aber ein Quell lebensvoller Kräfte, die den Antrieb bilden für die tätige Mitarbeit am Allgemeinwohl und nur dort fühlt sich der Bürger persönlich verantwortlich für seine Stadt." Die Mittelstadt böte zudem den Vorteil, daß die Bewohner die einzelnen Beamten kennen würden. Dadurch werde die Verwaltungsarbeit vereinfacht und ein fruchtbringendes Vertrauensverhältnis geschaffen. „Dies wird in sozialversöhnendem Sinn ganz besonders auch in der Wohlfahrtspflege wirksam." Einen weiteren Vorzug sah Weber darin begründet, daß „nur in der Mittel- und Kleinstadt von dem 'Selbstverwaltungsrecht' im richtig verstandenen Sinne gesprochen werden kann, während es sich in der Großstadt in das Gegenteil, in ein selbstherrliches Verwaltungsrecht des Stadtoberhauptes oder einiger weniger Personen ohne jede Anteilnahme des einzelnen Staatsbürgers verkehrt."

Seine Meinung war keineswegs die Auffassung eines Einzelgängers. In der Ratinger Industrie herrschte vielmehr Einigkeit in ihrer Ablehnung der Düsseldorfer Vorschläge. Die Hauptversammlung der Arbeitgeber-Vereinigung von Ratingen und Umgegend verabschiedete am 21. März 1928 einstimmig eine Resolution, in der es hieß:

„Wir lehnen eine Eingemeindung nach Düsseldorf einmütig und entschieden ab... Wir stellen ferner ausdrücklich fest, daß wir uns nicht nach Düsseldorf hingezogen fühlen und nicht dorthin streben, und sind mit der Verwaltung, der Bürgerschaft und dem Gewerbe der Stadt Ratingen darin vollkommen einig, daß wir nicht gewillt sind, die offensichtlichen .. Nachteile, die uns eine Eingemeindung nach Düsseldorf bringen würde, gegen unser aufblühendes Eigenleben einzutauschen. Wir wollen unsere Steuern auch in unserer Gemeinde zu unser aller Nutzen angelegt wissen und nicht - wie es bei einer Eingemeindung der Fall sein würde - im Kern von Düsseldorf und lehnen es ab, mithelfen zu sollen, Düsseldorfs Schulden zu decken und etwaige weitere kostspielige Projekte durchzuführen."

Zwar war die Ablehnung in Ratingen einhellig, doch es galt, um erfolgreich zu sein, die Düsseldorfer Argumente zu widerlegen. Zwei Gründe hatten Lehr und Schilling für die Eingemeindung Ratingens vorgebracht:

1. Die Ratinger Industrie sei schon immer mit Düsseldorf verbunden gewesen. Dies ginge allein aus vielen Firmennamen wie Düsseldorfer Eisenhüttengesellschaft oder Düsseldorf-Ratinger Röhrenkesselfabrik vorm. Dürr & Co. hervor. Zudem bewiesen auch die Pendlerzahlen, daß viele Arbeiter zwar in Ratingen wohnten, aber in Düsseldorf beschäftigt seien.

2. Ratingen, „in freier Höhenlage gelegen, von Wald und welligem Hügelgelände umsäumt", biete die besten Voraussetzungen für eine schöne Wohnvorstadt. „Eine weitere Industrialisierung - so die Stadt Düsseldorf - würde den landschaftlichen Charakter Ratingens zerstören."

Der Direktor der Dürr-Werke, den die Industrie- und Handelskammer (IHK) in Düsseldorf um eine Stellungnahme gebeten hatte, nannte die angeführten Gründe als „derart an den Haaren herbeigezogen, daß ich sie beim besten Willen und bei objektivster Betrachtung tatsächlich nicht als ernst gemeint ansehen kann". Das Argument, daß die Firmennamen schon die Verbundenheit der Ratinger Werke mit Düsseldorf belegten, sei falsch, denn drei der genannten Werke hatten bereits ihren Namen geändert - so firmierte die Düsseldorf-Ratinger Röhrenkesselfabrik schon längst unter Dürr-Werke. Lediglich die Düsseldorfer Eisenhüttengesellschaft und die Düsseldorfer Geldschrankfabrik Adolphs & Co. trügen noch aus alter Tradition Düsseldorf als Ort der Gründung im Firmennamen, doch ansonsten hätten auch diese Unternehmen keinerlei Beziehungen zur Rheinstadt. Andere Momente, die für eine enge Verbundenheit von Düsseldorf und Ratingen sprachen, sah Weber nicht.

Auch die Industrie- und Handelskammer argumentierte in ihrem Gutachten zur kommunalen

Neugliederung gegen die Düsseldorfer Behauptungen: Die Ratinger „Wirtschaft hat zwar Zusammenhänge mit der Düsseldorfer Wirtschaft, ist aber im übrigen selbständig... Keines der Ratinger Industriewerke hat etwa die Verwaltung in Düsseldorf; keines ist etwa durch die Gemeindegrenzen Ratingens und Düsseldorfs getrennt. Die Arbeitgeber der Gemeinden Ratingen, Eckamp und Eggerscheidt bilden eine eigene Arbeitgebervereinigung. Das Ratinger Gewerbe ist zu einem selbständigen Gewerbeverein vereinigt. Die Arbeitnehmer haben eigene und selbständige Ortsgruppen ihrer Gewerkschaften." Aus diesen Gründen schloß sich die große Mehrheit der Kammermitglieder dem Widerstand der Ratinger Industrie an und plädierte gegen den Anschluß Ratingens.

Zu der Absicht, Ratingen zur Wohntrabantenstadt von Düsseldorf zu machen, nahm der Ratinger Bürgermeister Max Scheiff eingehend Stellung. Scheiff hebt zuerst die hervorragende verkehrliche Anbindung der Stadt hervor. „Wie kann nun eine Stadt in solch günstiger, einzig dastehender Verkehrslage, die der Industrie günstigste Ansiedlungsmöglichkeit, beste Tarifbasis bietet, als reine Wohnstadt, oder gar Wohntrabantenstadt einer Großstadt, in Frage kommen! Das würde ja allem wirtschaftlichen Denken und den heutigen Anschauungen über die Lage einer reinen Wohnstadt geradezu zuwider laufen. Ratingen ist von Natur aus wie geschaffen, Industrie und Wirtschaft Unterkommen zu bieten." Scheiff betonte aber auch, daß die Gemeinde es nicht vergesse, „daß die Industrie von Menschen belebt wird und trifft darum rechtzeitig alle Vorkehrungen, um auch der sich ansiedelnden Industrie Wohngebiete in genügendem Umfange und günstiger Lage zur Verfügung stellen zu können."

Wenngleich die Ablehnung in Ratingen einmütig war, so brauchte die Stadt dennoch Verbündete, um die Düsseldorfer Pläne abwehren zu können. Auf ihrer Seite stand auf jeden Fall der Landrat von Chamier, der sich gegen die zu starke Ausdehnung Düsseldorfs auf Kosten der Landkreise Düsseldorf und Mettmann aussprach. Ebenso gehörten zur ablehnenden Front die rheinische Landwirtschaft, große Teile der Zentrumspartei, aber auch gewichtige Vertreter der Großindustrie. Ihr Sprachrohr, die Deutsche Bergwerkszeitung, begründete diese Haltung einerseits mit ökonomischen Gründen. Bei einer zu großen Ausdehnung der Städte können die Unternehmen nicht mehr aufs Land ausweichen, sie wären „dem Monopol der Städte auf Gnade und Ungnade ausgeliefert". Andererseits gab es überraschenderweise auch hier die weit verbreitete Großstadtfeindlichkeit: „In der Heimat, in der Gemeinde, schließt sich alles zusammen, was Herz und Gemüt erhebt und erbaut. Hier ruhen die Überlieferungen von Jahrhunderten, die den Gemeindemitgliedern heilig sind, die Überlieferungen der Väter. Nicht nur die Scholle ist dem Bauern heilig, ihm ist auch heilig das uralte, urdeutsche Recht der Selbstbestimmung und der Selbstverwaltung. Wenn die Regierung dulden würde, daß alles ohne Not zerstört und vernichtet, daß der Bauer, der stundenweit von der Großstadt, sogar von den allerletzten Häusern der Großstadt, entfernt seinen Acker baut, mit Gewalt an die Großstadt gekettet werde, dann würde das ein Verbrechen am Volke sein."

Düsseldorf hatte kaum Fürsprecher, dennoch gab es seinen Kampf nicht verloren. Auf einer Stadtverordnetenversammlung am 13. November 1928 wurden die weitreichenden Eingemeindungswünsche nochmals wiederholt. Als neues Argument brachte der Oberbürgermeister Lehr in die Debatte seine Befürchtung ein, daß bei einer zu starken Industrialisierung der Nachbarstadt „die gesunde und schöne Bewohnbarkeit der engeren Ratinger Umgebung" zerstört werde. Auch diese Ausführungen konnte Ratingen leicht widerlegen. Der bestehende Flächennutzungsplan gebot einer zu großen Ausdehnung der Industrie Einhalt.

Das beharrliche Festhalten an Maximalforderungen brachte Düsseldorf keinen Erfolg. Es erhielt weder das linksrheinische Gebiet noch Ratingen, Hilden oder die äußeren Randbezirke im Norden und Süden zugesprochen. Nach der Entscheidung des preußischen Innenministers, die im Juli 1929 vom Landtag gebilligt wurde, mußte sich Düsseldorf in der Hauptsache mit Kaiserswerth und Benrath begnügen. Ratingen behielt seine Selbständigkeit.

Als sich immer deutlicher abzeichnete, daß die Düsseldorfer mit ihren Vorstellungen scheitern würden, sah der Ratinger Bürgermeister den passenden Zeitpunkt gekommen, seinerseits Eingemeindungswünsche zu präsentieren. Bereits am 17. September 1925 hatte Ratingen einen Antrag auf Eingemeindung der Gemeinden Eckamp und Schwarzbach gestellt. Dieser wurde nun im Oktober 1928 wiederholt. So sollte auch ein Übergreifen Düsseldorfs über Rath hinaus verhindert werden. Positiv gewendet, ging es Max Scheiff um die Steuergelder der Rheinischen Spiegelglasfabrik, die in der Gemeinde Ekkamp lag. Da 54 Prozent der Belegschaft, die aus 593 Angestellten und Arbeitern bestand, in Ratingen wohnte und somit die städtischen Einrichtungen in Anspruch nahm, schien dem Bürgermeister sein Wunsch nur recht und billig zu sein.

Ratingen erzielte mit seinem Vorstoß die gleiche Reaktion wie die Düsseldorfer: die Betroffenen lehnten ab. In einer Gemeinderatssitzung am 25. Juli 1929 äußerte der Vertreter der bürgerlichen Parteien seine Befürchtung, daß Ratingen die Außenbezirke vernachlässigen werde, wie es früher bei Tiefenbroich der Fall gewesen wäre. Weil die Ratinger Steuersätze höher waren, war besonders der Grundbesitz gegen die Eingemeindung eingestellt. Einzig und allein der Vertreter der Linken, Küx, sprach sich für Verhandlungen aus, denn die Entscheidung der Regierung sei bereits pro Ratingen ausgefallen. Es sei daher besser, über die Anschlußbedingungen zu verhandeln, als auf einer ablehnenden Haltung zu beharren, obwohl man nichts mehr bewirken könne. Küx konnte die Mehrheit nicht überzeugen. Mit 8 zu 4 Stimmen gab der Eckamper Gemeinderat seine Ablehnung zu Protokoll.

Für den Ratinger Bürgermeister war diese Haltung geprägt „von höchst egoistischen, der Allgemeinheit nicht dienenden Motiven". Er betonte, daß die Nachbargemeinde nur deshalb finanziell so günstig dastünde, weil Ratingen die Lasten Eckamps mittrage. Scheiff blieb aber optimistisch, daß das Staatsministerium für Ratingen entscheiden werde. Er sollte Recht behalten. Im Mai 1930 wurde die Gemeinde Eckamp einschließlich Tiefenbroich nach Ratingen eingemeindet. Das Stadtgebiet vergrößerte sich damit von 700 auf 2200 Hektar, und die Einwohnerzahl stieg von 16000 auf 18500.

Die Eingemeindung von Eckamp nach Ratingen war Teil eines großen Ganzen. Durch den Anschluß Kaiserswerths nach Düsseldorf, der Gemeinden Huckingen, Mündelheim und Serm nach Duisburg blieben von den Bürgermeistereien Kaiserswerth, Angermund und Eckamp nur Fragmente übrig. Eine Neuordnung war dringend erforderlich.

Nach Ansicht der Ratinger Zeitung waren die Gemeinden Lintorf, Schwarzbach, Crumbach, Homberg, Eggerscheidt, Hösel etc. alle auf Ratingen ausgerichtet. Es sei daher nur vernünftig, diese in einem Amte zu vereinigen, dessen Sitz in Ratingen sein sollte. Das Ministerium bevorzugte nicht diese vorgeschlagene Großlösung, sondern vereinigte die Gemeinden in zwei Ämtern. Im neu geschaffenen Amt Ratingen-Land waren Wittlaer, Bockum, Kalkum, Angermund, Lintorf, Breitscheid, Hösel und Eggerscheidt zusammengefaßt, während im Amt Hubbelrath u.a. Homberg, Meiersberg, Schwarzbach und Crumbach zu finden waren.

Die Entscheidung über den Amtssitz überließ das Staatsministerium dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der sich aus Kostengründen für den ehemaligen Verwaltungssitz der Bürgermeisterei Eckamp entschied, der in Ratingen an der Kreuzung Mülheimer Straße/Hauser Allee lag. Der Beschluß löste eine lebhafte Diskussion aus, die jahrelang anhielt, befand sich der Amtssitz doch im „Ausland". Aber bei aller Ablehnung des Ratinger Standorts konnte keine Einigung über den rechten Ort erzielt werden. Die Angermunder plädierten für Angermund, die Lintorfer für Lintorf und die Bewohner von Hösel hatten auch ihre eigenen Vorstellungen. So blieb zunächst alles beim alten. Erst 1950 erfolgte der Umzug ins neue Rathaus nach Lintorf, und das Amt änderte seinen Namen. Aus Ratingen-Land wurde nun Angerland.

Die kommunale Neugliederung der Jahre 1929/30 hatte im Ratinger Raum für mehrere Jahrzehnte Bestand. Erst 1975 erfolgte eine abermalige Änderung der Stadtbezirke. Düsseldorf erreichte endlich die Eingemeindung seines Nordens (Angermund, Kalkum, Wittlaer), während Ratingen die umliegenden Gemeinden der Ämter Angerland und Hubbelrath erhielt und sich dadurch gewaltig ausdehnte. Wie lange diese Neuordnung Bestand haben wird, bleibt abzuwarten.

Dr. Klaus Wisotzky

Ratingen - Sitz der Kreisverwaltung?

Kreis Mettmann mit dem Verwaltungssitz Mettmann, das klingt einleuchtend, der Zusammenhang ist eindeutig. Geht man von der Größe, der Bevölkerungszahl und der wirtschaftlichen Bedeutung der kreisangehörigen Städte aus, mag es vielleicht doch verwundern, daß sich beispielsweise weder in Velbert noch in Ratingen der Sitz der Verwaltung des Kreises befindet. Es stellt sich daher schon die Frage, welche mögliche Rolle Ratingen bei der Entscheidung über den Kreissitz spielte. Dazu blicken wir zurück in die Verwaltungsgeschichte des heutigen Kreises und seiner Rechtsvorgänger.

Diskussionen hat es in der Vergangenheit immer wieder einmal gegeben, sei es bei der Verlegung des Kreissitzes von Mettmann nach Vohwinkel, nach der kommunalen Neugliederung 1929, bei den Bemühungen der NSDAP-Kreisleitung in der NS-Zeit oder auch bei der Entscheidung über den endgültigen Sitz der Verwaltung Anfang der fünfziger Jahre.

Im Jahr 1935 meldete sich Ratingen wegen der Verlegung des Kreissitzes zu Wort. Diese Tatsache soll mit diesem Beitrag beleuchtet werden.

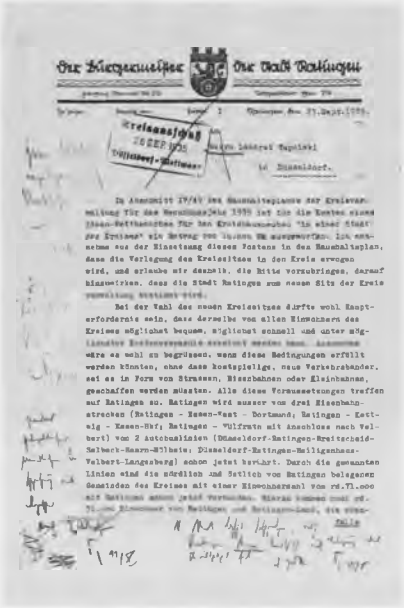
Im Jahr 1929, zum 1. August, erfolgte die Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Durch Zusammenschluß der Restkreise Düsseldorf (Sitz in Düsseldorf), Mettmann (Sitz in Vohwinkel) und Essen wurde der Landkreis Düsseldorf-Mettmann gebildet[1]. Die Frage nach dem künftigen Kreissitz spielte eine erhebliche Rolle. Von mindestens vier Städten (Mettmann, Velbert, Wülfrath und eventuell Ratingen) war der Sitz innerhalb des Kreises umkämpft. Grundsätzlich wurde der Standpunkt vertreten, daß der Sitz der Kreisverwaltung in den Kreis gehört. Verkehrsmäßig war das neue Gebiet nur sehr einseitig erschlossen: in die Richtungen Düsseldorf und Wuppertal. Der Mettmanner Kreistag hatte noch am 23. Juli 1929 eine Resolution bei Stimmenthaltung der kommunistischen Partei angenommen, daß der Kreis Mettmann in den neuen Landkreis die bei weitem überwiegende Einwohnerzahl und Steuerkraft einbrächte. Sein Name sollte seiner Zusammensetzung nach Mettmann-Düsseldorf und *nicht* Düsseldorf-Mettmann lauten[2]. In Düsseldorf war aber bereits das geeignete Verwaltungsgebäude vom Kreis Düsseldorf vorhanden, das dem neuen Kreis durch die Eingemeindung nicht wie in Vohwinkel verloren ging. Die Wahl des Kreissitzes im Kreismittelpunkt hätte die Errichtung eines neuen Gebäudes erforderlich gemacht.

Unter Berücksichtigung aller finanziellen Auswirkungen einer Verlegung wird noch 1929 aus Sparsamkeitsgründen das außerhalb des Kreises liegende Düsseldorf als Kreissitz bestimmt.

Die NSDAP-Kreisleitung griff das Thema wieder auf, da sie das Ziel verfolgte, die in Mettmann untergebrachte Kreisleitung „Niederberg“ und den Sitz der Verwaltung des Kreises in einer Stadt innerhalb dieser Gebietskörperschaft zusammenzulegen. Ihre Absicht war es auch, eine Änderung des Kreisnamens zu erreichen. Analog zum Oberbergischen Kreis sollte der Name „Niederbergischer Kreis“ geführt werden.

In der Kreisausschußsitzung vom 2. November 1937 gab Landrat Dombois aber den Mitgliedern von dem Erlaß des Oberpräsidenten Kenntnis, wonach von einer Änderung des Kreisnamens einstweilen Abstand genommen wurde[3].

Diese Aktivitäten der Partei, vor allem aber ihres Kreisleiters Dr. Peter Berns, veranlaßte die Städte Wülfrath und Mettmann, sich 1934 erneut um den Verwaltungssitz zu bemühen[4]. Die NSDAP hatte sich für Mettmann entschieden. Dennoch kam in die Diskussion um eine Verlegung des Landratsamtes wieder Bewegung. Der Kreissausschuß behandelte in seiner Sitzung am 3. Juli 1935 den Neubau eines Kreishauses. Auf einen Ort legte man sich noch nicht fest[5]. Auch im Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1935 fand dies Berücksichtigung. Unter IV/49 heißt es: „Kosten eines Ideenwettbewerbes f. d. Kreishausneubau in einer Stadt des Kreises. Voranschlag für 1935: 10.000.- RM“[6]. Ergänzend heißt es dazu: „Es bedarf keiner Erläuterung, daß der Kreissitz in den Kreis gehört. Der Betrag von 10.000,- RM wird angefordert, um Projekte für ein Kreishaus auszuarbeiten“[7].



Brief des Ratinger Bürgermeisters Wendt an Landrat Tapolski

Auf diesen Vorgang bezog sich der Ratinger Bürgermeister Wendt, als er Landrat Tapolski bat, die Stadt zum neuen Sitz der Kreisverwaltung zu bestimmen[8]. Als vorrangiger Beweggrund lag auf der Hand, daß diejenige Kreisstadt, der der Sitz zufallen würde, von einer Verlegung von Düsseldorf in den Kreis für sich einen großen mittelbaren finanziellen Erfolg erhoffte. Dies geht auch

Ratingens Bürgermeister Wendt bei der Grundsteinlegung für die „Jubiläumssiedlung" an der Eupenstraße (heute: Kolpingstraße)

aus dem Schreiben Wendts hervor, das zugleich eine knappe Zustandsbeschreibung der Stadt Mitte 1935 darstellt. Im einzelnen heißt es:

„... erlaube mir deshalb, die Bitte vorzubringen, darauf hinzuwirken, dass die Stadt Ratingen zum neuen Sitz der Kreisverwaltung bestimmt wird.

Bei der Wahl des neuen Kreissitzes dürfte wohl Haupterfordernis sein, dass derselbe von allen Einwohnern des Kreises möglichst bequem, möglichst schnell und unter möglichster Kostenersparnis erreicht werden kann. Ausserdem wäre es wohl zu begrüssen, wenn diese Bedingungen erfüllt werden könnten, ohne dass kostspielige, neue Verkehrsbänder, sei es in Form von Strassen, Eisenbahnen oder Kleinbahnen, geschaffen werden müssten. Alle diese Voraussetzungen treffen auf Ratingen zu. Ratingen wird ausser von drei Eisenbahnstrecken (Ratingen - Essen-West - Dortmund; Ratingen - Kettwig - Essen Hbf; Ratingen - Wülfrath mit Anschluss nach Velbert) von 2 Autobuslinien (Düsseldorf - Ratingen - Breitscheid - Selbeck - Saarn - Mülheim; Düsseldorf - Ratingen - Heiligenhaus - Velbert - Langenberg) schon jetzt berührt. Durch die genannten Linien sind die nördlich und östlich von Ratingen gelegenen Gemeinden des Kreises mit einer Einwohnerzahl von rd. 71.000 mit Ratingen schon jetzt verbunden. Hierzu kommen noch rd. 31.000 Einwohner von Ratingen und Ratingen-Land, die ebenfalls schon jetzt ausschliesslich nach Ratingen orientiert sind.

Der Kreis zählt etwa 173.000 Einwohner. Somit sind durch die bereits bestehenden Verkehrsmittel 102.000 Einwohner, d.h. rd. 60% der Kreisbevölkerung, schon jetzt mit Ratingen durch bequeme Verkehrsmöglichkeiten verbunden. Hierzu kommen noch die Einwohner der Gemeinden Erkrath und Hilden, die über Düsseldorf ebenfalls bequeme Verkehrsmöglichkeiten nach Ratingen haben. Der Prozentsatz der Kreiseingesessenen, für die Ratingen als gelegenster Kreissitz in Frage käme, ist deshalb mit etwa 60 - 70% nicht zu hoch gegriffen.

2 weitere Autobuslinien (Ratingen - Mettmann - Gruiten - Haan und Ratingen - Erkrath - Hilden) würden genügen, um auch die restlichen Gemeinden des Kreises gut mit Ratingen zu verbinden.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung dürfte schliesslich noch die Nähe Düsseldorfs sein, wo alle einschlägigen Bezirksbehörden (Regierung, Verwaltung des Provinzialverbandes, Landesbank, Oberlandesgericht, Reichspostdirektion u.a.m.) ihren Sitz haben. Hierdurch wird einmal der Kreisverwaltung von Ratingen aus eine bequeme Fühlungnahme mit diesen Behörden ermöglicht, andererseits besteht für die Kreisbevölkerung die Möglichkeit, gleichzeitig mit dem Aufsuchen der Kreisbehörde leicht und bequem evtl. Termine oder Vorsprachen bei den Düsseldorfer Behörden verbinden zu können, wodurch erhebliche Zeit- und Kostenersparnis von einem ganz beachtlichen Ausmasse gewährleistet ist.

Landrat Tapolski (1897 - 1966)
Landrat des Kreises Düsseldorf-Mettmann von 1931 bis 1937

Da Ratingen schon jetzt Sitz einer ganzen Anzahl von Behörden (Amtsgericht, Katasteramt, Zollamt, Arbeitsamt u.a.m.) ist, liegt auch hier der Vorteil offensichtlich, dass, falls Ratingen zukünftiger Kreissitz wird, ein grosser Teil der Kreisbewohner seine Angelegenheiten gleichzeitig bei mehreren Behörden am Orte bequem erledigen kann. Auch diese Tatsache dürfte im Hinblick auf die von höchsten Regierungsstellen erstrebte Zentralisation von ganz besonderer Bedeutung sein.

Schliesslich erfüllt Ratingen auch in kultureller und sonstiger Beziehung alle nur denkbaren Voraussetzungen. Das Schulwesen ist gut ausgebaut. Ratingen besitzt neben anerkannt guten Volksschulen ein Realprogymnasium, eine höhere evangelische Mädchenschule, ein katholisches Lyzeum für Mädchen, eine landwirtschaftliche Schule, ausgebaute Berufsschulen für Knaben und Mädchen.

Die Verbindung mit der Aussenwelt und den grossen Verkehrslinien, sei es Eisenbahn oder Luft, ist gleichfalls die beste. In kürzester Zeit ist Düsseldorf oder Essen bezw. das Ruhrgebiet und somit der Anschluss an den Weltverkehr erreicht. Die Umgebung der Stadt mit ihren Wäldern bis an die Ruhr und ihren von nah und fern gern besuchten Naturschönheiten (Angertal, Schwarzbachtal usw.) trägt dazu bei, einen Besuch von Ratingen besonders wünschenswert erscheinen zu lassen, und kann auch so den Einwohnern des Kreises neben der Regelung der Angelegenheiten bei Behörden Stunden der Erholung bieten.

Daneben ist Ratingen infolge des Darniederliegens mehrerer Werke und seiner industriellen Eigenart durch Wirtschaftskrisen härter von grösster Not betroffen worden als jede andere Stadt des Kreises. So würde mit einer Verlegung des Kreissitzes nach Ratin-

gen auch eine soziale Tat vollbracht werden.

Ich darf wohl erhoffen, dass meiner Bitte eine wohlwollende Überprüfung zuteil wird."[9]

Den Randbemerkungen ist zu entnehmen, daß Landrat Tapolski beabsichtigte, mit dem Bürgermeister die Angelegenheit „gelegentlich mündlich" zu besprechen, um ihm dann mitzuteilen, „daß Ratingen keine Aussicht auf Erlangung des Kreissitzes"[10] hätte.

Im Ministerialblatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern wurde der Runderlaß vom 27. Dezember 1935 veröffentlicht, der die öffentliche Erörterung des Verlegens von Kreissitzen verbot.[11]

Der Ideenwettbewerb zur Erlangung von Vorentwürfen für ein Verwaltungsgebäude, nun in Mettmann, wurde 1936 durchgeführt und verursachte Kosten in Höhe von 8.250,- RM.[12]

Am 18. März 1939 ging Landrat Dombois der Bescheid des Düsseldorfer Regierungspräsidenten zu, der „unter den gegenwärtig gegebenen Verhältnissen eine Verlegung nicht für durchführbar" hielt.[13]

Der Beginn des Krieges im September 1939 beendete dann vorerst die Diskussionen. Als aber Fliegerangriffe im August und September 1942 das Kreishaus in Düsseldorf weitgehend zerstörten, reagierte die NSDAP rasch und verlegte unverzüglich das Landratsamt nach Mettmann.

Im Jahr 1950 begann die erneute Erörterung der Kreissitzfrage - Mettmann war immer noch nicht „endgültiger" Verwaltungssitz. Der Hauptausschuß des Kreises Düsseldorf-Mettmann behandelte am 18. Januar 1951 diesen Punkt gemeinsam mit den Bürgermeistern, Stadt-, Amts- und Gemeindedirektoren. Die Ratinger Teilnehmer äußerten sich in dieser Sitzung. Bürgermeister Bongartz, Angerland: „...Im Augenblick ist er nicht in der Lage, die Meinung des Amtes Angerland bekanntzugeben. Seiner persönlichen Meinung nach ist die Stimmung der Bevölkerung, wie sie gelegentlich in Besprechungen festgestellt

Landrat Dombois (1890 - 1982)
Landrat des Kreises Düsseldorf-Mettmann von 1937 bis 1945

wurde, für Düsseldorf".[14] Bürgermeister Tack, Ratingen: „...daß die Kreisverwaltung aus Gründen des Zusammenhaltes des Kreises in Mettmann verbleiben möge. Verkehrsmäßig gesehen läge Ratingen näher an Düsseldorf, was aber keine allzugroße Rolle spiele. Verkehrstechnisch und zeitlich gesehen, sei auch gut nach Mettmann zu kommen. Nach seiner Auffassung dürfte die Meinung der Bevölkerung 50:50 sein"[15]. Zum Beitrag des Ratinger Kreistagsabgeordneten Zöllig heißt es in der Niederschrift: "... darum müßte klar und umsichtig überlegt und jedes Gefühl ausgeschaltet werden . Im Gegensatz zu den Äußerungen des Bürgermeisters in Ratingen erklärt Abg. Zöllig, daß die Bevölkerung Ratingens 100%ig für die Verlegung des Kreissitzes nach Düsseldorf stimmen wird."[16].

Der Ratinger Stadtdirektor Dr. Hallauer sprach sich auch für Mettmann aus. Im Zusammenhang mit der Kreissparkasse Düsseldorf hält das Protokoll seine Äußerungen fest: „daß er dem Verbandsvorsteher und Präsidenten des Rhein. Sparkassen- und Giroverbandes Schäfer die Frage vorgelegt habe, ob die Möglichkeit bestände, die Kreissparkasse aus Düsseldorf zu verdrängen. Präs. Schäfer habe hierauf mit einem klaren Nein geantwortet. Herr Dr. Hallauer steht auf dem Standpunkt, daß, wenn die Kreissparkasse verlegt würde, nicht 80% der Sparer abspringen, sondern ein großer Teil der Sparer weiterhin bei der Kreissparkasse bleiben würde"[17].

Auf der Grundlage dieser Hauptausschußsitzung behandelten die Stadt- und Amtsvertretungen einige Wochen später den künftigen Ort der Kreisverwaltung. Die Stadtvertretung von Ratingen und die Amtsvertretung des Amtes Angerland entschieden sich einstimmig für Düsseldorf als Kreissitz[18].

Die Entscheidung über den endgültigen Sitz der Verwaltung fiel 1953 im Kreistag zugunsten von Mettmann. Das neue Verwaltungsgebäude konnte im Jahr 1958 bezogen werden.

In den vergangenen 35 Jahren hat es dennoch Versuche gegeben - wenn auch nur zaghafte - eine erneute Änderung einzuleiten, allerdings ohne einen sichtbaren Erfolg.

Anmerkungen

1) Preußische Gesetzsammlung, 1929, S. 91 - 137
2) Protokoll Kreistag Mettmann, 23. 7. 1929. Kreisarchiv Mettmann (KAMe), ME 947
3) Neuigkeiten aus alter Zeit. Der Kreis Mettmann u.d. Geschichte seiner 10 Städte. Hrsg. Kreis Mettmann. Meinerzhagen 1991; Kreisteil S. 37; vgl. auch Protokoll Kreisausschuß, 2. 11. 1937. KAMe
4) KAMe, ME 947
5) Protokoll Kreisausschuß, 3. 7. 1935, KAMe
6) Haushaltsplan des Landkreises Düsseldorf-Mettmann für 1935, S. 13, KAMe
7} ebenda, S. 51, KAMe
8) KAMe, ME 947
9) ebenda, KAMe
10) ebenda, Randbemerkungen von Landrat Tapolski, KAMe
11) RMBliV, 1936, S. 19; Protokoll Kreisausschuß, 14. 1. 1936, KAMe
12) Haushaltsplan des Landkreises Düsseldorf-Mettmann für 1938, S. 15, KAMe
13) KAMe, ME 3405; Protokoll Kreisausschuß, 23. 3. 1939, KAMe
14) KAMe, ME 942, Niederschrift vom 18. 1. 1951, S. 7, KAMe
15) ebenda, S. 10, KAMe
16) ebenda, S. 10, KAMe
17) ebenda, S. 14, KAMe
18) KAMe, ME 942

Ulrich Rauchenbichler, M.A.

Fremde unter uns

Wir leben auf einer unruhigen Erde

Geologisch wurde in langen Zeiträumen Meeresboden zu Hochgebirge, aus festem Land wurde Meeresboden. Unser Leben ist zu kurz, so daß wir diese Veränderungen nicht bemerken.

Zu allen Zeiten wanderten Völker über diese Erde und wechselten ihre Lebensräume, angefangen mit Abraham und seiner Großfamilie bis hin zu den weiten Wanderungen der Goten und Langobarden, den Zügen asiatischer Völkerstämme, den Arabern und schließlich zum Exodus der Hugenotten.

Deutsche wandern aus im 19. Jahrhundert

Kaum einer denkt daran, daß im 19. Jahrhundert fünf Millionen junge Deutsche auswanderten, weil der Boden keine ausreichenden Erträge mehr abwarf und sie ohne Zukunftsperspektiven waren. Wer weiß, daß z.B. Pfalzdorf bei Kalkar von jungen pfälzischen Auswanderungswilligen gegründet wurde, die von den Niederländern an der Grenze zurückgewiesen worden waren, weil sie die für die Überfahrt nach Amerika benötigten Geldmittel nicht nachweisen konnten.

Fremde wandern nach Deutschland ein - „Wirtschaftsflüchtlinge" auf beiden Seiten

Nur wenige ältere Bürger aus dem Industriegebiet erinnern sich noch, daß mit der zunehmenden Industrialisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts Italiener, Polen, Ungarn und andere Menschen verschiedenster Nationalitäten, insgesamt etwa fünf Millionen, in unser Land kamen, um hier ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Sowohl die auswandernden Deutschen als auch die fremden Zuwanderer waren nach heutigem Sprachgebrauch „Wirtschaftsflüchtlinge". Alle diese Fremdem sind längst voll integriert, nur ihre Hausnamen deuten die fremde Herkunft an. Ich erinnere mich, daß es in den zwanziger Jahren z.B. in Oberhausen noch eine polnische Kirchengemeinde mit Gottesdiensten in polnischer Sprache gab.

Die große Binnenwanderung im 2. Weltkrieg

Während des Zweiten Weltkrieges und kurz vor seinem Ende vollzog sich in Deutschland eine sehr große Binnenwanderung. Die Städte waren zu 60-80% zerstört, und die Einwohner wurden evakuiert, d. h. in Landgebiete umgesiedelt. Sicherlich zog es nach dem Kriege viele wieder in die alte Heimat zurück, manche aber blieben auch in der neuen Heimat und wurden dort eingegliedert.

Flüchtlinge und Vertriebene in unserer Stadt

Die größte Wanderung vollzog sich nach dem Krieg, als acht Millionen Flüchtlinge und Vertriebene in das restliche Bundesgebiet, vor allem nach West- und Süddeutschland, kamen, um dort endgültig seßhaft zu werden.

1946 gab es in
Ratingen-Stadt 1.150 Flüchtlinge
in Ratingen-Land (Amtsbezirk) 1.192 Flüchtlinge.

Trotz der bestehenden erheblichen Wohnungsnot konnten die meisten in Wohnungen untergebracht werden. Immerhin mußten
in Ratingen-Stadt 158
in Ratingen-Land 116
Flüchtlinge in Notunterkünften untergebracht werden. Da, wo jetzt das große Mannesmann-Rechenzentrum in Lintorf steht, befanden sich Barackenunterkünfte für Flüchtlinge. Andere waren im „Haus Bethesda" untergebracht, dem heutigen Verwaltungsgebäude des Fliedner-Krankenhauses.

Bis 1952 war die Zahl der Flüchtlinge

in Ratingen-Stadt auf 3.472 Personen,

in Ratingen-Land auf 1.978 Personen angewachsen.

Spannungen zwischen Einheimischen und Zuwanderern

Damals litten alle Menschen unter dem Mangel an Wohnraum, Kleidung und Nahrungsmitteln. Daher war die Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen in dieser großen Zahl eine besondere Belastung für die einheimische Bevölkerung. Dennoch wurde diese Not von den meisten mit großem Verständnis getragen. Doch, wer teilt schon gerne seine Wohnung mit wildfremden Menschen!

Es war eine großartige Leistung unseres Landes, daß 1955 alle Lager von Flüchtlingen und Vertriebenen frei waren. In dieser Zeit wurden sehr viele Wohnungen gebaut, einfache Wohnungen, die heute nicht mehr den Ansprüchen genügen würden.

Doch Spannungen zwischen den zugewanderten Menschen aus den Ostprovinzen und den Einheimischen bestanden noch lange Zeit fort. Dazu ein Beispiel: Als ich 1950 nach Lintorf versetzt und mit der Leitung der evangelischen Volksschule beauftragt wurde, besuchte ich, wie es üblich war, auch alteingesessene Familien im Ort. Da wurde ich denn gefragt, woher ich käme. „Aus Duisburg" , war meine Antwort. „Nein, woher stammen Sie, möchten wir wissen". - „Ich bin Westfale, im Sauerland sind meine Voreltern zu Hause." - „Gott sei Dank, dann sind Sie kein Östler", war die Erklärung. Als Westdeutscher wurde ich von ihnen akzeptiert.

Nun ist es ganz natürlich, daß man Fremden gegenüber mißtrauisch und vorsichtig ist. Jeder, der einmal in einen anderen Stadtteil umgezogen ist, kennt das. Die neuen Nachbarn sind neugierig, vorsichtig, und man ist auch selber zunächst ebenso kritisch und zurückhaltend. Dieses Verhalten ist durchgängig auch im Tierreich üblich. Selbst einem harmlosen bunten Ball gegenüber verhalten sich Pferde und selbst Primaten vorsichtig, nähern sich ihm allmählich, beschnuppern das Ding, stoßen es schließlich an, um seine Reaktion zu erproben.

Spannungen zwischen Einheimischen und Fremden-Lösemöglichkeiten

Ähnlich ist auch unser Verhalten den Ausländern gegenüber. Man begegnet ihnen zunächst mit Neugier und Vorsicht. Nicht anders verhalten sich die Ausländer. Wer allerdings um diese Verhaltensweise weiß, wird die Scheu ablegen und trotz aller Verschiedenheit von Aussehen, Kleidung und Sprache in dem anderen den Menschen sehen, der im Grunde seines Wesens uns doch sehr ähnlich ist. Er wird ihn als einen gleichwertigen Menschen behandeln. Nur so wird das Entstehen von Feindschaft und Aggression verhindert.

Von der Andersartigkeit der Fremden und den Veränderungen bei uns

Durch meine Tätigkeit beim Schulamt für die Stadt Dortmund hatte ich reichlich Gelegenheit, mit Ausländern Kontakte zu pflegen, und zwar mit ausländischen Lehrern, mit Eltern und Schülern. Ich habe ihre großen Schwierigkeiten kennengelernt, die in einer ihnen so fremden Welt entgegenstanden. Das war besonders bei den Muslimen der Fall, wenn sie aus Gewissensgründen sich dagegen wehrten, daß Jungen und Mädchen gemeinsam am Schwimmunterricht oder am Sport teilnahmen. Für strenggläubige Muslime ist es auch ein ernstes Problem, daß Jungen und Mädchen in der gleichen Berufsschulklasse sitzen. Wir sollten aber auch nicht vergessen, daß auch unsere Mädchen noch in das Mädchen-Lyzeum und die Jungen in das Jungen-Gymnasium gingen, daß vor 100 Jahren Frauen nicht zum Studium an Universitäten zugelassen wurden. Es ist auch noch gar nicht so lange her, daß die Jungen in der Schule Raumlehre-Unterricht, die Mädchen in dieser Zeit Handarbeitsunterricht hatten. Und was die andersartige Kleidung mancher Ausländer angeht, so kann ich heute nur schmunzelnd erwähnen, daß vor etwa 40 Jahren mein Schulrat bei einem Besuch empört darüber war, daß eine Lehrerin der Schule Hosen trug. Hüten wir uns, den Menschen nach seinem Äußeren zu bewerten!

Gefahr von Verallgemeinerungen: „Die Ausländer" - „Die Einheimischen"

Wer Kontakt mit Ausländern hat, wird bald auch ihren Wert als Menschen erkennen. So ist mir eine einfache tunesische Familie in Erinnerung, deren 10 Kinder vorbildlich erzogen sind und auch gute berufliche Qualitäten erwiesen haben. Zwei Töchter wurden Krankenschwestern, eine davon OP-Schwester, was auf besondere Fähigkeiten und ein großes Verantwortungsbewußtsein schließen läßt. Ein Sohn beherrscht vier Sprachen und ist in einem guten Hotel tätig. Es ließen sich viele Fälle aufführen, bei denen Ausländer durch Intelligenz und Fleiß zu guten beruflichen Erfolgen gelangt sind. Hüten wir uns auch hier vor Verallgemeinerungen: Es gibt nicht die Ausländer oder die Deutschen, es gibt nur Menschen, die durch Anlagen und Umwelt geprägt sind.

Die Bedeutung von Ausländern für unsere Wirtschaft und unser Sozialwesen

Mit der Frage, was Ausländer für unsere Wirtschaft bedeuten, bekommt die Ausländerproblematik ein besonderes Gewicht. Die Statistik läßt sehr deutlich werden, daß ohne Ausländer unsere Wirtschaft nicht funktionsfähig wäre, es sei denn, die Deutschen würden wöchentlich mindestens zwei Stunden mehr arbeiten und auch in weniger begehrten Berufen tätig werden, was aber mit Sicherheit nicht der Fall sein wird. Nach amtlichen Angaben sind in Gießereien 23%, im Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe 23%, in Krankenhäusern 19%, im Bergbau 15%, in der Eisen- und Stahlerzeugung 14%, im Bauhauptgewerbe 13%, in der Elektrotechnik 13%, im Straßenfahrzeugbau 16% ausländische Arbeitskräfte tätig.

Wenn die Zahlungen dieser ausländischen Mitarbeiter fehlten, sähen Arbeitslosenversicherung, Renten- und Krankenversicherungen sehr schlecht aus. Diese Ausländer tragen durch ihre Arbeit und Zahlung von Beiträgen zur Sicherheit unseres Sozialwesens entscheidend bei.

Zuwanderung und demographische Situation unserer Gesellschaft

Die Spätaussiedler und Umsiedler aus Rußland, Rumänien und den Balkanländern sind aber auch dadurch eine Bereicherung unserer Bevölkerung, weil es sich meist um junge Menschen handelt, die auch ihre Kinder mitbringen, die uns fehlen. Ohne diesen Zuwachs durch Zuwanderung sähe die demographische Situation unseres Volkes noch bedrohlicher aus.

Finanzielle Bedeutung der Zuwanderung

Die Zuwanderung ausländischer Familien erweist sich also nicht als Belastung in finanzieller Hinsicht, wie gemeinhin angenommen wird, sondern bedeutet auch echten Gewinn. Dies wird deutlich bei einer Gegenüberstellung von Kosten und Gewinnen die durch die Zuwanderungen entstehen:

Kosten für Überbrückungs- und Starthilfen (von Sprachkursen bis Sozialhilfe) an Zuwanderer 16 Mrd. DM

In der gleichen Zeit leisteten die in den Arbeitsprozeß eingegliederten Zuwanderer an Steuern und Sozialabgaben 29 Mrd. DM

Einheimische profitierten vom Zuwandereffekt und zahlten höhere Steuern und Sozialabgaben in Höhe von 25 Mrd. DM

Durch Mehrbeschäftigungen infolge des Zuwandereffektes entstanden Einsparungen an Sozialausgaben in Höhe von 3 Mrd. DM

Den Ausgaben von 16 Mrd. DM stehen gegenüber 57 Mrd. DM, so daß durch die Zuwanderung ein Gewinn von 41 Mrd. DM entsteht.

Diese Rechnung gilt natürlich nur für die echte Zuwanderung. Das Asylantenproblem kann nicht durch offene Grenzen und keinesfalls durch Deutschland allein gelöst werden. Hier sind alle Industrienationen aufgefordert, den Entwicklungsländern in solch einem Maße Hilfe zu leisten, daß die Jugend in diesen Ländern Zukunftsperspektiven hat und der Drang, auszuwandern, aufhört.

Wir sollten aber nicht vergessen, daß auch Deutsche einst auswanderten, weil sie keine Zukunftsperspektiven hatten.

Zusammenfassung

Deutschland braucht Ausländer. Ohne sie würden gewisse Wirtschaftszweige zusammenbrechen.

Deutschland muß offen sein für politische Flüchtlinge. Deutsche Flüchtlinge haben ähnliche Nöte in der Hitlerzeit erfahren.

Deutschland kann wegen seiner Bevölkerungsdichte keine uneingeschränkt offenen Grenzen haben. Das würde weder unserem Volke noch den Zuwanderern eine Hilfe sein.

Wir aber sollten jedem Fremden mit der gleichen Menschlichkeit begegnen, die auch wir untereinander pflegen.

Bei allem Respekt vor der Andersartigkeit durch Herkunft und Kultur sollten wir den Fremden jede Hilfe zur sinnvollen Integration bieten.

Wir sollten die Andersartigkeit der Fremden bewußt erleben, sie aber auch neugierig machen auf unsere Art zu leben.

Friedrich Wagner

Literatur: Vertriebene und Ausländer im Kreis Mettmann von 1945 bis 1985. Eine Dokumentation. Dr. Renata Schumann-Rotscheidt

Mettmann (Selbstverlag Kreis Mettmann), 1989

Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament" B7/93 vom 12. Februar 1993

Anlage: Ausländer im Kreis Mettmann nach ausgewählten Staatsangehörigkeiten.

Ausländer im Kreis Mettmann nach ausgewählten Staatsangehörigkeiten

Stand: 31. 12. 1992

Verwaltungsbezirk	Bevölkerung insgesamt	Ausländer	Anteil der Ausländer an der Bevölkerung insgesamt	von den Ausländern waren: Frauen im Alter von 16 und mehr Jahren	Kinder unter 16 Jahren	darunter aus: Griechenland	Italien	Ex-Jugoslawien	Marokko	Niederlande	Österreich	Polen	Portugal	Spanien	Türkei	Staatenlose und ungeklärte Personen	sonst. Nationen
	Anzahl		%	Anzahl													
Erkrath	48 902	5 162	10,6	2 290	1 517	110	665	1021	530	176	165	203	41	61	600	93	1497
		100 %		44,4	29,4	2,1	12,9	19,8	10,3	3,4	3,2	3,9	0,8	1,2	11,6	1,8	29,0
Haan	30 440	2 892	9,5	1 298	893	44	454	504	222	104	51	73	6	48	818	42	526
		100 %		44,9	30,9	1,5	15,7	17,4	7,7	3,6	1,8	2,5	0,2	1,7	28,3	1,4	18,2
Heiligenhaus	30 212	4 529	15,0	2 022	1 456	482	243	552	300	124	18	112	23	261	1741	30	643
		100 %		44,6	32,1	10,6	5,4	12,2	6,6	2,7	0,4	2,5	0,5	5,8	38,4	0,7	14,2
Hilden	55 574	6 446	11,6	2 842	1 768	238	746	1009	791	182	106	401	317	217	1101	87	1251
		100 %		44,1	27,4	3,7	11,6	15,6	12,3	2,8	1,6	6,2	4,9	3,4	17,1	1,4	19,4
Langenfeld	55 634	5 092	9,2	2 192	1 414	175	572	1046	54	164	124	252	88	290	1395	49	883
		100 %		43,0	27,8	3,5	11,2	20,5	1,1	3,2	2,4	5,0	1,7	5,7	27,4	1,0	17,3
Mettmann	39 478	4 302	10,9	1 838	1 274	247	793	999	18	145	81	106	42	88	850	71	862
		100 %		42,7	29,6	5,7	18,4	23,2	0,4	3,4	1,9	2,5	1,0	2,1	19,8	1,6	20,0
Monheim	43 781	5 653	12,9	2 587	1 863	294	427	991	434	121	136	158	30	147	1836	36	1043
		100 %		45,8	33,0	5,2	7,6	17,5	7,7	2,1	2,4	2,8	0,5	2,6	32,5	0,6	18,5
Ratingen	90 910	9 557	10,5	3 434	1 917	769	387	1391	274	393	292	352	117	291	2387	21	2883
		100 %		35,9	20,1	8,1	4,0	14,6	2,9	4,1	3,0	3,7	1,2	3,0	25,0	0,2	30,2
Velbert	90 275	10 982	12,2	5 008	2 852	1868	1334	1923	491	159	135	226	46	384	3490	101	825
		100 %		45,6	26,0	17,0	12,2	17,5	4,5	1,4	1,2	2,1	0,4	3,5	31,8	0,9	7,5
Wülfrath	22 319	2 368	10,6	1 026	1 061	71	225	300	41	58	24	40	–	15	1184	26	384
		100 %		43,3	44,8	3,0	9,5	12,7	1,7	2,5	1,0	1,7	–	0,6	50,0	1,1	16,2
Kreis Mettmann	507 525	56 983	11,2	24 537	16 015	4298	5846	9736	3155	1626	1132	1923	710	1802	15402	556	10797
		100 %		43,1	28,1	7,5	10,3	17,1	5,5	2,8	2,0	3,4	1,2	3,2	27,0	1,0	19,0

Quelle: Ausländerämter Kreis Mettmann, Stadt Ratingen, Stadt Velbert und eigene Berechnungen

Maikäfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg;
Dein Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer, flieg!

Die inszenierte Vergangenheit.

Anmerkungen zur Neugestaltung der stadtgeschichtlichen Abteilungen des Stadtmuseums Ratingen

Folgt man der bildungspolitischen Diskussion der vergangenen Jahrzehnte über Museen und ihre - im besonderen auch kulturhistorischen - Ausstellungen, so wird deutlich, daß sich mit Beginn der siebziger Jahre erste „Konzepte für selbstargumentierende, didaktische Ausstellungen“[1] herausbildeten und den aus der Vergangenheit bekannten wertfreien, ideologisch geprägten Präsentationen gegenübergestellt wurden.Seit dieser Zeit steht das Objekt mit seinem Gebrauchs- und Symbolwert neben dem Museum als Ort der Fiktion, der Kommunikation und der Manipulation im Mittelpunkt dieser Auseinandersetzung. Das Objekt als „dreidimensionales Relikt der Vergangenheit“[2] wird nicht mehr nur als Einzelobjekt losgelöst ausgestellt, sondern verstärkt als Teil einer Gesamtzusammenstellung miteinander verknüpft. Ein so gelungener Aufbau eröffnet im Idealfall über das Objekt als Bedeutungsträger und historischer Gegenstand hinaus auch dem nicht ausdrücklich vorgebildeten Besucher die Möglichkeit, historische Prozesse zu verstehen und als Zusammenhänge zu begreifen.

Das 1972 wiedereröffnete Historische Museum Frankfurt war das erste Museum der Bundesrepublik Deutschland, das die neuen Wege in der Ausstellungspräsentation ging. In der Auseinandersetzung mit diesem Entwurf entstanden in der Folgezeit kulturhistorisch so unterschiedliche bekannte nationale und internationale Museen wie das mit dem Museumspreis des Europarates 1980 ausgezeichnete Museum der Stadt Rüsselsheim, das Überseemuseum Bremen, die Historischen Museen der Städte Amsterdam, Basel und London, das Musée des Arts et des Traditions Populaires in Paris, das Musikmuseum Stockholm und das Museum Katharinen Konvent Utrecht, ein Museum zur Geschichte der christlichen Religion. Auch in kleineren Gemeinden und Städten wie der Stadt Ratingen werden seither „neue Wege zur Darstellung und Vermittlung von Geschichte im Museum“[3] in produktiv-kreativer Weise gesucht und gegangen.

Geschichte im Museum oder das Ausstellen und die Nachbildung von Vergangenheit - nicht im Sinne einer nur bloßen Abbildung von Vergangenheit - stellt sich als ein Sinnbildungsvorgang dar, der nur im Rahmen eines umfangreichen „Kommununikationszusammenhanges“[4] zwischen „Vermittler, Objekt und Besucher“ verständlich bleibt und verwirklicht werden kann. Das Museum als Ort der „permanenten Konferenz“ (Joseph Beuys) ist ein Ort, an dem vielfältige, unterschiedliche Kommunikationsformen zur Informationsvermittlung angewandt werden. Die Ausstellung im Museum ist hinsichtlich ihrer nachgestellten Wirklichkeit, ihrer Zeichenfunktion des Dargestellten und ihrer Gestaltungselemente einer Theateraufführung vergleichbar, in der das Museum die Bühne bildet. Wissenschaftliche Auf- und Erarbeitung, ihre Vermittlung, aber auch das Sehen, das Hören in Form von Erläuterungen, Führungen oder Musik, gelegentlich auch das Riechen und das Schmecken sowie das Ergehen durch die Ausstellung sind Kommunikationsformen, die im kulturellen Gefüge Museum in Erscheinung treten.

Will man die Aufgaben des Ausstellungsvermittlers, der in den kleineren Museen und Städten auch die Aufgaben des Architekten, Designers und Pädagogen in seiner Person wahrnimmt, beschreiben, so wird deutlich, daß er die Rolle des Dramaturgen und Regisseurs - dem Theater vergleichbar - übernimmt. Der Vermittler bleibt unter Einbeziehung seiner Fragestellungen und seines Vorhabens orientiert an den wissenschaftlichen Inhalten, den Quellenbeständen und der Überlieferungslage. Neben der wissenschaftlichen Recherche erfolgt durch den Ausstellungsmacher die Auswahl, die Einordnung und die Zuordnung der für die Ausstellung thematisch sinnvollen Objekte. Das hervorstehende Kriterium seiner Arbeit liegt in dem Umstand begründet, verlorene und unwiederbringliche Vergangenheit seinen eigenen Vorstellungen entsprechend in Bilder und Ausstellungseinheiten umzusetzen.

Eine zentrale Rolle im Kommunikationszusammenhang des Ausstellens kommt dem „Objekt“ zu. Neben dem Status- und Symbolwert liegt dem Objekt als Gegenstand auch ein Prestigewert zugrunde, der wie auch die anderen Wertezuschreibungen in bezug auf die Menschen einer umwelt- und auch zeitbedingten Veränderung unterliegt und demzufolge einer jeweils neuen Einordnung und Interpretation bedarf. So kann das Objekt verbraucht, verändert oder auch gesammelt werden. Kommt das Objekt in ein Museum, so wird es aus seinem ursprünglichen gesellschaftlichen Funktionszusammenhang gerissen, bildet häufig den Beginn einer Sammeltätigkeit, wird sprachlos und als Objekt sakral erhoben. Als Teil der Vergangenheit verliert es seinen ursprünglichen Sinn und erhält neue Werte.

Fragt man nach der Bedeutung eines Objektes für eine kulturgeschichtliche Ausstellung, so wird offenbar, daß das Ausstellen eines in einer Glasvitrine überhöht dargestellten Originalobjektes faszinierend und sinnvoll sein kann, da es persönliche, kulturell bedingte ästhetische Urteile zuläßt, bekanntes Wissen und auch selbständig reflektierendes Interesse ermöglicht. Die Beschränkung auf die Einmaligkeit des Objektes - für Kunstaus-

stellungen durchaus geeignet - erzeugt zwar eine neue Wirklichkeit, reicht allein jedoch nicht aus, komplexe strukturelle Sachverhalte und Zusammenhänge von Vergangenheit erklärbar und verständlich zu machen.

Geschichte kann nur dargestellt werden, wenn das auszustellende Objekt im Kontext mit anderen Informationsträgern aktiviert wird, die dem Besucher die Bedeutung und die Geschichte des Gegenstandes durchsichtig und in der historischen Dimension auch erkennbar machen. Neben den Texttafeln sind es die begleitenden visuellen Medien wie Bilder, Dias, Environments, Filme, Fotos, Graphiken und Montagen, aber auch die „Architektur des Ausstellungsraumes und die Anordnung der Objekte im Raum"[5] - „der Gesamteindruck des Arrangements"[6] -, die den Besucher ansprechen.

Geschichte im Museum ist nur möglich durch den „Sinnüberschuß" der jeweiligen Objekte, ihre „Anordnung" im Ausstellungsraum, ihre „Mehrdeutigkeit" und ihre „unterschiedliche" individuelle „Lesbarkeit"[7]. Nicht „Sachlichkeit und Rationalität", sondern auch „Emotionalität und Sinnlichkeit"[8] sind die Aspekte, die es bei der Einrichtung und Gestaltung zu berücksichtigen gilt.

Die hergerichtete Vergangenheit oder die erdachte Wirklichkeit in kulturhistorischen Ausstellungen - aus dem Blickwinkel des Vermittlers erarbeitet und unter Einbeziehung der Originalobjekte gestaltet - wird erst durch die Einbeziehung des „Besuchers" in den musealen Kommunikationsprozeß verständlich. Jeder Besucher verfügt über eigene Erfahrungen und Kenntnisse, mit denen er - ausgehend von einem ersten Interesse - die bereitgestellten Aussagen und Informationen Stück für Stück deutlicher entschlüsseln, klarer einordnen und so in ihrer historischen Bedeutung besser verstehen kann. Die Teilhabe des Besuchers an diesem Erkenntnisprozeß wird noch dadurch verstärkt, daß er nicht nur als Verbraucher die Ausstellung wahrnimmt, sondern die „Sichtweise, die Richtung und auch das Tempo seiner Betrachtung zumindest teilweise selbst"[9] vorgibt. Die Aufgabe wie auch die Chance des Museums und der Ausstellungen liegt in der Weitervermittlung von historischen Erkenntnissen, indem „abgestandene, enge, historisch tote Begriffsraster" für den Besucher erkenntlich aufgelöst und „die historischen Dimensionen wieder sichtbar, nachvollziehbar werden"[10]).

Der Konzeption für die Neugestaltung der stadtgeschichtlichen Abteilungen liegt die emanzipatorische Idee der bürgerlichen Aufklärung des 18. Jahrhunderts zugrunde, die in dem Menschen ein vernunftbegabtes Wesen sieht, das selbstverantwortlich für seine eigene Geschichte ist.

Im Mittelpunkt der stadtgeschichtlichen Ausstellungen des Ratinger Stadtmuseums steht die ortsgeschichtliche Entwicklung mit ihren bisherigen Hauptabteilungen der Ur- und Erdgeschichte und des Mittelalters. Aufgabe und Ziel der Neugestaltung sind nicht die bloße Abbildung und Dokumentation der örtlichen Geschichte, sondern die Konzeption und Realisation sind darauf angelegt, einerseits die Ortsgeschichte in die allgemeine historische Entwicklung einzubinden und andererseits zugleich auch die ortsspezifischen Besonderheiten, Strukturen und Veränderungen aufzuzeigen. Die Entdeckung und Kenntnis der Geschichte ihrer Stadt, ihre Einbindung und Verknüpfung in gesamthistorische Ereignisse, Zustände und Zusammenhänge, aber auch die individuelle aktive wie passive Teilhabe an Geschichte sind die Kriterien, die der Besucher erkennen und wahrnehmen kann.

Für den Aufbau und die Struktur der stadtgeschichtlichen Abteilung zur Ur- und Erdgeschichte[11] wurde, wie in den meisten Museumssammlungen üblich, eine zeitlich geordnete Vorgehensweise ausgewählt. Die Auswahl, der Aufbau, das Aufstellen und das Einordnen der Objekte und Informationsträger erfolgte nach den Gesichtspunkten der Objektbeschränkung und Objektkonzentration. In dieser Abteilung wurden nur die Objekte ausgewählt, die auch dem entsprechenden Erdzeitalter inhaltlich zuzuordnen und für eben jenes Erdzeitalter substantiell aussagefähig waren. Brüche in der Auswahl und Einordnung der Objekte sind vereinzelt da vorgenommen worden, wo Objekte wie z.B. die Ölbilder des Angertales und des Blauen Sees zum erklärenden und besseren Verstehen miteinbezogen wurden, ohne jedoch den chronologischen Aufbau zu unterbrechen.

Der sinnvolle Aufbau der ur- und erdgeschichtlichen Abteilung - der Schwerpunkt dieser Abteilung liegt auf der geologischen, paläontologischen und paläobiologischen Ausformung und Entwicklung der für die Stadt Ratingen und seine Umgebung nachgewiesenen Erdzeitalter des Devon, des Karbon, des Tertiär und des Quartär - eröffnet dem

Die ur-und erdgeschichtliche Abteilung im Aufgangsbereich des Erweiterungsbaues

Besucher die Möglichkeit, unterschiedliche Zeitperioden und die für diese Zeitabschnitte signifikanten Objekte kennenzulernen und wahrzunehmen. Der Reiz der chronologischen Vorgehensweise in dieser Abteilung - sie ist konzeptionell „der Architektur des Ausstellungsraumes"[12] angepaßt und im Aufgangsbereich des Erweiterungsbaues des Stadtmuseums angeordnet - wird noch dadurch gesteigert, daß der Besucher die Erdzeitalter Stufe

für Stufe hinaufsteigt, sie so kennenlernt und durchwandert. Hierdurch wird nicht nur die Bereitschaft zur aktiven Teilnahme angesprochen und gefördert, sondern zugleich auch das Interesse und die Spannung des Betrachters geweckt.

Zu Beginn der ersten Etage - gleichsam am Ende der Erdgeschichte - befindet sich eine Büste des ersten Menschen. Sakral überhöht, weist sie auf den Beginn der Menschheitsgeschichte hin und stellt zugleich auch symbolisch die Klammer zu der in diesem Raum beginnenden Abteilung des Mittelalters dar. Der Aufbau und die Gliederung dieses Ausstellungsbereiches wurde nach thematisch-strukturellen Gesichtspunkten unter dem Aspekt der mittelalterlichen Stadt aufgelöst und vorgenommen. Ausgehend von dem Rechtssprichwort „Stadtluft macht frei"[13] ist die mittelalterliche Stadt so gestaltet worden, daß sie als Raum bürgerlicher Identitätsbildung verstanden werden kann, der es dem Besucher ermöglicht, über die gesellschaftliche, kulturelle und politische Selbsterkenntnis der eigenen Gegenwart nachzudenken. Die inhaltliche und thematische Differenzierung der Abteilung nimmt ihren Ausgang von dem vielschichtigen Funktionsgefüge der mittelalterlichen und auch neuzeitlichen Stadt. Visuell verdeutlicht wird dies anhand von räumlich und städtebaulich bekannten Situationen wie der Stadt, dem Marktplatz, der Kirche und dem Rathaus.

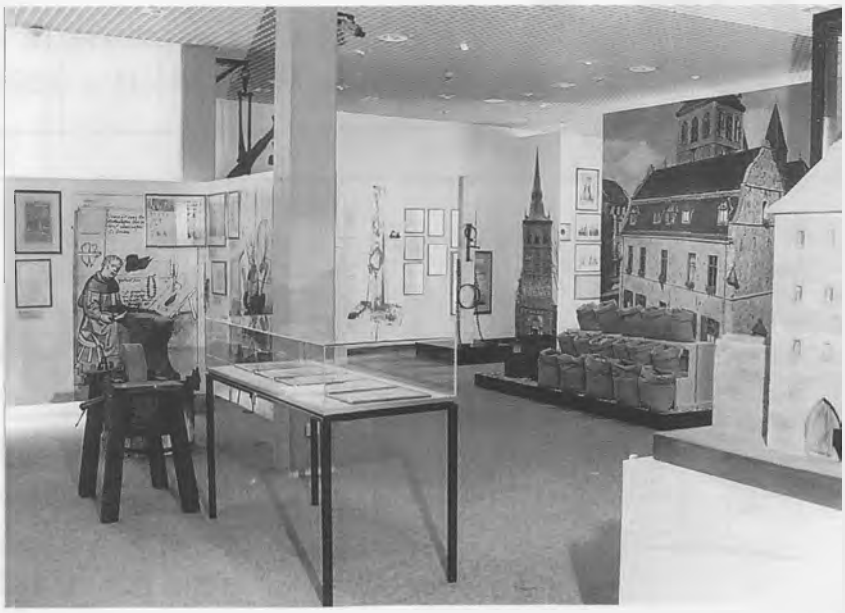
Die Stadt vor den Mauern mit seiner vorstädtischen Lebensform und seinem Umfeld, der Grundriß und die Gestalt der Stadt mit seinen Mauern, Toren und Türmen, aber auch die Bedingungen der Stadtentstehung sind die Kriterien, unter denen der Aspekt Stadt aufgelöst wird. Notwendige Bausteine für die Ausgestaltung sind hier u.a. die szenische Umsetzung der Lebensform, die räumliche und begehbare Nachbildung eines Stadttores und das topographische Stadtmodell, das das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Erscheinungsbild veranschaulicht. Die Morphologie der

Mittelalterliche Abteilung: Der Marktplatz - Ort des Handels und des öffentlichen Lebens

Landschaft ist als Besonderheit in dem Modell wiedererkennbar. Dem Besucher wird so nicht nur die Lage, sondern auch die strategische Bedeutung der Stadt am Rande des Bergischen Landes zum Zeitpunkt ihrer Gründung anschaulich vorgeführt.

Als notwendiger Bestandteil einer städtischen Siedlung bildet der Marktplatz als städtebauliches Symbol für Handel, öffentliches Leben und Produktion mit der Kirche und dem Rathaus den Mittelpunkt der Stadt. Die Veränderung des öffentlichen Lebens und die Herausbildung eigener innerstädtischer Strukturen sind die zentralen Inhaltsaspekte. Fragen nach der Bedeutsamkeit des Marktes - betrachtet unter so unterschiedlichen Gesichtspunkten wie Produktangebot und -verkauf, Fragen und Symbole der Marktgerichtsbarkeit und -hoheit, Münzrecht und -wesen, aber auch Aufgabe und Funktion der Zünfte - unterstreichen seinen zentralen Charakter.

Die Kirche ist das Zentrum des kirchlich-religiösen und geistigen Lebens der Stadt. Sie stellt sich als der Raum dar, in dem städtisches Leben geordnet, durch Vorschriften geregelt oder überhöht und den elementaren religiösen Überzeugungen entsprechend gelebt wurde.



Marktstand mit Kirche und Rathaus

Ort der legislativen, exekutiven und jurisdiktiven Gewalt ist das Rathaus oder Bürgerhaus. Neben der gemeinschaftlichen Selbstverwaltung, der selbständigen Rechtsfindung und Rechtssprechung war es die neue Form der Schriftlichkeit, die für die mittelalterlichen Städte typenbildend waren. Es waren die unterschiedlichen Aufgaben und Belange des neuen Gemeinwesens wie z.B. Gesetzgebung, Straf- und Zivilju-stiz, Marktkontrolle, aber auch Armenfürsorge, Krankenbetreuung, Feuerschutz und Wasserversorgung, die durch die Einrichtung eigener Selbstverwaltungsorgane wahrgenommen werden konnten.

Mittelalterliches Stadtleben steht im Mittelpunkt dieser Abteilung und wird anhand einer szenischen Nachbildung eines Marktstandes mit der Kirche und dem Rathaus als multifunktionalem Gebäude visualisiert. Marktprodukte und -symbole, die exemplarischen Darstellungen von Berufsgruppen und ihren Fertigkeiten wie auch die Nachbildung eines Prangers ergänzen und veranschaulichen diese Szene.

Betrachtet man abschließend das gestalterische Konzept der neuen Ausstellungseinheiten, so wird deutlich, daß bewußt auf eine museale Ausstellung im traditionellen Sinne verzichtet wurde, da hierbei in der Regel der Eindruck entsteht, „die Interpretation sei grundsätzlich abgeschlossen und die im Museum bewahrten Kulturgüter stellten fraglos endgültige Werte dar“[14]. Nicht Statik, sondern Flexibilität und Variabilität sind bei der Entscheidung für die Ausstellungspräsentation in bezug auf die Originalobjekte, Großfotos, fotografischen Abbildungen von Archivalien und zeitgenössischen Darstellungen, Modelle, Repliken,Informations- und Texttafeln zugrunde gelegt worden. So sind Abbildungen und Textinformationen nicht in aufwendigen und teuren Verfahren hergestellt worden, um auch hier aufgrund einer Veränderung jederzeit Spielraum für einen Textwechsel zu haben. Will ein Museum oder eine ständig gestaltete Schausammlung nicht nur kulturhistorische Fakten und Informationen vermitteln, sondern Interesse und Neugierde bei dem Besucher wecken, so muß eine Atmosphäre der Kommunikation geschaffen werden, die Ergänzungen, räumliche und technische Änderungen miteinbezieht und jederzeit möglich macht.

Klaus Thelen

1. Detlef Hoffmann,Geschichtsunterricht und Museen,in:Klaus Bergmann u.a. (Hg.):Handbuch der Geschichtsdidaktik,Düsseldorf 1985,S.490
2. Heinrich Grütter, Geschichte im Museum, in: Geschichte lernen, 3/1990, Heft 14, S. 14
3. Grütter,S.18
4. Grütter,S.15
5. Grütter,S.16
6. Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Historische Dokumentation-zehn Jahre danach, in: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum (Schriften des Historischen Museums, 1982, Heft XVI), S. 332
7. Grütter,S.16
8. Schmidt-Linsenhoff, S. 333f.
9. Grütter, S.16
10. Peter Schirmbeck, Das Museum der Stadt Rüsselsheim, in:Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum (Schriften des Historischen Museums, 1982, Heft XVI), S.123
11. Der Aufbau der Abteilung wurde sowohl in der Konzeption als auch in der Gestaltung mitbetreut von dem Fachwissenschaftler Wilfried Rosendahl und der Graphikerin Tanja Bark.
12. Grütter,S.16
13. Der von der Wissenschaft formulierte Satz beinhaltet, daß sich die Personen mit dem Erwerb des Bürgerrechts von ihrer Abhängigkeit und Gebundenheit befreien konnten. Hierzu u.a.: H. Mitteis,Über den Rechtsgrund des Satzes „Stadtluft macht frei“,in:Carl Haase (Hg.):Die Stadt des Mittelalters,Bd.2,S.182 ff.;Karl Kroeschell, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd.2, Opladen 1980,S.219ff.
14. Jutta Held,Bourgoiser Bildungsbegriff und Historische Aufklärung,in:Detlef Hoffmann u.a.(Hg.): Geschichte als öffentliches Ärgernis, Gießen, 1974, S.275

dp
DRUCKEREI PREUSS GMBH
Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen
Telefon 02102/34584 + 33944 · Telefax 02102/37429

Füsgen
Wir für Sie
PARFÜMERIE
Kosmetik-Center mit Behandlungskabine
Fotostudio, Paßbilder und Fotokopien
Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/35393, Telefax 02102/893227

Maubeuge

Partnerstadt Ratingens mit großer Vergangenheit

Eröffnung der Ausstellung „Bilder aus der Arbeitswelt" im Dezember 1992 in Maubeuge. In der Mitte: Bürgermeister Alain Carpentier

Maubeuge ist die älteste Partnerstadt Ratingens. Schon am 20.12.1958 unterzeichneten der Maubeuger Bürgermeister Dr. Pierre Forest und der Ratinger Bürgermeister Peter Kraft eine offizielle Partnerschaftsurkunde. Während der vorangegangenen Jahre hatten sich deutsche und französische Jugendliche bereits durch gegenseitige Besuche näher kennenlernen können. Zwei Männern ist dies insbesondere zu verdanken: Peter Schneider, Lehrer am Städtischen Gymnasium Ratingen, und Max Heuser, Küster an der evangelischen Kirche. Schneider und Heuser waren 1951 der Europa-Union beigetreten. Die Folge war: 1952 konnten Ratinger Schülerinnen und Schüler mit ihren Lehrern Schneider und Haubitz auf große Fahrt gehen. Das Ziel hieß Paris, und sechs Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges erlebten die jungen Leute an Ort und Stelle, wie bereichernd eine Begegnung zwischen Angehörigen fremder Völker sein kann.

Maubeuge ist heute eine Stadt von 45.000 Einwohnern und 20 % Arbeitslosen, in der die Spuren der Schwerindustrie noch immer unübersehbar sind. Die Fabriken, die in diesem Jahrhundert bekannt waren für die Produktion von Eisen und Stahl, Waggons und Kanonen, sind längst verschwunden, die Gebäude, die sie beherbergten, oftmals schon abgerissen.

Eine gemeinsame Ausstellung des Stadtarchivs Ratingen und des Kulturamtes der Stadt Maubeuge ließ sie in „Bildern aus der Arbeitswelt" im Jahr 1992 noch einmal Revue passieren.

Und dabei tauchte immer wieder die Frage auf, wie es denn um die Geschichte der Stadt Maubeuge, Ratingens Partnerstadt, eigentlich in älteren Zeiten bestellt gewesen sei. Der Hennegau - an Flandern angrenzend -, hatte es dort nicht einstmals eine berühmte Tuchindustrie gegeben?

Maubeuge damals - darüber soll an dieser Stelle berichtet werden. Schaut man sich einen Plan der Stadt im ausgehenden Mittelalter an, so sind die Ähnlichkeiten mit Ratingen unübersehbar. Stadtbefestigungen, Tore, Marktplatz, Rathaus, zwei Kirchen, die eine davon auch Peter und Paul genannt, sind deutlich zu erkennen.

Die Entstehung der Stadt liegt aber noch lange vor der Etablierung der Tuchfabrikation. Maubeuge hat die Stadtgründung einer Frau zu verdanken: Adelgunde (Adelgonde), 630 im Schloß von Cousolre in der Nähe Malbodiums (= Maubeuge) geboren, der Abstammung nach aus einem thüringischen Königshaus. Etwa 685 wurde der Grundstein für ein Frauenkloster mit einer Kirche gelegt, das eng mit dem

Maubeuge in der Mitte des 16. Jahrhunderts

benachbarten Benediktinerkloster von St. Quentin verbunden war.

Zur Zeit des merowingischen Reiches wurden zahlreiche weitere Klöster gegründet, denn seine Herrschaftsstruktur fußte auf der Kirche. Sie war der „eigentliche Verwaltungsapparat" im Mittelalter, und deshalb brauchte man an vielen Orten eine Niederlassung.

Für die nächsten 200 Jahre erfahren wir so gut wie nichts mehr über das Maubeuger Frauenkloster. Viel Unruhe gab es zu dieser Zeit im Frankenreich: Erst in der berühmten Schlacht von Tours und Poitiers im Jahre 732 war es Karl Martell und seinen Truppen gelungen, die Araber endgültig zum Rückzug zu bewegen. Nach den Verwüstungen durch die Normannen und die Ungarn gegen Ende des 9. Jahrhunderts waren viele Klöster ruiniert. 843 wurde das Frankenreich unter den Söhnen Karls d. Großen aufgeteilt,

Maubeuge im Mittelalter mit der Kirche St. Quentin. Gemälde

woraus erst jetzt allmählich so etwas wie zwei „nationale Gemeinschaften" entstanden, Deutschland und Frankreich. Eine Sprachgrenze zwischen dem „Deutschen" und „Französischen" bildete sich heraus, die nördlich von Maubeuge verlief. Nun erfahren wir auch wieder etwas von dem Kloster: Brun, Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen, wollte das klösterliche Leben insgesamt erneuern. Das Kloster in Maubeuge ließ er in ein Damenstift umwandeln. Frauen, die in ein solches Stift eintraten, hatten kein Keuschheitsgelübde abzulegen, wie es Bedingung für die Aufnahme in ein Kloster war. Dieses galt in einem Stift nur für die Äbtissinnen und die Vorsteherinnen. Die Kanonissen, die Stiftsfrauen, konnten das Stift jederzeit verlassen, um zu heiraten. Sie durften, im Gegensatz zu Nonnen, ihre Güter und ihren Besitz behalten und brauchten ihn nicht dem Kloster übereignen. Auch war es ihnen erlaubt, weltliche Kleidung zu tragen. Das Stift in Maubeuge, und das gilt auch für andere Damenstifte, nahm adelige, wohlhabende Mädchen auf und genoß dadurch die Protektion der Mächtigsten im ganzen Land. Ganz in unserer Nachbarschaft, in Essen, gibt es ein ähnliches, berühmtes Beispiel für ein solches Damenstift: 852 von Bischof Altfried von Hildesheim gegründet, wurde es von Angehörigen des Kaiserhauses geleitet. So geht der Ausbau des Essener Münsters auf Theophanu, Enkelin Ottos II., zurück.

Eine religiöse Laienbewegung war seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in Flandern und Brabant verbreitet: die Beginen. Häufig waren diese Frauen Witwen, die in Frömmigkeit zusammenlebten und durch eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienten. Auch versorgten sie kranke und alte Menschen. Aus Maubeuger Aufzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert geht hervor, daß die Beginen Zuwendungen von seiten des Stifts und der Stadt erhielten, um ihre Häuser instand zu setzen. Die Beginen in Maubeuge lebten sehr bescheiden, aus dem Jahr 1624 weiß man, daß jede von ihnen zwei Brote pro Woche bekam, die zum Leben reichen mußten. Im heutigen Stadtbild von Maubeuge sind von dem damals reichhaltigen religiösen Leben der Stadt kaum noch Zeugnisse sichtbar.

Die Kirche Peter und Paul, gegründet durch die heilige Adelgunde, wurde im Laufe der Jahrhunderte fünfmal zerstört, zuletzt 1940 durch deutsche Brandbomben. Ein moderner Wiederaufbau erfolgte dann im Jahr 1955. Ähnlich erging es auch dem Stadtarchiv. Der größte Teil verbrannte im zweiten Weltkrieg.

Das wirtschaftliche Leben in der Maubeuger Region nahm seit dem 12. Jahrhundert einen Aufschwung. Hatte im merowingischen Gallien des 6. und 7. Jahrhunderts der Handel noch in der Tradition des Römischen Reiches gestanden und war mediterran ausgerichtet gewesen, erfolgte später eine Orientierung nach Norden hin. War zuvor das Land sehr dünn besiedelt - die Bäume beherrschten das Landschaftsbild, und Klöster entstanden inmitten von Wäldern - so entwickelte sich im 12. und 13. Jahrhundert eine Vielzahl von Städten. In der Champagne und Flandern wurden zahlreiche Messen (= Märkte) abgehalten, die davon zeugten, daß das Frankreich des Hochmittelalters das Zentrum der ersten wirtschaftlichen Blütezeit Europas war.

Zwei Handwerksbereiche bestimmten nun das wirtschaftliche Leben in der Stadt Maubeuge: die Verarbeitung von Fellen und Leder und die Herstellung und Färbung von Stoffen und Wolle. Die Tuche aus Maubeuge wurden in ganz Europa verkauft. Einerseits besuchten Maubeuger Tuchhändler die Messen, andererseits kamen ausländische Händler in die Tuchhalle von Maubeuge, welche dem Stift gehörte. Durch die Zunftordnung waren genaue Regeln festgelegt, die die Qualität der Tuche garantieren und vor allem verhindern sollten, daß die Handwerkskünste außerhalb Maubeuges bekannt werden sollten. Die Maße und die Garnzahl der Tücher waren genau festgeschrieben. Jeder Tuchmacher durfte nur die Tücher verkaufen, die sein eigenes Herstellungszeichen aufwiesen. Die Tuchmacher unterlagen dem Zunftzwang, während Gebrauchswaren wie Überzüge und Decken von jeder Maubeuger Bürgerin oder jedem Maubeuger Bürger hergestellt werden durften, unabhängig von zünftischen Bindungen. Ausländische Tuchhändler aus Deutschland, Portugal und den arabischen Ländern fanden im Maubeuge des 14. Jahrhunderts günstige Bedingungen vor, so daß dadurch der Handel der Region

insgesamt sehr gefördert wurde. Ende des 13. Jahrhunderts erhob der Graf von Avesnes hohe Steuern auf die Tuchherstellung in Maubeuge, was zur Folge hatte, daß die meisten Handwerker in Städte mit günstigeren Bedingungen abwanderten. 1293 lebten 1.800 Menschen in Maubeuge von der Tuchherstellung, 1390 waren es noch 540, und 1428 gab es nur noch ganze sechs Händler.

Seit dem beginnenden 18. Jahrhundert hatte ein anderer Gewerbezweig in Maubeuge Hochkonjunktur: Gewehre, Musketen und Pistolen wurden nun hier produziert. Die ersten Arbeiter holte man aus Lüttich, und bis 1789 wurden ständig weitere ausländische Arbeitskräfte herangezogen, die sich in den Faubourgs (= Vorstädten) niederließen.

Eisengießereien, Werkzeug- und Waggonbau und die Rüstungsproduktion wurden im 19. Jahrhundert dominierende Industrien in Maubeuge, begünstigt durch die Nähe zum nordfranzösisch-belgischen Kohlebecken. Im Ersten Weltkrieg lag die Stadt in der Nähe der Frontlinien, seit 1915 wurden dort deutsche Truppen stationiert, welche die für Deutschland attraktiven Industrien requirierten. Auch aus der hiesigen Gegend waren Soldaten in Maubeuge. So entdeckte zum Beispiel Manfred Buer, Vorsitzender des Lintorfer Heimatvereins, im letzten Sommer auf einem Trödelmarkt am Blauen See zufällig einen Satz kolorierter Maubeuger Postkarten aus dieser Zeit (Siehe Abbildung).

Ein berühmter Schlager aus dem Maubeuge der 50er Jahre hieß „La lune de Maubeuge - Der Mond von Maubeuge" - und wurde unter dem Titel „Der Mond von Wanne-Eickel" ins Deutsche übertragen. In den Augen vieler Franzosen ist das Departement „Nord" heute noch immer das „Ruhrgebiet Frankreichs". Besuchern offenbart sich der Reiz der Stadt nicht auf den ersten Blick. Die durch Vauban im 17. Jahrhundert erbauten und erhaltenen Festungsanlagen beherbergen heute einen Tierpark, der zu den größten Frankreichs zählt. Kunst und Kultur, gastfreundliche Menschen und französische Lebensart, die Nähe zu den Weltstädten Brüssel und Paris machen einen Besuch in Maubeuge lohnenswert.

Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Ratingen: 2-1651, 2-2545; Alfred Jennepin, Histoire de Maubeuge, Bde. 1 und 2, 1899 - 1909, Reprint Marseille 1976; Fernand Braudel, Frankreich, Bde. 1 - 3, Stuttgart 1989 - 1990

Dr. Erika Münster

Kolorierte Postkarte aus der Zeit des 1. Weltkriegs.
Die Sambre fließt mitten durch die Stadt

Chronik der Graf-Adolf-Schule

3. Teil

Am 8.4.1952 wurde das 1. Gesetz zur Ordnung des Schulwesens im Land Nordrhein-Westfalen im Amtsblatt veröffentlicht. Ich kann mich noch gut erinnern, wie Herr Rektor Piegeler in einer Systemkonferenz am 8.10.1952 - ich führte damals selbst Protokoll - über dieses Gesetz und die Entstehung des Elternrechtes in der Schule berichtete. Begriffe wie Klassenpflegschaft, Schulpflegschaft, Schulgemeindeversammlung, die heute zum Schulalltag gehören, besprach er ausführlich und gründlich.

In der Zeit vom 1. - 15.11.52 sollten dann die Klassenpflegschaften einberufen und ein Vorsitzender/eine Vorsitzende und ein Stellvertreter/eine Stellvertreterin gewählt werden.

Am 30.4.1954 wurde Herr Rektor Piegeler in den Ruhestand versetzt. Sein Nachfolger wurde Herr Rektor Hubert Fleckes, der zuletzt in Schiefbahn und Neuss als Schulleiter tätig war. Herr Fleckes, bekannt als Ratinger Heimatforscher und Wanderbaas, war bereits vor 1932 an der kath. Schule II als Lehrer tätig.

Zum Kollegium der Schule gehörten damals die Damen Grete Buschhausen, Adelheid Dübbers, Ruth Iseke, Sophie Kemperdick, Änne Kreutz, Helga Kruse, Elisabeth Rehrmann, die Herren Johannes Eggert, Willi Esser, Hermann Kohnen, August Nicola, Heinrich Westhues und Emanuel Wrana.

Zu Beginn des neuen Schuljahres 1955 gab Herr Rektor Fleckes im Auftrag von Schulrat Schänzer und der Stadtverwaltung die Beförderung der Lehrerin Frau Kemperdick zur Konrektorin bekannt. Er schloß daran an den Wunsch und die Hoffnung auf ein weiteres gedeihliches Zusammenarbeiten innerhalb des Kollegiums. Am 13.10.1955 wurde die Lehrerin A. Dübbers zur Volksschule in Eckamp versetzt. Ihr 4. Schuljahr wurde auf die Klassen 3a und 4a aufgeteilt.

1955 wurden die ersten Schülerlotsen in Ratingen ausgebildet und anschließend eingesetzt. In diesem Jahr starb auch Konrektor Hermann-Josef Schmitz, der bis 1932 an der Schule tätig war.

Am 14.7.1955 besuchten Knaben und Mädchen der Jahrgänge 7 und 8 die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" (Schiller) auf der Naturbühne am Blauen See. Am 18.7. sahen dort die Klassen 1 - 6 die Aufführung des Grimmschen Märchens „Schneeweißchen und Rosenrot". Im Laufe des Jahres unterrichteten für erkrankte Kollegen Herr Hauptlehrer i.R. Vidahl und Frau Coenen.

Im November 1955 besuchte Herr Rektor Fleckes mit den Jungen der Abschlußklasse eine Ausstellung des Heimatmuseums. Der Stadtarchivar Jakob Germes hatte einen großen Teil der wichtigsten Urkunden aus dem Stadtarchiv hervorgeholt, um sie der Bürgerschaft zu zeigen. Von besonderer Bedeutung sind die Stadterhebungsurkunde aus dem Jahr 1276, Dokumente besonders aus der Zeit des 13. - 16. Jahrhunderts, ein Dokument, in dem Kaiser Maximilian im Jahre 1505 die Reichsacht über Ratingen ausspricht, die Stiftungsurkunde der Ratinger Sebastianer aus dem Jahre 1433, ferner Urkunden der Fleischerzunft von 1464 und 1591. Die meisten Urkunden sind mit wertvollen und zumeist gut erhaltenen Siegeln versehen. Die Schüler folgten dem lebendigen stadtgeschichtlichen Unterricht mit großem Interesse.

Am 1.3.1956 wurde Frau Ruth Iseke aus Gesundheitsgründen pensioniert. Sie war seit dem 1.4.37 an der Schule tätig. Am Schuljahresende wurde Herr Eggert, der 44 Jahre an Ratinger Schulen wirkte, in den Ruhestand versetzt. Zum Abschied gestalteten die Schüler/innen einen Elternabend. Im Mittelpunkt standen zwei Aufführungen. Herr Esser führte eine szenische Kantate für Kinderchor, Schulflöten und Schlagzeug von Cesar Bresgen vor. Das 1. und 2. Schuljahr hatte unter Leitung von Herrn Nicola ein Spiel „Das Abenteuer im Walde" einstudiert.

Frau Hildegart Helfert wurde am 2.5.56 von Lintorf an die kath. Schule II vesetzt. Frau Coenen wurde der Gemeinschaftsschule zugeteilt.

Bei den Bundesjugendspielen 1956 errang die Schule II die Stadtmeisterschaft im Handball. Sie gewann das Endspiel gegen die Schule in Eckamp.

Weiter vermerkt die Chronik, daß am 29.6.56 der Lehrer Wilhelm Heimanns gestorben ist, der 31 Jahre an der Schule tätig war. Ferner hat der Schulausschuß in seiner Sitzung vom 20.12.56 beschlossen, einen Klassenraum für die ev. Schule I abzugeben.

Am 10.11.56 zog der Martinszug zum 50. Mal durch die dunkle Innenstadt. Die kath. Schule II war in diesem Jahr an der Spitze des Zuges. Aus Anlaß des Jubiläums waren dieses Mal die Tüten u.a. mit einer Tafel Schokolade und Lebkuchen gefüllt.

Im Februar 1957 übernahm Herr Eggert - Lehrer i.R. - die Vertretung für die erkrankte Kollegin Frau Buschhausen mit 15 Std. Am 7.3.57 machten die beiden Abschlußklassen (Jungen und Mädchen) eine staatsbürgerliche Fahrt zum Landtagsgebäude in Düsseldorf und zum Bundeshaus in Bonn. Lehrkräfte und Schüler wurden in Bonn ins Innenministerium eingeladen. Sie wurden vom Innenminister, Herrn Dr. Schröder, empfangen, der mit ihnen ein Gespräch über seinen Aufgabenbereich führte. In dieser einen

Stunde bekamen die Ratinger Schüler einen bleibenden Eindruck von der Persönlichkeit eines Bundesministers, der unseren Kreis als Bundestagsabgeordneter vertrat.

In der Zeit vom 16. - 18.3.1957 veranstalteten die 10 Ratinger Volksschulen in der Festhalle an der Graf-Adolf-Straße eine Ausstellung unter dem Titel: „Aus dem musischen Schaffen der Ratinger Volksschulen". Ein Arbeitsausschuß unter Leitung von Herrn Rektor Fleckes hatte die Ausstellung vorbereitet. Im Mittelpunkt der festlichen Eröffnung am Samstagvormittag stand eine wegweisende Rede der Regierungsdirektorin Frau Dr. Olbricht, die die Grüße des Regierungspräsidenten überbrachte. Zuvor hatte Herr Rektor Fleckes die Gäste begrüßt und darauf hingewiesen, daß es sich bei dieser Schau um eine Gemeinschaftsleistung aller Ratinger Schulen handele, daß man bewußt bei den einzelnen Arbeiten weder die Namen der Schüler noch der Schule genannt habe.

Am 20.3.57 verstarb die Schülerin Renate Stupp. Sie besuchte den 6. Mädchenjahrgang der Schule.

Frau Kriminalkommissarin Rönz sprach am 28.3. zu den Eltern der Schule über „Jugend- und Kinderkriminalität". Sie berichtete, daß die Zahl der in Sittlichkeitsverbrechen verwickelten Kinder in erschreckendem Maße ansteigt. Sie machte die Eltern auf die Gefahren, die ihren Kindern in diesem Bereich drohen, aufmerksam. Besonders gefährdet erschienen ihr die „Schlüsselkinder".

Nach den Osterferien 1957 wurde Frau Helfert an die kath. Schule I versetzt. Gleichzeitig wurde Frau Stratmann der Schule zugewiesen.

Das neue Schuljahr begann mit 13 Klassen und 12 Lehrkräften.

Die Schulpflegschaft wählte Herrn Karl Hoberg wieder zum Vorsitzenden und Frau Trude Zöller zu seiner Vertreterin. Am 10.10.1957 feierten die Konrektorin Frau Kemperdick ihr 40jähriges Dienstjubiläum und Herr Esser sein 25jähriges Ortsjubiläum mit einem Dankgottesdienst in der Pfarrkirche St.Peter und Paul und anschließend mit einem Festakt in der Turnhalle.

Am 29.10.57 wurde die Lehrerin Frau Juliane Glückert der Schule zugewiesen. Die Schulendtage fanden im St.Winfried-Haus in Maria Laach statt. Die Mädchen waren vom 12. - 14.11.57 und die Jungen vom 18. - 21.11.57 dort.

In einem Endspiel am 12.3.58 um die Stadtmeisterschaft im Fußball besiegte die kath. Schule I die kath. Schule II mit 3:1.

Die Chronik vermerkt, daß Herr Rektor Fleckes zur Abschiedsfeier am 22.3.58 Kaplan van de Loo von St.Peter und Paul, Kaplan Michels von Herz-Jesu und Pater Fidelis von St.Suitbertus begrüßte. Die Kinder kamen aus diesen drei Pfarreien. Zur Entlassungsfeier waren auch der Schulpflegschaftsvorsitzende Karl Hoberg und seine Stellvertreterin Frau Trude Zöller gekommen. In seiner Ansprache erinnerte der Schulleiter an die Lebensregel der Benediktiner „Bete und arbeite", über die schon am Morgen Pfarrer Rath in der Kirche zum Fest des hl. Benediktus zu den Kindern gesprochen hatte. Das Leben besteht nicht nur aus Arbeit, sondern auch aus Freizeit, und man muß lernen, diese richtig zu gestalten.

Herr Hauptlehrer a. D. Heinrich Westhues wurde am 31.3.58 wegen Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt. Fast 30 Jahre war er in Westönne tätig, davon 11 Jahre als Hauptlehrer. Nach dem Zusammenbruch kam er nach Ratingen und war an der Schule II tätig.

Bei einem Zeichenwettbewerb „Lesen macht Spaß" erhielten folgende Schüler Preise: Brigitte Görtz, Monika Geiter, Renate Grebetta, Monika Kaiser, Gabriele Mannebach, Ingrid Waschkull und Willi Wieczorek. Herr Schulrat Schänzer überreichte ihnen die Preise.

Zum „Werksoffenen Tag" am 16.6.1958 hatte die Calor-Emag eingeladen. Die Jungen aus der Abschlußklasse von Herrn Rektor Fleckes interessierten sich besonders für die Vorführungen auf dem Versuchsfeld.

Weiter vermerkt die Chronik, daß Herr Heinrich Hermanns, der 34 Jahre an der Schule wirkte, am 26.7.58 verstorben ist. Er wurde 87 Jahre alt.

Der Lehrer Hermann Kohnen feierte am 2.10.58 sein 25-jähriges Dienst- und Ortsjubiläum. Um 9 Uhr war in der Pfarrkirche St.Peter und Paul ein Dankgottesdienst, und um 11 Uhr war eine Feier in der Schule. In einer Ansprache würdigte Herr Fleckes die Leistungen des Jubilars. Der umsichtige und von allen sehr geschätzte Hausmeister Johann Heinz wurde am 10.1.1959 in den Ruhestand versetzt. Herr Rektor Fleckes und Herr Rektor Jacob sprachen dem Hausmeister, der von 1945 bis Dezember 1958 vorbildlich an der Graf-Adolf-Straße tätig war, Dank und Anerkennung aus. Nachfolger wurde sein Sohn Willi Heinz.

Wie es schon lange üblich war, besuchten die Abschlußklassen das Landtagsgebäude in Düsseldorf und das Bundeshaus in Bonn.

Die Schülerlotsen Rolf Abshof, Peter Engel, Reinhard Kuschel und Manfred Dreesen wurden von der Stadt bei Kaffee und Kuchen verabschiedet.

Zum Schuljahresbeginn wurden 15 Schulneulinge an die neu zu errichtende Schule Süd (Suitbertusschule) überwiesen.

Die Lehrerin Juliane Glückert wurde am 9.4.58 an die Schule „Auf der Aue" versetzt.

Die Bundesjugendspiele fanden in diesem Jahr im September statt.

Zum 1.1.1960 wurde die Lehrerin Grete Buschhausen in den Ruhestand versetzt. 1919 trat sie in den Schuldienst ein und ab 1924 war sie im Schulverband Ratingen tätig.

Im März 1960 machten die Schü-

lerinnen und Schüler ihre obligatorische Fahrt nach Düsseldorf und Bonn. Die Rückfahrt erfolgte über den Stammsitz der bergischen Grafen, „Schloß Burg".

Ein entscheidendes Datum für die Schule II war der Beginn des Schuljahres 1960/61. Durch eine neuerliche Änderung der Schulbezirksgrenzen mußten nach den Osterferien 35 Schüler/innen zur kath. Schule „Auf der Aue" gehen. Vor den Osterferien wurden auch 18 Jungen und 19 Mädchen nach vollendeter Schulpflicht entlassen. Berufssorgen hatten die abgehenden Schüler/innen nicht. Alle hatten angesichts der großen Nachfrage nach Lehrlingen eine Stelle. Außerdem gingen 28 Schüler/innen nach dem 4. Schuljahr zu weiterführenden Schulen.

Verabschiedung von Rektor Hubert Fleckes am 28. 3. 1961. In der Mitte: Frau Fleckes

Zum 31.3.60 wurde auch Frau Stratmann verabschiedet, die freiwillig aus dem Dienst ausschied.

Ein besonderes Ereignis war der Fernsehmast auf dem Schulhof. Ein Lastwagen brachte die Fertigteile für einen 40 m hohen transportablen Mast, der auf dem Schulhof aufgebaut wurde, um eine Aufführung des Schülerkabaretts „Der Maulkorb" aus der Halle an der Graf-Adolf-Straße zu übertragen. Weil es sich um eine Direktübertragung handelte, mußten zwischen Ratingen und Köln Zwischenstationen errichtet werden, nämlich der hohe Mast neben der Schule und ein Mast auf den Höhen des Aaper Waldes. Für die Kinder war das eine willkommene Unterbrechung des Schulalltags.

Am 25.10.1960 verstarb Schulrat Franz Schänzer. Er war seit dem 1.7.53 Leiter des Schulaufsichtsbezirks I des Kreises Düsseldorf-Mettmann. Im gleichen Jahr verstarb in Büren Frl. Josefine Voß, die lange an der Schule unterrichtet hatte.

In gewohnt festlicher Weise entließ die kath. Schule II die Schüler/innen der beiden Abschlußklassen am 21.3.61. Die Feierstunde stand unter dem Leitspruch „Unvergessene Heimat". In Gedichten und Liedern wurde die Bindung an die ostdeutsche Heimat geknüpft.

Am 28.3.61 wurde der Schulleiter, Herr Hubert Fleckes, nach 46 Dienstjahren verabschiedet. Die erste Amtshandlung des neuen Schulrats Wilmsen bestand in der Überreichung der Pensionsurkunde an Herrn Fleckes. Er wies in seiner Ansprache darauf hin, daß der Geehrte in einer wirkungsvollen Weise es verstanden habe, die Schule zu einer geistigen Heimat heranzubilden. Dieses Ziel sei eigentlich nur durch die Eigenschaften des Herzens, nicht so sehr durch die alleinige Wahrnehmung der Verwaltungsaufgaben zu erreichen. Nach Aristoteles sei der Lehrer wie der Freund nicht nur notwendig, sondern vielmehr edel, das heißt mit herzenswarmer Menschlichkeit begabt und daher von sittlicher Wertung.

Allgemein litten die Schulen unter Lehrermangel. Und zum neuen Schuljahr kam der beliebte Pädagoge Hubert Fleckes wieder zurück, um an der Schule als Lehrer mit 15 Stunden zu unterrichten. Die kommissarische Leitung war Herrn Nicola übertragen worden.

Nach den Sommerferien wurde Frau Nicola an die Schule „Auf der Aue" versetzt. Dafür kam von dieser Schule Frau Glückert zur Schule II.

Im November 1961 wurde Herr Nicola zum Rektor ernannt. Herr Schulrat Wilmsen überreichte ihm die Ernennungsurkunde in einer kleinen Feierstunde.

Am 27.2. des folgenden Jahres starb der ehemalige Leiter der Schule, Herr Rektor Piegeler, der die Schule 27 Jahre von 1927 - 1954 durch recht schwierige Jahre geleitet hatte.

Die Konrektorin der Schule, Frau Kemperdick, wurde am 3.4.1962 feierlich verabschiedet. 45 Jahre war sie im Schuldienst. Schulrat Wilmsen stellte heraus, daß Frau Kemperdick ihren Beruf immer als Berufung aufgefaßt habe und damit ein leuchtendes Beispiel war. Sie habe sich ganz in den Dienst der Kinder gestellt und wie eine ganze Lehrergeneration ihrer Zeit ihr Leben auf das Kind eingestellt. Im Mittelpunkt der Feier stand die szenische Kantate „Bettlerhochzeit" von Cesar Bresgen, die Herr Willi Esser (Vater des jetzigen Schulamtsdirektors H.A. Esser) mit beachtlichem Können einstudiert hatte.

Nach den Osterferien 1962 kam auch Frau Kemperdick wieder mit 15 Stunden an die Schule zurück. Als Konrektorin kam Frau Maria Krämer von der Schule „Auf der Aue". Herr Kohnen wurde Konrektor an der Suitbertusschule.

Hoch über dem „Silbersee" kämpfte auch der tapfere Winnetou im Sommer 1962 gegen den Schurken Brinkley. Natürlich

Feierstunde zum 25jährigen Ortsjubiläum von Frau Änne Kreutz am 6. 10. 1962. Vordere Reihe von links: Frau Änne Kreutz, Pastor Franz Rath, Rektor Hubert Fleckes, Kaplan Franz-Josef Hungs, Lehrer i.R. Johannes Eggert

besuchten die Kinder eine Aufführung am Blauen See.

Am 6. Oktober des gleichen Jahres beging Frau Änne Kreutz ihr 25-jähriges Ortsjubiläum. Sie hatte seit Jahren die Abschlußklassen unterrichtet. Änne Kreutz war bei ihren Schülerinnen sehr beliebt und hatte auch über die Schulzeit hinaus mit vielen von ihnen guten Kontakt. Leider ist diese prächtige Pädagogin am 17.12.63 recht früh verstorben.

Wie aus dem bisherigen Bericht zu ersehen ist, bestand damals ein akuter Lehrermangel. Der damalige Kultusminister Prof. Dr. Mikat wirkte dem entgegen, indem er Maßnahmen zur Ausbildung von Aushilfskräften anordnete. In unserem Schulaufsichtsbezirk I wurden 16 Bewerber/-innen ausgewählt, die eine einjährige Ausbildung absolvierten. Die Durchführung der praktischen und theoretischen Unterweisung wurde von Schulleitern und Mentoren übernommen. Nach einer Prüfung wurden die Aushilfskräfte (Mikätzchen) den Schulen zugewiesen. Die so ausgebildeten Lehrkräfte haben sich im Schulalltag bewährt. Viele von ihnen haben sich nach einigen Jahren zum Pädagogikstudium entschlossen. In unserem Bezirk wurden zwei solcher Lehrgänge durchgeführt, einer von 1963/64, einer von 1965/66.

Am 9.9.1964 verstarb im 84. Lebensjahr der Lehrer i.R. Theodor Rehrmann, der viele Jahre an der Schule tätig war. Am 4.6.1965 starb im Alter von 62 Jahren plötzlich der noch an der Schule tätige Lehrer Emanuel Wrana.

Am 21.3.1966 wurde Herr Esser in den Ruhestand versetzt. Herr Esser hatte viele Feiern an der Schule musikalisch gestaltet. Er war stets dem Musischen zugetan und ein väterlicher Freund seiner Schüler.

Die Jahre 1966 - 1968 wurden durch die neue Schulreform bestimmt. Der Schuljahrsanfang wurde von Ostern auf den Herbst verlegt. Es folgten zwei Kurzschuljahre, das erste von Ostern 1966 bis Dezember 1966. Zu diesem Zeitpunkt gab es keine Entlassungen. Das zweite Kurzschuljahr dauerte von Dezember 1966 bis zu den Sommerferien 1967. Dies war auch das erste neunte Schuljahr. Anschließend gab es noch ein normales Schuljahr bis 1968. Diese Zeit der Schulreform war recht schwierig, sowohl für Schüler wie für Lehrer.

Am 19.6.1968 feierte die Konrektorin M. Krämer ihr 25-jähriges Dienstjubiläum. Frau Krämer hatte sich die Arbeit an und mit der Jugend zum Lebensziel gemacht.

Damit schließt die Chronik der kath. Schule II, die seit dem 24.3.65 „Graf-Adolf-Schule" hieß. Ab August 1968 wurde die Schule aufgelöst und das Gebäude an der Graf-Adolf-Straße war 1 1/2 Jahre lang die Hauptschule Nord.

Zum Kollegium gehörten damals Herr Rektor Nicola, Frau Konrektorin Krämer, Herr Heinzel (jetzt Schulamtsdirektor), Herr Dimmerling, Frau Wilms (Nieswandt), Frau Schmitz, Frau Niewalda, Frau Wermeister, Frau Wirtz, Frau Hennemann, Frau Menzel (Kubis), Frau Weber, Frau Meister, Frau Rehrmann.

August Nicola

Lehrerkollegium 1965: Obere Reihe von links nach rechts: W. Esser, H. Fleckes, E. Rehrmann, A. Nicola, E. Wrana.
Untere Reihe: H. Wermeister/Köhler, M. Krämer, S. Kemperdick, I. Schwarz, P. Wilms

Die Landwirtschaftsschule Ratingen wurde vor 85 Jahren eröffnet

Pfusch am Bau vor 65 Jahren verzögerte Mädchenabteilung

Wenn das Wörtchen wenn nicht wär, könnte die Landwirtschaftsschule Ratingen - auch Winterschule genannt - 1993 auf 85 Jahre Bestehen zurückblicken und zudem das 65-jährige Jubiläum ihrer Mädchenabteilung feiern. Aber zum einen besteht die 1908 gegründete Schule in der Dumeklemmerstadt nicht mehr. Sie ging 1969 gemeinsam mit der Landwirtschaftsschule Vohwinkel auf in der Landwirtschaftsschule Mettmann, die leider aber auch schon voriges Jahr ihre Pforten schloß mangels landwirtschaftlichen Nachwuchses in unserer Region.

Die Landwirtschaftsschule an der Hauser Allee vor der Errichtung des Anbaus im Jahre 1922

Und mit dem Jubiläum der Mädchenabteilung bzw. hauswirtschaftlichen Einrichtung hat es auch eine besondere Bewandtnis. Als eine der ersten Landwirtschaftsschulen im Rheinland sollte die Bildungseinrichtung für den bäuerlichen Nachwuchs in Ratingen eine Mädchenabteilung bekommen, nachdem zuvor seit der Gründung 1908 lediglich der männliche Nachwuchs unterrichtet worden war. Im Jahre 1928 wurde mit dem Bau der Mädchenabteilung begonnen. Sie sollte noch im November 1928, also vor 65 Jahren, eröffnet werden. Doch kurz vor Fertigstellung stürzte der gesamte Anbau der Schule an der Hauser-Allee (dort steht heute das Ratinger Hallenbad am jetzigen „Hauser Ring") infolge eines Konstruktionsfehlers ein. In der Düsseldorfer Volkszeitung vom 27. 11. 1928 ist unter der Überschrift „Zum Neubaueinsturz in der Hauser-Allee" zu lesen:

„Zu dem bereits gemeldeten Einsturz wird uns noch geschrieben: Nur dem Umstande, daß ein dort beschäftigter Arbeiter früh genug die Gefahr merkte und seine Kollegen rechtzeitig warnen konnte, ist es zu verdanken, daß sich alle am Bau beschäftigten Arbeiter in Sicherheit bringen konnten. Nur ein Arbeiter erlitt eine leichte Verletzung im Gesicht. Der Einsturz soll darauf zurückzuführen sein, daß eine Betondecke zu früh ausgeschalt wurde, wodurch naturgemäß die schweren Decken und Unterzüge nachgeben mußten. Ausführende Firma ist das Baugeschäft Kreutzer u. Comp. Ratingen. Die Untersuchung durch die Baupolizei - welche hoffentlich eine gründliche ist - dürfte wohl die eigentlichen Ursachen des Unglücks feststellen. Die Untersuchung müßte besonders auf die Beschaffenheit des zur Verwendung gekommenen Materials ausgedehnt werden, und, sollte die vorzeitige Ausschalung tatsächlich erfolgt sein, so wäre festzustellen, wer sie veranlaßt hat. Im Interesse der Sicherheit der Bauarbeiter und um derartige Unglücksfälle für die Zukunft zu verhüten, dürfte eine schärfere Handhabung der Baukontrolle wohl am Platze sein.

Durch den Einsturz des Neubaues, der direkt an das alte Gebäude der Schule ausgeführt wurde, ist aber auch der Giebel dieses alten Gebäudes mit in die Tiefe gerissen worden, so daß das alte Gebäude schleunigst abgestützt werden mußte. Lehrer und Schüler konnten sich jedoch, ohne Schaden zu erleiden, in Sicherheit bringen."

Im letzteren scheint die Düsseldorfer Volkszeitung nicht die besten Informationen gehabt zu haben. Denn in der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Landwirtschaftsschule Ratingen 1958 ist zu lesen, bei dem Einsturz wurde „auch die Oberklasse der Landwirtschaftsschule erheblich in Mitleidenschaft gezogen, der damalige Leiter der Schule, Herr Direktor Woebel, und einige Schüler wurden verletzt. Ein ganzes Jahr verging mit Aufräumungs- bzw. Wiederaufbauarbeiten." Im November 1929 konnte dieser Leiter der Landwirtschaftsschule dann aber doch die Mädchenabteilung mit 26 Schülerinnen eröffnen.

In der Festschrift von 1958 ist u.a. auch ein Vorwort des damaligen Oberkreisdirektors und Vorsitzenden des Schulkuratoriums, Dr. F. Nordsieck, zu lesen; darin heißt es: „Die Landwirtschaftsschulen sind in besonderem Maße berufen, den bäuerlichen Nachwuchs auf der Grundlage des im elterli-

Kurz vor der Fertigstellung stürzte am 24. 11. 1928 der für die neue Mädchenabteilung vorgesehene Anbau ein. Im Hintergrund erkennt man „Haus zum Haus" und links daneben das alte Ratinger Freibad

chen und im Fremdbetrieb erworbenen praktischen Könnens mit dem technischen, wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt unseres Volkes bekanntzumachen. Darüber hinaus aber sind sie eine Pflegestätte bäuerlicher Tradition und Sitte und christlichen Gedankengutes. Möge die Landwirtschaftsschule Ratingen wie bisher zeitnahe wirken und auch fernerhin der Allgemeinheit unter dem Fortschritt der Landwirtschaft auf allen Gebieten dienen" .

Gegründet wurde die Schule 1908. Zuvor bestanden im näheren Bereich bereits eine Reihe von Jahren die landwirtschaftlichen „Winterschulen" Vohwinkel und Kettwig, die jedoch nur von verhältnismäßig wenigen Landwirten aus Ratingen und Umgebung besucht wurden. Der leider viel zu früh, kurz vor dem 50-jährigen Bestehen der Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle Ratingen verstorbene Direktor Dr. Wilhelm Brück schreibt dazu in der Festschrift: „Führende Landwirte des damaligen Landkreises Düsseldorf waren von der Notwendigkeit einer Landwirtschaftsschule auch in diesem Raum überzeugt und erreichten, daß der Landkreis Düsseldorf dank der Einsicht seiner Verwaltungsorgane unter Führung des Landrats Dr. von Beckerath und der Kreiskörperschaften (Kreisausschuß und Kreistag) im Jahre 1908 in Ratingen eine „Winterschule" errichteten. Da ein eigenes Schulgebäude noch nicht vorhanden war, wurde mit dem Unterricht am 3. November 1908 in der Schwarzbachstraße in Ratingen begonnen. Zum ersten Direktor wurde von der Landwirtschaftskammer Rheinland in Bonn Herr Gottfried Woebel ernannt. Das erste Semester wurde mit 22 Schülern eröffnet. Vier Schüler bildeten die Oberklasse (sie hatten im ersten Semester die Landwirtschaftsschule Kettwig besucht), 18 Schüler die Unterklasse."

Direktor Woebel, Leiter der Landwirtschaftsschule von 1908 bis 1934

Bei der Eröffnung bestand das Kuratorium aus folgenden Herren: Landrat Dr. von Beckerath, Düsseldorf, Vorsitzender, Oberbürgermeister Marx, Düsseldorf, stellvertretender Vorsitzender, Landgerichsrat Stupp, Düsseldorf, Bürgermeister Jansen, Ratingen, Gutsbesitzer Bellscheidt, Homberg, Rentmeister Brück, Düsseldorf-Himmelgeist, Direktor Woebel, Ratingen.

Zum ersten Lehrerkollegium gehörten:

Direktor Woebel, Katasterkontrolleur Sell, Ratingen, Lehrer Schmitz, Ratingen, Lehrer Axmacher, Ratingen, letztere drei für die Fächer Feldmessen und Nivellieren, Deutsch und Rechnen. Der Schul- und Beratungsbezirk der neuen Winterschule in der Dumeklemmerstadt umfaßte damals den Landkreis Düsseldorf mit den Ämtern Ratingen-Stadt, Eckamp, Erkrath, Hubbelrath, Kettwig, Hilden, Angermund, Benrath und Kaiserswerth sowie die Gemeinden Huckingen und Großenbaum, ferner den Stadtkreis Düsseldorf. Mit der neuen Schule in Ratingen verkleinerte sich das Einzugsgebiet der 1879 in Wülfrath gegründeten Landwirtschaftsschule Mettmann erneut, nachdem zuvor auch schon Winterschulen in Kettwig und Lennep errichtet worden waren. Die Schule in Wülfrath, die 1900 nach Vohwinkel, dem Sitz der Kreisverwaltung Mettmann, verlegt wurde, hatte zu den ersten Landwirtschaftlichen Winterschulen der damaligen Rheinprovinz gezählt. Die erste Schule dieser Art überhaupt war 1869 in St. Wendel entstanden. Der Schultyp „Winterschule" war nach badischem Vorbild aus dem sogenannten Wanderlehrertum entwickelt worden. Man verfolgte mit dem neuen Schultyp das Ziel, auch den Söhnen aus klein- und mittelbäuerlichen Betrieben die Möglichkeit zu eröffnen, landwirtschaftliche Fachkenntnisse auf wissenschaftlicher Grundlage ortsnah zu erwerben. Den Besuch der zu dieser Zeit vorhandenen landwirtschaftlichen Akademien und Ackerbauschulen hatten sich nämlich nur die Söhne der begüterten Großbauern und Großgrundbesitzer leisten können.

Nachdem nun 1908 an der Schwarzbachstraße in Ratingen der Schulbetrieb aufgenommen worden war, wechselte man am 3. November 1911 in einen stattlichen Neubau an der Hauser-Allee. Um den Sitz der Schule sollen sich, wie man aus damaligen Berichten ersehen kann, neben Ratingen auch die Städte Düsseldorf, Hilden und Kaiserswerth beworben haben. Die Wünsche wurden durch sehr günstige Angebote, wie es in alten Berich-

ten heißt, unterstützt. Die Wahl fiel aber letztlich wegen seiner zentralen Lage auf Ratingen. Die Kosten der neuen Schule betrugen einschließlich des Grundstückes von zwei Morgen Größe 48.000 Mark. Aus den damaligen Statistiken ist zu entnehmen, daß zur feierlichen Eröffnung folgende Zahlen bekannt gegeben wurden: Vorhanden waren damals im Schulbezirk 5600 landwirtschaftliche Betriebe (Gemüsebaubetriebe in und um Düsseldorf eingeschlossen, 2.900 Pferde, 8.000 Stück Rindvieh, 10.000 Schweine, 3.000 Schafe. Die tägliche Milchproduktion betrug 60.000 Liter, im Jahr 22 Mio. Liter. Hiervon gingen 17 Mio. Liter in die benachbarten Großstädte.

Schüler helfen beim Wiederaufbau des am 22. 3. 1945 von Bomben schwer beschädigten Gebäudes

In den Kriegsjahren 1915 bis 1918 fiel der Unterricht aus. 1919 wurde er wieder aufgenommen. Die Schülerzahlen stiegen ständig und führten 1922 zur Einrichtung einer zweiten Klasse, für die zuvor ein entsprechender Anbau hergestellt worden war. 1926 wurde die Gemüsebauschule in Düsseldorf gegründet und der Landwirtschaftsschule Ratingen als Gemüsebauklasse angegliedert und unterstellt. Im Herbst 1929 erfuhr die Landwirtschaftsschule ihren vollen Ausbau durch die bereits erwähnte Errichtung einer Mädchenabteilung, so daß fortan zwei Jungbauernklassen und eine Mädchenabteilung bestanden.

1934 trat Direktor Woebel nach 26-jähriger Tätigkeit an der Ratinger Schule in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger wurde Dr. Wilhelm Brück berufen, der bis dahin Leiter der Landwirtschaftsschule in Much im Siegkreis gewesen war.

Dr. Wilhelm Brück
Leiter der Schule von 1934
bis zu seinem Tode 1958

Im März 1945 wurde die Landwirtschaftsschule bei einem Fliegerangriff auf Ratingen fast vollständig zerstört. Nur die Räume der Mädchenabteilung blieben noch einigermaßen erhalten. Nach provisorischem Ausbau dieser Räume, nicht zuletzt dank tatkräftiger Mithilfe der Landwirtschaft, wurde der durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochene Unterricht im Herbst 1945 für Jungen und Mädchen wieder aufgenommen. Trotz der bekannten Knappheit an Baumaterialien wurde der Wiederaufbau der Schule dank der Unterstützung durch Schüler und Landwirte zügig vorangetrieben. Noch vor der Währungsreform stand der Rohbau. In das wiederaufgebaute Gebäude zogen im November 1948 87 Schüler und 31 Schülerinnen ein.

Inzwischen war am 9. 12. 1946 in der Turnhalle an der Graf-Adolf-Straße in Ratingen auch der Verein „ehemaliger Landwirtschaftsschüler" wieder ins Leben gerufen worden. Zum Vorsitzenden wählte die Versammlung den Landwirt Johannes Paas vom Schimmershof in Ratingen. Dieser Verein war schon nach Abgang des ersten Lehrgangs nach Gründung der Winterschule in Ratingen auf Anregung des 1. Direktors Gottfried Woebel als „Verein ehemaliger Winterschüler", wie er damals hieß, gegründet worden. Allererster Vorsitzender war Edmund von Itter aus Einbrungen. Dem Vorstand gehörten außerdem Heinrich Reppelmund aus Kalkum als stellvertretender Vorsitzender, Jean Holzapfel aus Ratingen als Geschäftsführer und Otto Grashaus aus Meiersberg an. Edmund von Itter hatte den Verein bis zu seiner Auflösung im Jahre 1934 nach der Machtübernahme durch die Nazis geführt. Der Verein hatte die Arbeit der Winterschule mit großem Engagement begleitet und unterstützt.

1958 wurde die Feier zum 50-jährigen Bestehen der Schule durch den plötzlichen Tod von Direktor Dr. Brück nach 24-jähriger Tätigkeit in Ratingen überschattet. Zu seinem Nachfolger wurde Dr. Hans Buschhaus berufen.

Anfang der Fünziger Jahre hatte die Technisierung und Motorisierugn stark zugenommen. Das allgemeine Wirtschaftswunder und die großen Flächenverluste für Wohnungsbau und Industrie zogen damals tiefgreifende Veränderungen in der Landwirtschaft nach sich. Zahlreiche fremde und auch familieneigene Arbeitskräfte wanderten ab. Die Zahl der Betriebe ging ständig zurück. Der Besuch der Ratinger Winterschule und auch der benachbarten Schule in Vohwinkel ließ sehr stark nach. Deshalb wurde in der zweiten Hälfte der 60iger Jahre eine Zusammenlegung der Schulen mit Sitz in der Kreisstadt Mettmann vorbereitet. Am 16. November 1967 erging der Beschluß des Kreistages zum Bau eines neuen Gebäudes für diese Landwirtschaftsschule Mettmann an der

Die Landwirtschaftsschule nach dem Wiederaufbau im Jahre 1950

Goldberger Straße in der Kreisstadt. Dieses Gebäude konnte im Oktober 1969 bezogen werden. Das bedeutete auch das Ende der Landwirtschaftsschule in Ratingen, auf deren Fläche das neue Hallenbad am heutigen Hauser Ring nach dem Abriß der Schule errichtet wurde. Zum Leiter des neuen Zentrums für die landwirtschaftliche Ausbildung, das 1994 auf ein 25-jähriges Bestehen zurückblicken kann, wurde Landwirtschaftsdirektor Dr. Hans Buschhaus aus Ratingen berufen.

Der bäuerliche Nachwuchs aus Ratingen mußte nun also in die Nachbarstadt zur „Kreisstelle Mettmann" der Landwirtschaftskammer Rheinland. Sie umfaßte die Landwirtschaftsschule sowie die Beratungsstelle mit den drei Hauptaufgaben Bildung, Beratung und Verwaltung in den Fachbereichen Landwirtschaft, ländliche Hauswirtschaft und Gartenbau. Anfang 1972 wurde Landwirtschaftsdirektor Helmut Ebert neuer Leiter der Dienststelle in der Kreisstadt. Ihm folgte an der Spitze dieser Dienststelle 1984 der jetzige Leiter, Dr. Manfred Otto. Landwirtschaftsdirektor Otto hat miterleben müssen, wie der Nachwuchs in der Landwirtschaft zahlenmäßig immer mehr zurückging. Dies führte 1992 im Sommer dazu, daß die Landwirtschaftsschule Mettmann geschlossen wurde. Von ihrer Existenz künden nur noch Schilder an der Goldberger Straße in Mettmann am dortigen Eingang der Dienststelle. Geblieben sind im Bereich der Landwirtschaftskammer Rheinland von den ursprünglich einmal über 40 Schulen vier „Zentralschulen" mit höherer Landbauschule in Viersen, wohin jetzt der Ratinger Nachwuchs fahren muß, Kleve, Düren und Siegburg sowie ein zentrales Meisterseminar für das Rheinland in Grevenbroich.

Anlaufstelle für den landwirtschaftlichen Nachwuchs im Raum Ratingen ist aber weiterhin die in Mettmann verbliebene Kreisstelle der Landwirtschaftskammer Rheinland. Von der Kreisstelle werden gegenwärtig 600 Vollerwerbsstellen und 400 Nebenerwerbsstellen in der Landwirtschaftsregion betreut. Vor 25 Jahren, so erinnert sich Direktor Dr. Otto, lagen die Zahlen noch doppelt so hoch. Bis zum Jahre 2000, so schätzt Dr. Otto, werden sich die jetzigen Zahlen wegen der schlechten Ertragslage in der Landwirtschaft noch einmal halbieren.

Als Kreisstelle hat die Dienststelle in Mettmann überwiegend hoheitliche behördliche Aufgaben zu erledigen. Geblieben ist und bleibt die Beratung in den drei Sparten Hauswirtschaft, Landbau bzw. Landwirtschaft sowie Gartenbau. Geblieben ist auch die Betreuung der Auszubildenden bis hin zur Praxisprüfung nach der Berufsschule. Regelmäßig kommt Ausbildungsberater Siegfried Lauter von der Kreisstelle Grevenbroich nach Mettmann. Nach seinen Angaben betreut Oberlandwirtschaftsrat Lauter im Gegensatz zu den vielen früheren Nachwuchskräften aus dem Ratinger Raum jetzt aus der Dumeklemmerstadt jährlich durchschnittlich nur noch einen Auszubildenden für die Landwirtschaft.

Wolfgang Diedrich

Dr. Manfred Otto vor dem Gebäude der Kreisstelle Mettmann der Landwirtschaftskammer Rheinland, in dem sich bis 1992 auch die Landwirtschaftsschule Mettmann befand

Landwirtschaftliche Schule der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz

zu Ratingen

Abgangszeugnis

Weidmann Johannes aus Bellscheidt

geb. am 18.3.03 zu Bellscheidt Kreis Düsseldorf

hat die hiesige Landwirtschaftliche Schule in den beiden Winterhalbjahren 23/24 24/25 besucht.

Betragen: sehr gut Fleiß: sehr gut

Kenntnisse:

I. Naturwissenschaften und Landwirtschaft

1. Landwirtschaftliche Chemie sehr gut
2. Landwirtschaftliche Physik sehr gut
3. Allgemeine und besondere Tierzuchtlehre sehr gut
4. Pflanzenkunde, allgemeiner und besonderer Pflanzenbau sehr gut
5. Pflanzenschutz sehr gut
6. Landwirtschaftliche Betriebslehre sehr gut
7. Landwirtschaftliche Buchführung sehr gut
8. Allg. Staats- u. Wirtschaftslehre, Vereins- u. Genossenschaftswesen sehr gut
9. Feldmessen und Nivellieren sehr gut
10.
11.

II. Allgemeinbildende Fächer

1. Deutsche Sprache und landw. Schriftverkehr sehr gut
2. Rechnen und Raumlehre sehr gut

Bemerkungen: Schulbesuch: regelmäßig

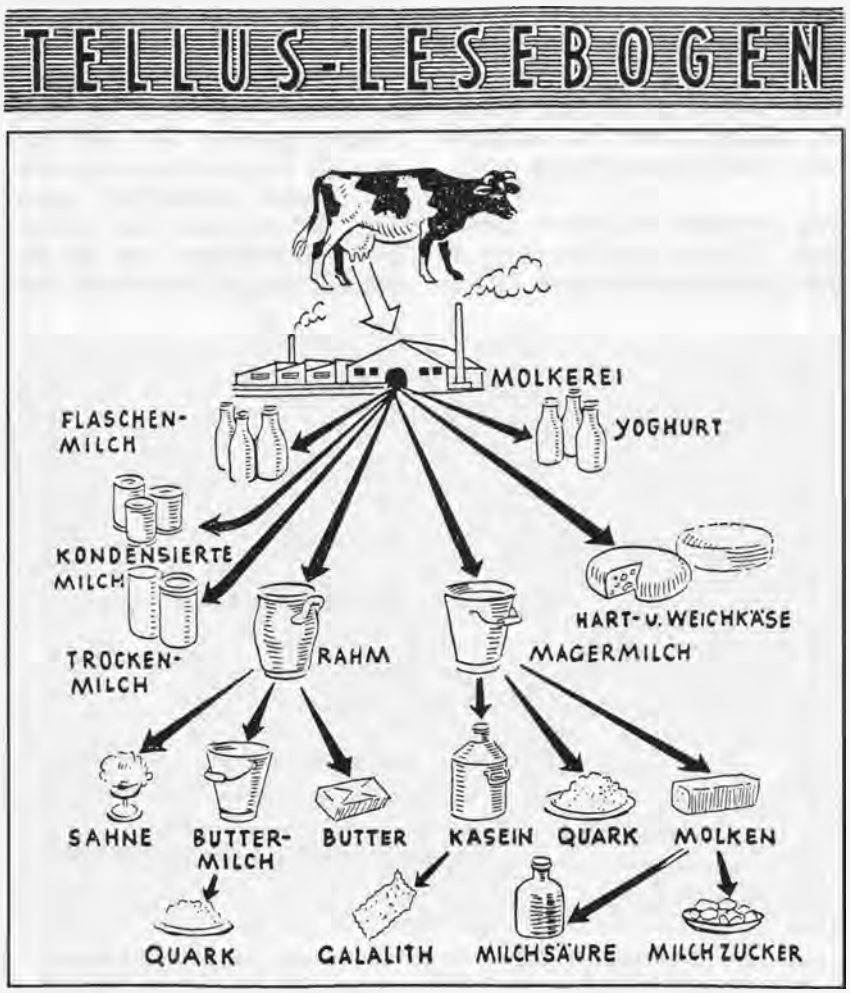
Ratingen, den 27. März 1925

Der Vorsitzende des Ortskuratoriums: Der Direktor der Landw. Schule:

Reihenfolge der Prädikate: sehr gut, gut, befriedigend bis gut, befriedigend, nicht befriedigend

RHENANIA-DRUCKEREI, BONN

Der Jahrgang 1923-25 der Landwirtschaftsschule
In der ersten Reihe die Lehrer (von links) unbekannt, Trennhaus, Tacke, Direktor Woebel, Dr. Hecker, von Rappard, unbekannt



Aus: Tellus-Lesebogen, Ausgabe C, 1949

Das Hausrind

Das Hausrind gehört zu den wichtigsten Haustieren. Nach dem Hunde steht es wahrscheinlich am längsten im Dienste des Menschen. Seine Abstammung geht vielleicht auf den Ur oder Auerochsen zurück, der sich für Europa bis in die geschichtliche Zeit hinein nachweisen läßt, heute jedoch ausgestorben ist. Wegen seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung tritt das Hausrind schon früh bei den verschiedensten Völkern auf. In Ägypten finden wir bereits lange vor Christi Geburt den sog. Rinderkultus. Hier waren die Stiere heilige Tiere. Gezähmt nutzt es dem Menschen in mannigfaltiger Hinsicht durch seine Arbeitskraft, indem es den Pflug zieht, durch das Fleisch, die Knochen, die Haut und das Gehörn, vor allem aber durch die Milch. Durch Züchtung sind teilweise bei einzelnen Rassen sehr hohe Milchleistungen erzielt worden. In landwirtschaftlichen Zeitschriften hat man gelesen, daß eine hochwertige Kuh bei bester Fütterung und Pflege z. B. in einem Jahre 3470 kg Milch gab. Durch ihren hohen täglichen Milchertrag sind vor allem die Simmentaler-, Ostfriesen- und Holländer-Kühe bekannt.

Über die vielseitige Verwertung der Milch soll nun vorstehendes Schaubild Aufschluß geben.

Ein gutes Stück Gesellschaftsleben der Zeit nach der Jahrhundertwende

Aus dem Protokollbuch des Kegelklubs „Gemütlichkeit"

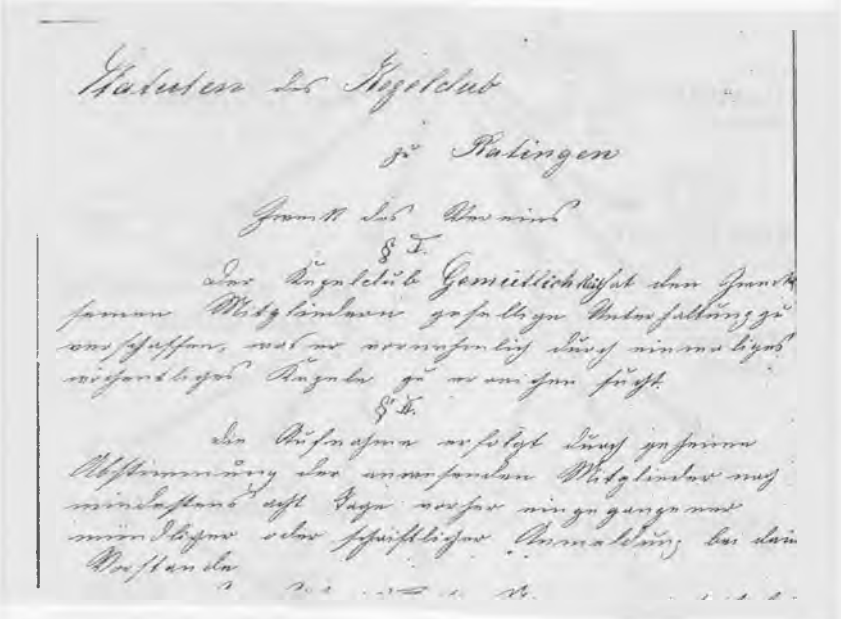
Ein gutes Stück Ratinger Stadt- und Bürgergeschichte ist mit dem Ratinger Kegelklub „Gemütlichkeit" verbunden, der am 2. Januar 1903 gegründet wurde, damit schon 90 Jahre besteht und heute noch so aktiv ist wie eh und je. Es handelt sich um den ältesten, ohne Unterbrechung bestehenden Ratinger Kegelklub, der immer im Stadtkern angesiedelt war und aus diesem Bereich auch seinen eigentlichen Mitgliederstamm rekrutiert. Aber schon von Anfang an kamen die Mitglieder aus allen möglichen Berufen, übten treue Kameradschaft untereinander, enge Verbundenheit zu den Familien und pflegten Frohsinn und Geselligkeit.

Was für seine Beständigkeit spricht, ist die Tatsache, daß der Kegelklub in seiner 90jährigen Geschichte bisher nur insgesamt fünf Präsidenten hatte. Nach dem Gründungspräsidenten Jean Ruhland führten Heinrich Bergmann, Hermann Bös und August Bethan jeweils über viele Jahre die Präsidentenglocke. Danach folgte der bekannte Ratinger Arzt Ferdi Panföder, der insgesamt 33 Jahre an der Spitze der „Gemütlichkeit" steht und in seiner ruhigen, aber geist- und humorvollen Art dem Klub seinen Stempel aufprägte. Zum Jubiläum lud er seine Kegelbrüder samt Damen zum Jahresausflug in das Frankenland ein. In der Nähe von Rothenburg ob der Tauber sollen es wieder zauberhafte Tage gewesen sein.

Feiern in fröhlicher Gemeinschaft und erlebnisreiche Ausflüge, das waren neben dem Kegeln und den Stammtischen schon von Anfang an die Höhepunkte des Klublebens. Darüber berichtet auch das heute noch vorhandene Protokollbuch, das von der Gründung im Jahr 1903 an sorgfältig geführt wurde, bis 1929 reicht und damit ein heute kaum hoch genug einzuschätzendes Dokument des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens seit der Jahrhundertwende in Ratingen darstellt. In bunten Schilderungen ist das Leben einer vergangenen Generation in fast drei Jahrzehnten, nämlich in der Zeit vor und nach dem ersten Weltkrieg, festgehalten. Aber auch für die folgenden sechs Jahrzehnte geben dicke Aktenordner und zahlreiche Mappen mit Bildern und Ansichtskarten ein interessantes Bild Ratinger Geschichte. Denn seit jeher drehten sich bei den Stammtischabenden die Gespräche am Runden Tisch in erster Linie um die Heimatstadt und ihre Bewohner. Dazu fanden sich im Umkreis des Tisches immer viele Zuhörer ein, die wegen der strengen Aufnahmeregeln zwar keine Mitglieder in der „Gemütlichkeit" werden konnten, sich aber gerne an den munteren Gesprächen beteiligten oder zumindest mit Vergnügen zuhörten. Auch heute noch sitzt den meisten Mitgliedern der Stammtisch- und Kegelrunde der Schalk im Nacken, und Trübsalblasen kennt man in dieser Runde nicht.

Das entspricht eigentlich genau dem 1903 bei der Gründung in den Statuten festgelegten Zweck des Vereins: „Der Kegelklub „Gemütlichkeit" hat den Zweck, seinen Mitgliedern gesellige Unterhaltung zu verschaffen, was er vornehmlich durch einmaliges wöchentliches Kegeln zu erreichen sucht". Später stellte man zwar das Kegeln auf 14tägigen Turnus um, legte aber dazwischen den genannten Stammtisch, der vor allem auch über die schweren Jahre der beiden großen Kriege hinweg den Zusammenhalt festigte.

Von dem Unternehmungsgeist der Mitglieder kündet der Bericht über die erste satzungsmäßige Halbjahres-Generalversammlung, die am 5. Juli 1903 stattfand. Als es um das Ziel des ersten Sommerausfluges ging, wollte ein Mitglied gleich nach Hamburg fahren, aber die Mehrheit entschied sich denn doch für das Ahrtal, was damals immerhin noch eine halbe Tagesreise mit dem Zug bedeutete. Es muß ein herrliches Erlebnis gewesen sein, wie man dem im Protokollbuch enthaltenen Bericht entnehmen kann. Dazu gehörte auch die Kutschfahrt von Remagen aus die Ahr entlang. Als die Gesellschaft aller-



Das Protokollbuch von 1903 beginnt mit den Statuten des „Kegelclub zu Ratingen", die in Paragraph 1 den Zweck des Vereins festlegen. Offenbar sollte der Kegelclub zunächst „Gemütlich" heißen, die Silbe „keit" wurde erst nachträglich eingefügt

dings am Abend wieder nach Remagen zurückfahren wollte, war der Kutscher mittlerweile so betrunken, daß er nur noch zwischen Alten- und Neuenahr hin- und hergondelte. Bei der Auseinandersetzung bot Johann M. dem Kutscher noch eine Ohrfeige an, bevor ein Gendarm eingeschaltet wurde. Bei ihm legitimierten sich die Ratinger, lehnten es aber ab, den Kutscher zu entlohnen. Aber damit war noch nicht das letzte Wort gesprochen. Zu Hause stellten die Mitglieder der „Gemütlichkeit" fest, es sei eine so schöne Reise gewesen, daß man sie bald wiederholen wolle. Und weil es so schön war, sprang man über den eigenen Schatten und schickte dem Kutscher den vollen Fuhrlohn.

Die „Gemütlichkeit" war - wie man es sich für die damalige Zeit gar nicht anders vorstellen kann - natürlich ein reiner Männerklub, der aber zu bestimmten Anlässen, zu Ausflügen und vor allem zum Familienfest nicht ohne die Damen auskam. Beim Damenkegeln war es so geregelt, daß jeder Kegelbruder, der eine Dame einführte, den Kegelpreis zu stiften hatte, der nicht unter zwei Mark wert sein durfte. Insgesamt waren die Mitglieder der „Gemütlichkeit" für ihre Zeit schon recht „weltläufig". So unternahmen sie im Sommer 1907 ihren Ausflug nach Holland und besuchten dort Rotterdam, Scheveningen, Den Haag und Amsterdam, begnügten sich aber in den beiden folgenden Jahren mit Sauerland und Norderney. Dafür ging es im Sommer 1909 mit Bahn und Schiff auf eine weinselige Rheintour. Davon berichtet das Protokollbuch u.a.: „Was keinem von uns im ganzen Leben passiert ist, das durften wir im Mainzer Dom erleben, nämlich: Es nahten die Herren Domschweizer in voller Gala und wiesen uns höchst eigenmächtig aus dem prachtvollen Gotteshaus, worin es uns so gut gefiel". Von anderer Hand ist der Vermerk, der einiges verständlicher macht, hinzugefügt: „Vorher nahmen wir einen guten Trunk im Hotel zum hl. Geist, welches früher eine Kirche war". Nach solchen Ausflügen mußten zur Auffüllung der Vereinskasse immer wieder verschärfte Regeln und erhöhte Strafen eingeführt werden. Man fühlte sich aber auch der Damenwelt verpflichtet. So unternahm man ein paar Wochen nach der Herren-Rheintour mit den Damen eine Wagenfahrt nach Wittlaer, genoß dort eine gute Kaffeetafel und hatte anschließend beim Damenpreiskegeln viel Spaß. Solche Ausgleiche wurden über die Jahrzehnte bis heute beibehalten.

Die Ratinger Zeitung berichtete 1908 mit diesem Bild von einer fröhlichen Zecherrunde über den Ausflug des gerade fünf Jahre alten Kegelclubs „Gemütlichkeit" an die Mosel. Das Bild zeigt (v.l.n.r.) stehend: Schlossermeister August Weidle, Werkmeister Hompesch, Gemüsehändler Josef Messer und Kaufmann Fritz Ruwwe, sitzend: Kaufmann Johannes Brommes, Metzgermeister Heinrich Bergmann und Gastwirt Mathias Schulten, im Vordergrund: Steinhauermeister Fritz Lepper und Schreinermeister Hermann Bös

Viele Zeitbewegungen schlugen sich in dem Protokollbuch nieder, wie etwa die Begeisterung für die gerade aus den ersten Kinderschuhen herauswachsende Luftfahrt. Bei der Generalversammlung im April 1910 wurde vorgeschlagen, einen Ausflug zur Weltausstellung in Brüssel zu unternehmen. Das Verwegene an diesem Vorschlag war aber der Zusatz, die Fahrt sollte mit dem Luftschiff „Zeppelin VII" unternommen werden. Nach der ersten allgemeinen Begeisterung aber flaute die Stimmung dafür ab. Aus dem vorgesehenen Zeppelinflug wurde eine Bahnfahrt nach Holland mit eintägiger Schiffstour. Aus Amsterdam wird u.a. von der Besichtigung des „schönen Judenviertels" berichtet. Ganz offensichtlich erfüllte Holland mit gutem Essen und Trinken, angenehmen Hotels und vielen interessanten Punkten genau das, was sich die Kegelbrüder vorgestellt hatten.

Weshalb die Luftschiffreise in Ungnade gefallen war, das kommt zwei Jahre später im Protokollbuch zum Ausdruck: „Einen großartigen patriotischen Einfall hatte unser Herr Kassierer. Er wollte unseren ganzen Bestand dem Luftflottenverein überweisen, wobei er aber auf heftigen Widerstand stieß, da sich unsere Brüder in keiner Beziehung als Luftschiffer eignen". Man hatte also offenbar ganz einfach Angst vor der eigenen Courage bekommen.

Das Protokollbuch liest sich deshalb mit besonderem Vergnügen, weil sich darin in herrlichen Formulierungen verklausuliert das findet, was man gerne festgehalten hatte, aber doch nicht deutlich aussprechen wollte. In der Herbst-Generalversammlung wurde ein Kegelbruder einstimmig zum Schriftführer gewählt. Dazu schrieb der Präsident eigenhändig mit reichlich krakeliger Schrift in das Protokoll: „Er konnte die Annahme des Postens leider nicht bestätigen, weil er an fraglichem Abend einen großen Bär am Seil hatte und todmüde

mit dem Kopf auf dem Küchentisch lag". An anderer Stelle ist im Bericht über eine offenbar feuchtfröhliche Rheintour zu lesen, daß zwei Brüder bei der Ankunft in Ratingen nicht mehr dabei waren, weil sie sich „in Cöln noch einen Haarschnitt holen wollten". Ob der „Haarschnitt" später auch den Ehehälften noch gefallen hat, ist nicht festgehalten.

Zuweilen hat man beim Lesen den Eindruck, daß auf die Brüder von der „Gemütlichkeit" fast bei jedem Ausflug ein außergewöhnliches Erlebnis wartete. Im Sommer 1912 unternahmen die Kegelbrüder nach einem schönen Tag in Bad Kreuznach eine Fahrt nach Münster am Stein, bestiegen trotz der drückenden Hitze etliche Burgen und erlebten auf der Rückfahrt mit der elektischen Straßenbahn nach Bad Kreuznach ein fürchterliches Gewitter. Zu allem Unglück entgleiste die Elektrische durch einen Blitzschlag. Als der Präsident hinaus in das Unwetter ging, um nach dem Rechten zu sehen, schlug ihm - so das Protokoll - „ein Blitzstrahl in den Schirm. Da ließ er uns alle im Stich und lief im strömenden Regen nach Kreuznach zum Hotel, wo wir ihn noch zitternd auffanden, aber hinter einem großen Glas Bier". Im Sommer 1914 unternahmen die Kegelbrüder noch einen Ausflug in das Sauerland, den sie trotz des nassen und kühlen Wetters ganz offensichtlich genossen. Bald darauf brach der erste Weltkrieg aus. Die jüngeren Mitglieder mußten einrücken, die älteren führten im kleinen Rahmen den Vereinsbetrieb weiter, begnügten sich dann aber bald mit dem Stammtisch und freuten sich über jeden Gruß, der von der Front kam. Wie sehr die Soldaten mit ihren Freunden verbunden waren, zeigt eine Feldpostkarte von 1916, in der sich der Schreiber für die übersandten Liebesgaben bedankt, davon berichtet, daß er an der Front einen Kegelbruder traf und fügt an, daß er sich unbändig auf den Urlaub freut. Er schreibt weiter: „Hoffentlich versammelt Ihr Euch noch bei Wenders, um einige Stunden gemütlich zusammen zu sein" und fügt hinzu, daß er in seinen Gedanken bei ihren Zusammenkünften immer dabei sei.

Nachdem man auch während des Krieges immer noch kleinere Ausflüge an die Ahr, in die Eifel oder an den Rhein unternommen hatte, beschloß man in der Generalversammlung im April 1919, bei der erstmals wieder alle Kegelbrüder anwesend waren, eine große Sauerlandfahrt. Beim Rückblick auf das Jahr 1920 schreibt der Schriftführer, es seien so viel Paragraphen in Kraft getreten, daß man davon ein kleines Buch vollschreiben könne: „Es gibt im Kegelklub bald wie bei der Reichsregierung immer etwas Neues". Und dann hält er fest, daß im November „auch einmal gestreikt wurde in Bahnangelegenheiten, aber der Kegelklub „Gemütlichkeit" kann nicht ungemütlich werden, und so wurde im Dezember wieder unter den alten Bedingungen weiter gekegelt".

Anfang des Jahres 1921 stellte man fest, daß man - für damalige Verhältnisse eine enorme Summe - fast 1000 Mark in der Klubkasse hatte, und so konnte man sich das erlauben, was Kegelbruder August Weidle schon seit Jahren immer wieder vorgeschlagen hatte, nämlich eine Reise in seine bayerische Heimat. Es wurde eine Fahrt, die selbst hochgesteckte Erwartungen weit übertraf. Die Erlebnisse füllen im Protokollbuch zehn erstmals in Maschinenschrift geschriebene Seiten. Nach einem Aufenthalt in Augsburg bei einem Schulfreund von August Weidle ging es über Kaufbeuren nach Füssen in das Standquartier. Der Chronist schwärmt von der herzlichen Aufnahme, von dem guten Essen und Trinken, von den großartigen Wanderungen und Ausflügen, von der Einkehr auf der Alm und der schönen Sennerin, vom Pirschgang mit dem Jäger auf die Gams, vom Abstieg über steile Felswände und von Rutschpartien auf dem Hosenboden über abschüssige Schneeflächen. Die Bayernfahrt bildete hinfort den Maßstab, an dem ganz unfair alle nachfolgenden Ausflüge gemessen wurden.

In den folgenden Jahren wurde es ohnehin schwieriger, denn die Inflation machte sich immer schlimmer bemerkbar. Ab dem 1. Januar 1922 erhöhte man den

Vor dem Ausflug, der im Mai 1921 in die Bayerischen Alpen führte, berichtet das Protokollbuch: „Am Fronleichnamstag bestiegen wir morgens früh um 8 Uhr eine Felswand und ließen uns fotografieren. Der Aufstieg war nicht so einfach, er konnte, wie das obige Bild ganz deutlich zeigt, nur mittels Bergstöcken und Seilen vollzogen werden. Selbst der Fotograf sagte: Das war eine schwere Tour"

Vereinsbeitrag bereits auf 10 Mark, und im Januar 1923 wurde schon das Fehlgeld für einen Abend mit 100 Mark festgesetzt. Kein Wunder, daß man sich sogar einmal Gedanken darüber machte, den Kegelklub aufzulösen. Jedenfalls wurde im Herbst 1923 das Kegeln eingestellt, „weil die Preise für Bier, Kegeljungen und Bahn zu hoch gingen". Dafür kam man jede Woche bei einem anderen Kegelbruder in gemütlicher Runde zusammen, um - wie es im Protokoll heißt - „sich die Zeit mit Politik und Kartenspiel zu vertreiben". Und als die Inflation fast auf der Spitze war, faßten die Mitglieder allen Mut zusammen, kauften gemeinsam für 2 Millionen Mark einen Motor in der Hoffnung, ihn bei günstiger Gelegenheit mit Gewinn verkaufen zu können, um so den für 1924 geplanten Ausflug nach Bayern zu finanzieren. Ob diese Spekulation aufging, ist nicht festgehalten. Jedenfalls konnten die Brüder der „Gemütlichkeit" im Juli 1924 zu ihrer Fahrt in die Salzburger Alpen starten. Sie scheint - wie man den wiederum in Maschinenschrift festgehaltenen zehn Seiten entnehmen kann - den ersten Bayern-

Zu diesem am 10. Juni 1924 in Münchener Hofbräuhaus aufgenommenen Foto ist im Protokollbuch folgendes zu lesen: „Nachdem wir unseren Ratinger Dreck abgeschüttelt und Kaffee getrunken hatten, saßen wir kurze Zeit später doch im Hofbräuhaus, und jeder, stumm vor Staunen über das, was sich ihm dort bot, trank eine oder mehrere Maß Bier und ließ sich Radi, Weißwurst und sauere Leber gut schmecken. Eine tolle Aufnahme, unser Rudi als Bierautorität mit gespreizten Beinen auf dem Faß, bildete den Schluß des Frühschoppens".
Auf dem Bild erkennt man von links nach rechts: August Bös und August Bethan (auf dem linken Faß sitzend), Rudolf Flammer, Fritz Lepper, Hermann Bös, Willi Bös und August Weidle

Beim Stiftungsfest zum 25jährigen Bestehen des Kegelclubs „Gemütlichkeit" stellten sich während des Festaktes im Vereinslokal Flammer die Mitglieder mit ihren Damen dem Fotografen zu einer Gruppenaufnahme. Das Protokollbuch sagt dazu: Zur Erinnerung wurde eine gutgelungene Blitzlicht-Aufnahme gemacht.
Auf dem Bild sind zu sehen:
(sitzend von links) August Herbertz und Frau, August Weidle und Frau, Hermann Bös und Frau, Fritz Lepper und Frau, Karl Messer und Frau.
(stehend von links) Willi Bös und Frau, Thea Flammer, August Bös und Frau, Rudolf Flammer und Frau (Vereinswirt), August Bethan und Frau, Frl. Martha Flammer, Josef Tophoven und Frau

ausflug noch weit übertroffen zu haben, obwohl einige Tage im Dauerregen untergingen. Der Aufstieg auf den Watzmann und die Fronleichnamsprozession in Berchtesgaden waren neben dem Besuch des Hofbräuhauses in München die Höhepunkte der unvergeßlichen Reise. Danach folgten Ausflüge in den Schwarzwald und in den Harz, aber in allen Generalversammlungen tauchte bei der Frage nach dem nächsten Reiseziel immer wieder „Bayern" auf. So war es auch im Jubiläumsjahr 1928 zum 25jährigen Bestehen des Vereins. Das Stiftungsfest selbst brachte am Nachmittag eine „Damen-Kaffee-Visite", danach einen Abendschoppen und schließlich den Festakt mit Abendessen, musikalischer Umrahmung, Festrede und Ehrung der Jubilare und jeweils einer Rede auf die Damen und auf die Herren, später gab es noch einmal einen „Damen-Vortrag" und ferner noch „Lieder zur Laute und Unterhaltung nach Belieben". Der Jubiläumsausflug führte nach Hindelang im Allgäu. Zwölf Tage lang unternahmen die Brüder der „Gemütlichkeit" von der „Pension Nordpol" aus ihre Ausflüge in die Berge und in das Land. Mit dem Bericht über das Jubiläumsjahr, dem Wunsch auf weiteres Gedeihen und ein dreifaches „Gut-Holz" endet das Protokollbuch. Wie den dicken Aktenordnern der folgenden Jahrzehnte zu entnehmen ist, mußte in den 30er Jahren laut Anweisung „von oben" auch im Kegelklub das „Führerprinzip" eingeführt werden, obwohl sich der „Führer" vorher als „Präsident" viel wohler gefühlt hatte. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges machte sich auch im Kegelklub bemerkbar. Die jüngeren Mitglieder wurden eingezogen, die älteren begnügten sich mit Sonntagsspaziergängen ins Angertal und anschließendem Kegeln in der Auermühle. Bald aber konnte das Auskegeln von Weckmännern und Neujährchen aus - wie es im Protokoll heißt - „naheliegenden Gründen nicht mehr durchgeführt werden". Aber trotz Krieg und trotz der Störungen „durch die gegen jede Kriegsgesetze sprechenden Luftangriffe der Engländer" sei die Gemütlichkeit geblieben, stellte in jener Zeit der Schriftführer fest.

Auch heute noch herrscht im Kegelklub die schon im Namen enthaltene „Gemütlichkeit", und auch heute bilden die Ausflüge, die längst mit Damen durchgeführt und mit kulturellen Programmen verquickt werden, die Höhepunkte im Jahreslauf. Tradition und Beständigkeit aber drücken sich u.a. darin aus, daß alte Ratinger Familien in der „Gemütlichkeit" mittlerweile schon in der dritten Generation vertreten sind.

Dr. Richard Baumann

Zünftig ging es beim Jubiläums-Ausflug zu, der im Sommer 1928 in die Allgäuer Alpen führte. In der oberhalb von Hindelang gelegenen Pension „Nordpol" gab es für die Ratinger Kegler nach den Tagestouren immer fröhliche Unterhaltung

Zehn Jahre Verein „Ratinger We-iter e.V."

Von Theo Volmert dazu angeregt, konnte ich in der Quecke Nr. 57 vom Oktober 1987 über die Gründung und die Aktivitäten des Vereins „Ratinger We-iter e.V." berichten. Am 3. Oktober 1992 feierten die „We-iter" nun im kleinen Saal der Ratinger Stadthalle ihr zehnjähriges Bestehen.

Zu einem „zauberhaften Abend" hatte der Verein eingeladen, und viele Mitglieder mit ihren Angehörigen, aber auch zahlreiche Ehrengäste aus Politik und Verwaltung waren der Einladung gefolgt. Besonders freute es die „We-iter" , daß auch die Vorsitzenden der drei befreundeten Ratinger Heimatvereine es sich nicht nehmen ließen, dem Verein ganz herzlich zum zehnjährigen Bestehen zu gratulieren und an der Festveranstaltung teilzunehmen.

Zu Beginn des Abends standen natürlich zunächst die elf erschienenen Gründungsmitglieder im Mittelpunkt. Sie wurden von der 1. Vorsitzenden Ingeborg Mosmüller besonders herzlich begrüßt und mit Blumen bedacht.

Als Mitbegründerin trug ich folgende Verse vor:

Ihr We-iter, als mer vor zehn Johr zusammesoote,
hädde mer uns nit dröome loote,
dat mer hütt in de Ratinger Stadthall fiere könnte ne We-iter-Ball.

Öch dank ech, dat ihr dobe-i-jeblieve,
un ich well öch jeen in't Album schriewe,
dat ihr öm unser Heimatstadt öch jroote Verdienste erworbe hatt.

Och die angere Mitjlieder all,
die hütt sitte op'm We-iter-Ball,
donnt völl för ihr Heimat un Muttersproch
un halde Sitte un Brauchtum hoch.

Dröm wönsch ech mich hütt för de Verein,
et mäuden bald tweehundert Mitjlieder sein,

Dat wor et! Un öch all noch völl Freud
wünscht öer Hanni Schorn öch heut.

In der Tat gab es sehr viel Freude im Laufe des Abends bei Darbietungen der Sunshine Dancers und der Tanzpaare Katja Schupp und Thomas Pollheim, Jutta Koch und Olaf Bodewein. Höhepunkt des Abends waren die Zauberkünste des prominenten Illusionisten WITTUS WITT.

Elf Gründungsmitglieder der „Ratinger We-iter" waren bei der Festveranstaltung dabei. Ganz rechts die Ehrenvorsitzende Hanni Schorn

Gespräche wurden geführt und Kontakte konnten gepflegt werden. So entstand an diesem Abend auch der Plan, in der „Quecke" wieder einmal über die Ratinger We-iter zu berichten.

Nach wie vor trifft man sich zu Mundart-Veranstaltungen und Stammtisch-Abenden. Wandergruppen sind mittwochs und donnerstags in und um Ratingen unterwegs, und bei den „Pudel-We-itern" , den „Flotten We-itern" und den „Staatsen We-itern" wird monatlich gekegelt.

Als erste mehrtägige Fahrt wurde 1991 eine Harzreise unternommen außer den vielen Tagesfahrten mit lohnenden Zielen. Das Brauchtum pflegen die We-iter beim Martinsgans-Essen, bei der jährlichen Nikolausfeier und natürlich am Tag der Weiberfastnacht. - Zu Ostern werden die Bewohner der Ratinger Alten- und Pflegeheime - jeweils im Wechsel - mit Osternestern bedacht.

Um die Mundart hat sich besonders Lore Schmidt verdient gemacht. Von ihr verfaßte Texte wurden im Dezember 1987 vom Verein „Ratinger We-iter e.V." als Buch herausgegeben unter dem Titel „Unsere alte Stadt und andere Gedichte und Erzählungen" .

Eine Kassette bietet, von Lore Schmidt besprochen, die Mundart-Texte dieses Buches.

Der Vereinsvorstand setzt sich seit der Jahreshauptversammlung 1993 wie folgt zusammen:

1. Vorsitzende: Ingeborg Mosmüller, Mülheimer Str. 17
2. Vorsitzende: Hannelore Scholz-Schneider, Goethestraße 12,
1. Schriftführerin: Wilma Mähler,
2. Schriftführerin: Lore Schmidt,
1. Kassiererin: Juliane Wichert,
2. Kassiererin: Anneliese Hillebrand.

Beisitzerinnen: Irmgard Schulz, Hildegard Pollheim, Gerda Ohlerich und Adelheid Hoven.

Mitglieder können alle volljährigen Ratingerinnen werden, die hier ihren Wohnsitz haben, natürlich auch alle, die hier geboren sind und nicht mehr in Ratingen wohnen.

Zweck des Vereins ist die Förderung und Aufrechterhaltung heimatstädtischer Belange, Pflege alten Brauchtums, vornehmlich unserer Ratinger Mundart.

Gäste sind zu allen Veranstaltungen herzlich willkommen. Der Stammtisch findet in der Regel an jedem dritten Donnerstag im Monat im Café Feit statt, und zwar in den Sommermonaten ab 19 Uhr, in den Monaten Oktober bis März nachmittags um 15.30 Uhr.

Hanni Schorn
Ehrenvorsitzende

De Wander-We-iter

Et Mittwochs um zwei Uhr am Maat
do treffen sech Ratinger We-iter.
En Wanderung wühd jetz jemaht,
dat we-it im Verein fast jeder.

Et Lotte, Elfriede un wie se all he-ite,
die loope flott wie e Döppke,
un hätt e-iner mol der Schirm verjeete,
sett ne Hoot he op dat Köppke.

Denn och be-i Reje wühd loßjetrocke,
dat es doch sonneklor!
Et mäkt sech jeder op de Socke;
dat jeht als öwer acht Johr.

Un ongerwejs wühd enjekehrt
un lecker Kaffe jedronke;
dat es denne all e paar Mark wert,
do lött sech kinner lompe.

Bewejung un fresche Loft hölt jung,
un Spaß jöwt et och be-i der Sache.
Dröm sind de We-iter rechtig in Schwung
un hant immer jet zu lache.

Von wiedem höht mer se schwadroniere,
mer kickt am Fenster eruus.
"Do jonnt de We-iter widder spaziere!"
Un bald sind se widder zu Huus.

Hanni Schorn

Ein Tag in Ratingen vor 60.000 Jahren

Als die Nacht dem Tage wich und der zart rötliche Schein der morgentlichen Frühsommersonne die Natur in ein warmes Licht tauchte, begann sich der Nebel zu lichten. Langsam konnte man ihre Umrisse erkennen, es war eine ganze Herde.

Die Mammute brachen aus dem leicht bewaldeten Hügelland im Osten hervor und machten sich wie jeden Morgen auf den Weg zum großen Fluß, der sich mit zahlreichen und wilden Flußarmen durch die breite Niederung schlängelte.

Eines nach dem anderen kam zum Vorschein, große Tiere vorne, kleinere dahinter und am Schluß ein riesiger Bulle.

Als sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hatten, streckten wie auf Befehl erwachsene und Jungtiere ihre Rüssel in die Höhe und sogen mißtrauisch die feuchten Lüfte ein, die noch in der Flußniederung hingen. Aber der Wind brachte ihnen keine Nachricht von einer drohenden Gefahr. Nichts war zu hören, nur das Schnaufen der Mammute und das leise Surren unzähliger Fliegen und Mücken.

Die Mammute gingen bis zum Ufer des Flußes, ihre Silhouetten zeichneten sich immer deutlicher vom Himmel ab. Erst jetzt sah man ihre niedrigen Hinterteile, die wuchtigen Schultern und dann die hoch erhobenen Köpfe mit den gebogenen weißen Stoßzähnen, die vor dem schwarz-braunen Fell eine immense Kraft und Stärke ausstrahlten.

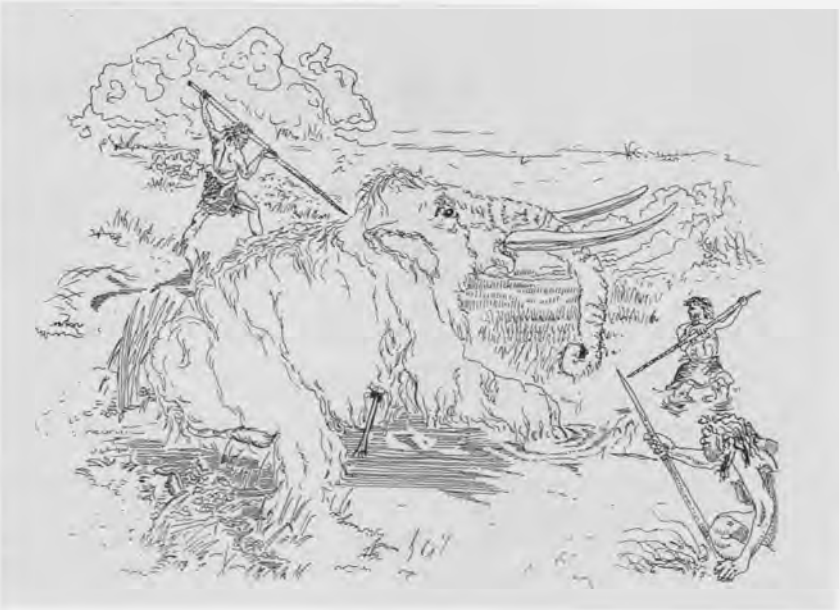
Ein kurzer Befehl und der morgentlichen Ruhe und Beschaulichkeit wurde jäh ein Ende gesetzt. In Sekundenschnelle prasselte Feuer. Nach wochenlangem schönen Wetter war der Boden zwischen dem Hügelland im Osten und dem Fluß im Westen trocken wie Zunder, und die Gräser und kleinen Büsche gingen in lodernde Flammen auf.

Gellende Schreie ertönten und zahlreiche Speere flogen durch die Luft. Die erschrockenen Tiere gaben schrille Töne von sich. Sie wichen vor dem Feuer zurück und stolperten auf den reißenden Fluß zu.

Nach intensivem Planen und Verfolgen von Spuren seit dem Augenblick, an dem die kleine Gruppe die Mammutherde entdeckt hatte, war jetzt der Höhepunkt für die Jäger gekommen.

Die einzigen Waffen, die die Männer bei sich hatten, waren etwa ein bis zwei Meter lange Holzspeere ohne Steinspitzen.

Für die Jagd auf Mammute war normalerweise eine weit schwerere Ausrüstung mit großen und kräftigen Speeren notwendig, aber die Männer waren nicht auf der Jagd, sondern auf Handelsreise. Sie befanden sich auf dem Rückweg vom alljährlich stattfindenden und drei Tage dauernden Frühjahrstreffen.



Bei diesem Treffen kamen die Menschen von Gruppen aus den nördlichen Regionen, um wertvolle schwarze Feuersteinknollen gegen Biberfelle aus dem Süden einzutauschen. Natürlich tauschte man hier auch Neuigkeiten und Tratsch aus oder war auf der Suche nach einem Mann oder einer Frau fürs Leben.

Unsere Gruppe war vor vier Tagen aus dem Westen gekommen, dort wo das Hügelland an Höhe gewinnt und wo in einem 1000 m langen und engen Tal zwischen hohen Kalksteinfelsen in erdgeschichtlicher Zeit einige Höhlen entstanden waren.

Sie zogen am Mittag des dritten Tages heimwärts, schwer beladen mit großen Feuersteinknollen, die in ihrer Heimat selten waren, als zwei Männer der Gruppe am Nachmittag, kurz vor dem Anstieg zum Hügelland, auf frische Spuren von einer Mammutherde stießen.

„Wir können nicht mit der ganzen Ware auf eine Mammutjagd gehen", sagte Erl, der Anführer der Gruppe.

„Wir können sie doch hier am Rand des Hügellandes verstecken und uns die Stelle merken. Wenn wir zurück im Lager sind, kann ich mit ein paar Männern zurückkommen und die Feuersteine holen", meinte Aro. Die anderen stimmten diesem Plan zu.

Die Gruppe machte sich noch am Abend daran, alle Vorbereitungen für die Jagd zu treffen.

Die längsten und kräftigsten Speere wurden ausgesucht, und alle Faustkeile wurden zusammengetragen. Mit letzteren sollte nach erfolgreicher Jagd das Fleisch zerlegt und für den Transport fertiggemacht werden.

Dann vergewisserte man sich, ob genügend Material zum Feueranzünden vorhanden war.

Der Plan sah vor, sich in zwei Gruppen aufzuteilen. Eine Gruppe solle die Spur der Mammute verfolgen, die andere vorauseilen und eine Stelle ausmachen, wo die Tiere am besten zu erlegen wären.

Wenn sie mehr Männer gewesen wären, hätten sie genügend Feuer legen können, um die Mammute einzukreisen. Aber bei diesem trockenen Wetter und nur einem Dutzend Männern, konnten sie das Feuer nicht unter Kontrolle halten und die Mammute würden in Panik davon laufen.

Bei dieser Jagd mußten sie anders vorgehen. Sie wollten den Mammuten folgen und dann an einer geeigneten Stelle diese einkesseln und angreifen.

Der Plan war gemacht und jeder wußte, was er zu tun hatte, so daß sie nur noch auf den Sonnenaufgang warten mußten.

Die Holzspeere suchten ihren Weg durch die Luft und fanden ihn in den Eingeweiden der vor Angst tobenden Tiere.

Viele Tiere, vor allem die Jungtiere hatten die Orientierung verloren und liefen geradezu in ihr Verderben. Die eigentliche Jagd dauerte nur eine halbe Stunde, dann war alles geschehen.

Es war eine erfolgreiche Jagd, keiner der Jäger wurde ernsthaft verletzt und fünf Tiere, zwei Kühe und drei Kälber konnten erlegt werden.

Doch jetzt fing die schwere Arbeit erst an, denn bis zum Einbruch der Dunkelheit mußten die Kadaver zerlegt und aufgeteilt sein. Auch wollten die Jäger ihre Beute noch bis zum Rand des Hügellandes schleppen, um bei Dunkelheit nicht in der offenen Flußniederung von hungrigen Wölfen und Hyänen angegriffen zu werden.

Jeder nahm sich einen Faustkeil und fing an, die besten Fleischteile aus den Mammuten herauszuschneiden. Vor allem die Eingeweide und das Muskelfleisch der Jungtiere war sehr wertvoll. Normalerweise waren die Jäger nicht so wählerisch, aber es konnte nicht alles mit ins heimatliche Lager gebracht werden, so daß ausgewählt werden mußte.

Die abgeschälten Knochen warf man in den Fluß oder ließ sie einfach für die Aasfresser liegen.

Ebenso war es mit unbrauchbar gewordenen Faustkeilen, Schabern und anderen Steinwerkzeugen.

Die Sonne hatte ihren Höchststand schon weit überschritten, als die Jäger endlich ihre gesamte Beute in Tragen verpackt hatten. Es war klug gewesen, die Feuersteinknollen noch in der Dämmerung des letzten Tages versteckt zu haben.

Schwer beladen machten sich die zwölf Männer auf den Weg aus der Flußniederung heraus zum Rand des Hügellandes, den sie in der fortgeschrittenen Abenddämmerung erreichten.

Hier schlugen sie nun ihr Lager auf, denn sie wollten den Heimweg in ihr Heimattal morgen in der Frühe beginnen.

Als die Feuer prasselten und der Lagerplatz von den Flammen in ein rötliches Licht getaucht war, fanden die Männer endlich zur Ruhe. Sie waren hungrig, denn erst jetzt fanden sie Zeit, etwas zu essen. Die frisch zubereiteten Mammutherzen waren köstlich.

Müde und beruhigt durch den Gedanken, für die nächsten Wochen genug Fleisch zu haben, schliefen alle, bis auf einen, der das Feuer schürte und Wache hielt, ein.

Anmerkung:

Solch eine Beschreibung eines Tages vor 60.000 Jahren ist natürlich in großen Teilen Phantasie des Autors oder kann unter dem Begriff Science Fiction eingeordnet werden.

Aber nicht alles ist erdacht.

Die Männer, die in der Geschichte agieren, gehören zu den Menschen, die wir als Neandertaler bezeichnen und deren erster Fund 1856 im Neandertal bei Mettmann gemacht wurde.

Die Geschichte erzählt, daß der Neandertaler, zumindest zeitweise, auch in der Region des heutigen Ratingens heimisch war. Dies ist keine Phantasie, sondern wissenschaftliche Realität, wie die

Steinwerkzeug eines Neandertalers

Funde von typischen Steinwerkzeugen der Neandertalerzeit (Mittelpaläolithikum = Mittlere Altsteinzeit) z.B. aus Homberg oder dem Grünen See zeigen.

Auch die Landschaft, in der die Geschichte spielt, ist vor 60.000 Jahren Wirklichkeit gewesen. Die Flußniederung war der heutige Bereich von Lintorf über Tiefenbroich nach Ratingen-West. In diesem Bereich floß zur letzen Eiszeit der Rhein mit seinem stark verschlungenen Flußbett.

Das Hügelland ist der Beginn des heutigen Bergischen Landes, das in der Region von Ratingen mit seinen Westausläufern an die Niederrheinische Bucht grenzt.

Wenn man die Geschichte in die heutigen Örtlichkeiten setzen würde, so waren die Jäger aus dem Neandertal nach Ratingen gekommen, um dort Waren zu tauschen. Auf ihrem Rückweg stießen sie auf eine Mammutherde, die sie dann im Bereich des heutigen Ratingen-West bejagten.

Auch die Mammutherde ist keine Phantasie. Zahlreiche Knochenfunde von Mammuten aus der Kiesgrube am Grünen See zeigen, daß diese Tiere vor 60.000 Jahren die Region von Ratingen durchstreift haben.

Tanja Bark und
Wilfried Rosendahl

Teil eines Mammutzahns

Ein Grab der Stein-Kupferzeit bei Lintorf

Vor 4000 Jahren setzte in Europa eine erste gewaltige Völkerwanderung ein. Die Hauptgruppen dieser Zeit werden nach der Form und nach der Verzierung ihrer Gefäße „Schnurkeramiker" und „Glockenbecherleute" genannt. Aus dem Zusammentreffen dieser Kulturen im Rheingebiet entwickelte sich die „Rheinische Becherkultur". Das Wissen um die Herstellung von Metallen wie Kupfer und Bronze verbreitete sich zunehmend. Archäologische Funde dieser Zeit sind äußerst selten und daher von hohem wissenschaftlichen Interesse.

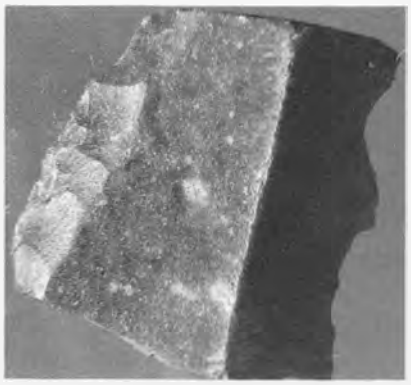
1992 wurden südlich von Lintorf im Rahmen einer archäologischen Langzeitbeobachtung acht verwitterte, urgeschichtliche Tonscherben aufgelesen, die keiner Kultur zugeordnet werden konnten. Im Februar 1993 erfolgte eine Nachuntersuchung, die klären sollte, ob eine Siedlungsstelle der Latènekultur vorliegt, die im Lintorfer Raum bereits mehrfach nachgewiesen ist.

Überraschenderweise fanden sich neben sieben weiteren Tonscherben das Bruchstück eines Steindolches aus braunem Flint und der Nacken einer Streitaxt aus grauem Felsgestein. Die Kombination von Dolch und Streitaxt und deren eng begrenzte Lage zueinander lassen eine sichere Interpretation als Grabinventar zu (Müller-Karpe, Seite 225). Ein zu vermutender Grabhügel ist durch moderne menschliche Einflüsse zunehmend abgeflacht worden, bis die eigentliche Grablege direkt zerstört wurde.

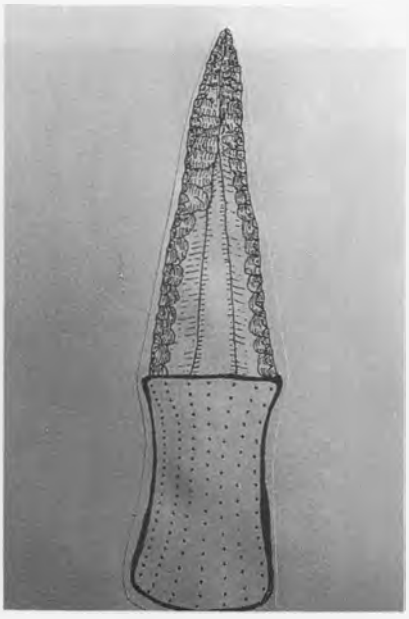
Über mögliche Einbauten aus Stein oder Holz sind keine Aussagen möglich. Solche Grabhügel hatten eine Höhe von 1 - 2 m mit einer zentralen Einzelbestattung unter Bodenniveau (Müller-Karpe, Seite 227). Die Kombination der Funde ist für das Rheinland typisch und wird als Bestandteil der Schnurkeramiker angesehen (Müller-Karpe, Seite 234/ Gatermann, Seite 30), deren Tradition in den zeitlich folgenden rheinischen Becherkulturen aufging. Die Scherben gehören vermutlich in eine Kulturschicht der älteren Eisenzeit, sind also keine Bestandteile eines Grabgefüges.

Tonscherben, vermutlich ältere Eisenzeit

Das Dolchfragment zeigt die spitz zulaufende Bearbeitung der ursprünglichen Klinge. Von einigen dänischen Moorfunden sind Griffe aus Holz oder Knochen bekannt.



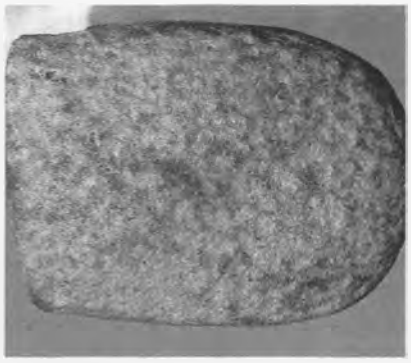
Dolchfragment



Rekonstruktionszeichnung des Dolches

Die Axt ist als Fragment überliefert. Trotzdem läßt sie umfassende Aussagen zu. Sie hat nicht als Arbeitsaxt, sondern als Waffe oder Prunkgegenstand gedient (Dieter Hoof, Seite 80). Die Bearbeitung ist sehr sorgfältig, und drei der wichtigsten Arbeitsgänge sind an ihr nachzuvollziehen:

a) Das Zurichten durch „Pickung" der Oberfläche mit Hilfe eines spitzen Objektes (Seitenteile / Schneidengrat). Dadurch platzen millimetergroße Bereiche ab und es entsteht eine „narbige" Oberfläche.



Streitaxt, Seitenansicht

b) Das Schleifen auf einer Schleifwanne (Ober- und Unterseite). Das Arbeitsstück wird unter Druck auf einer Steinplatte hin- und herbewegt und möglicherweise mit Hilfe von Wasser und Sand als Schleifmittel in Form gebracht.

Streitaxt, Aufsicht

c) Das Durchbohren auf mechanischem Weg (Schäftungsloch).

Streitaxt, Bohrung

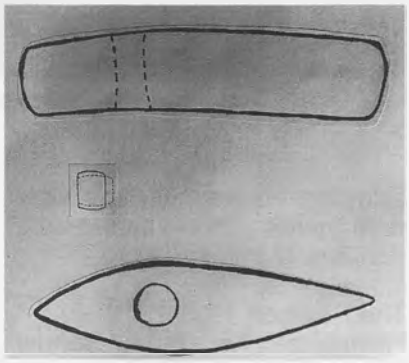
Der Bohrer bestand aus relativ weichem Material, weil er nur als Mitnehmer diente für den Quarzsand, den man unter der Bohrerspitze anhäufte und mit dem sich diese in das Material einschliff. Grundsätzlich genügte es, den Bohrer zwischen den Händen hin- und herzureiben. Vielleicht wurde auch eine Fidelbohrmaschine verwendet, wie sie aus der Ethnologie bekannt ist. Daß man dabei oft die Geduld verlor, zeigen die relativ vielen Stücke mit unvollendeter Bohrung. Die Lintorfer Axt zeigt zwei entgegen angesetzte Bohrungen, die dann in der Mitte zusammtrafen. Diese Bohrungen nennt man sanduhrförmig oder bikonisch. Für eine solche Streitaxt wird eine Mindestarbeitszeit von 80 Stunden angenommen (Auswahlkatalog RLB 1, Seite 40 ff).

Das Ausgangsmaterial ist ein graues Felsgestein, möglicherweise ein aufgelesenes Geröllstück, das bereits eine geeignete Grundform besaß. Im Rheinland treten Axttypen spezifisch norddeutscher Herkunft auf (Müller-Karpe, Seite 234).

Diese sogenannten Einzelgrabäxte sind in einem differenzierten Typenschema gegliedert. Das Lintorfer Bruchstück gehört zu einer Streitaxt vom Typ K7 (Struwe, Tafel 1) mit leicht gekrümmtem Nacken. Hinter dem Schaftloch ziehen die Seiten allmählich ein. Das Schaftloch ist zurückgezogen und sanduhrförmig gebohrt. Der Nacken war leicht herabgezogen. Die Außenseiten sind gewölbt (K.H. Brandt, S. 66 ff).

Zeitlich gehört das Lintorfer Grab, vor allem durch die Axt datiert, bereits in eine spätere Phase der Becherkulturen, in die Stein-Kupferzeit (Müller-Karpe)/Frühe Bronzezeit (Hoof, S. 102 ff)/Um 1800 v.Chr. (Auswahlkatalog RLB Zeittafel).

Über die soziale Stellung des hier bestatteten Mannes können sichere Angaben nicht gemacht werden, denn die wenigen Funde dieser Zeit im Rheinland geben keine allgemeingültigen Aussagen her. Die Fundstücke bleiben in Privatbesitz und sollen im Ratinger Stadtmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.



Streitaxt, Rekonstruktionszeichnung

Material der Steinaxt: Vermutlich aus Schichten des Karbon. Quarzitische Arkose = feldspathaltiger Sandstein, quarzitisch gebunden. Gut geeignetes, sehr zähes Material, das nach Ausweis der geologischen Karte im weiteren Umland ansteht (Dr. Hollerbach, Mineralogisches Institut der Universität Köln).

Maße:

Dolchfragment
- Breite -
- Basis = 3,1 cm
- Spitze = 2,3 cm
- Länge = 3,2 cm
- Dicke = 0,9 cm

Streitaxtfragment
- Höhe - Bruchstelle = 4,3 cm
- Breite - Bruchstelle = 4,6 cm
- Nackengrat = 0,9 cm
- Länge - Nackengrat/ Bruchstelle = 5,0 cm

Keramikfragmente
Zwischen 5,5 x 3,7 cm und 3 x 1 cm

Thomas van Lohuizen

Literatur:

1) Brandt, K.H., „Studien über Steinerne Äxte und Beile der Stein-Kupferzeit", Hildesheim, 1967, A. Lax. Verlagsbuchhandlung
2) Gatermann, „Die Becherkulturen der Rheinprovinz", 1942, Verlag K. Triltsch, Würzburg
3) Hoof, D. „Die Steinbeile und Steinäxte im Gebiet des Niederrheins und der Maas", Bonn, 1970 R. Habelt Verlag
4) Müller-Karpe „Handbuch der Vorgeschichte, III. Band, Die Kupferzeit", 1974, München, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
5) RLB Rheinisches Landesmuseum Bonn, Auswahlkatalog 1. Urgeschichte, 1977, R. Habelt Verlag GmbH, Bonn
6) Struwe, K.W. „Die Einzelgrabkultur in Schleswig-Holstein", 1955, K. Wachhortz Verlag Neumünster

In eigener Sache

Viele Dinge ereignen sich im Laufe eines Jahres in einem so großen Verein wie dem der „Lintorfer Heimatfreunde" mit nun schon mehr als 600 Mitgliedern. Die meisten sind alltäglich und selbstverständlich, doch so manches Ereignis verdient es, genannt zu werden, vor allem dann, wenn durch den Verein etwas bewegt wurde, wenn etwas bewahrt werden konnte, das sonst für die Geschichte unserer Heimat unwiederbringlich verlorengegangen wäre. Auch Dinge, die für die Mitglieder unseres Vereins von Bedeutung waren, sollen nicht unerwähnt bleiben.

Am 10. Juni 1991 stellte der Vorstand der „Lintorfer Heimatfreunde" bei Rat und Verwaltung der Stadt Ratingen den Antrag, dem von der Drupnas bis zur Straße Am Sonnenschein längs des Dickelsbaches verlaufenden Spazierweg den Namen „Theo-Volmert-Weg" zu geben. Damit sollten die großen Verdienste gewürdigt werden, die sich der im Februar 1991 verstorbene Mitbegründer unseres Vereins und langjährige Schriftleiter unserer „Quecke" um die Erforschung der Geschichte seines Heimatortes erworben hat. Bewußt hatten wir den beschaulichen Weg über die Drupnas, an den Mühlenteichen vorbei, am Dickelsbach entlang bis zur Jahnstraße und weiter bis zum „Sonnenschein" gewählt, den Theo Volmert fast jeden Tag zu einem Spaziergang nutzte.

Nachdem unser Antrag von der Verwaltung geprüft und die Benennung des Weges vom Bezirksausschuß Lintorf/Breitscheid und vom Hauptausschuß des Rates beschlossen worden war, dauerte es noch bis zum Januar 1993, bis diese Beschlüsse rechtskräftig wurden. Am 13. Februar 1993, gewissermaßen als verspätetes Geschenk zu Theo Volmerts 90. Geburtstag, konnte der Weg endlich eingeweiht werden. Trotz des kalten, nebligen Winterwetters hatten sich zahlreiche Freunde, Bekannte und Gäste am ersten der fünf im Verlauf des Weges aufgestellten Schilder versammelt, die unter dem Namen „Theo-Volmert-Weg" den Zusatz tragen:

Einweihung des Theo-Volmert-Weges am 13. 2. 1993

Theo Volmert 1903-1991
Heimathistoriker - Begründer der Heimatzeitschrift „Die Quecke".

Die Schilder wurden mit finanzieller Unterstützung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde" von der Stadt beschafft und aufgestellt. In Anwesenheit der Familie des Verstorbenen rief der Vorsitzende Manfred Buer in einer kurzen Rede die Verdienste Theo Volmerts noch einmal in Erinnerung und lud alle Gäste ein, den bisher namenlosen „Theo-Volmert-Weg" zu begehen. Mit einem kleinen Frühstück im alten Lintorfer Rathaus klang die würdige Feierstunde zur Wegeinweihung aus.

Bei einem Spaziergang über den Lintorfer Waldfriedhof im Februar 1992 stellten Mitglieder des Vorstandes fest, daß ein für die Geschichte Lintorfs bedeutendes Gräberfeld nach über 30jähriger Ruhezeit geräumt werden sollte. Ein Großteil der Grabsteine war bereits umgelegt worden. Es handelt sich um Gräber von Frauen und Männern, die nach Kriegsende das DP-Lager an der Rehhecke bewohnt hatten. Diese „displaced persons", Entwurzelte, Heimatlose also, waren Menschen, die durch die Gewaltpolitik

Grabsteine ehemaliger Bewohner des „Ausländerlagers" auf dem Lintorfer Waldfriedhof

der Nationalsozialisten und durch die Kriegsereignisse aus der Ukraine, aus Polen, aus Serbien, Kroatien und Italien in unsere Gegend verschlagen und ins Lager Lintorf verbracht worden waren. Es schien uns wichtig, das Andenken an diese armen Menschen, die fern ihrer Heimat begraben wurden, wachzuhalten.

Wir stellten einen Antrag bei der Stadtverwaltung, die Steine wenigstens teilweise zu erhalten und als eine Art Mahnmal stehen zu lassen. Schon im April 1992 gab uns der Stadtdirektor seine Zustimmung: Zehn der Steine sollten restauriert und wieder aufgestellt werden, und zwar innerhalb einer Anlage von 23 Gräbern sowjetischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter, die sich am Ende des betreffenden Gräberfeldes befindet und von der Stadt unterhalten werden muß. Vier der Gräber sollten in ihrem ursprünglichen Zustand bestehen bleiben, von der Stadt würdig hergerichtet und mit einer Tafel versehen werden, die auf die Bedeutung dieser Gräber für die Geschichte Lintorfs hinweist. Im Laufe des kommenden Jahres können die Arbeiten wohl beendet werden.

Etwa 50 Mitglieder und Gäste des Lintorfer Heimatvereins fuhren am 17. April 1993 nach Lintorf! Sie kamen nicht etwa von einer der vielen schönen Fahrten zurück, die der Verein jedes Jahr organisiert, nein, sie besuchten den gleichnamigen Ort Lintorf bei Osnabrück in Niedersachsen. Das über 750 Jahre alte Dorf am Rande des Wiehengebirges zählt etwa 1400 Einwohner (1200 davon sind Mitglied im örtlichen Sportverein!) und verfügt über einen alten intakten Ortskern mit vielen Fachwerkhäusern, die sich um die kleine Kirche scharen. Heute ist Lintorf ein Ortsteil der Stadt Bad Essen. Ein großer Teil der Bewohner lebt immer noch von der Landwirtschaft, viele sind schon seit Jahrzehnten bei der im Ort ansässigen bekannten Margarine- und Feinkostfabrik Hamker beschäftigt. Schon in den 50er Jahren nahm Theo Volmert Kontakte zum Namensvetter unseres Heimatortes auf und stellte fest, daß beide Lintorfs die Entstehung ihres Ortsnamens ganz ähnlich herleiten (siehe „Quecke" Nr. 1/2 vom Dezember 1950). Das einzige Lokal im niedersächsischen Lintorf, das soviele rheinische Lintorfer auf einmal aufnehmen konnte, war das italienische Restaurant „Il Cavalino". Die großartige Gastfreundschaft der Italiener, die, gewohnt an bedächtige und kernfeste Niedersachsen, angesichts der plötzlich einfallenden Franken zunächst einen etwas hilflosen Eindruck machten, ließ die Enge des Raumes und den süßen, immer mehr in die Breite gehenden Kuchen schnell vergessen und fröhliche Stimmung aufkommen. Begrüßt wurde unsere Gruppe vom 2. Vorsitzenden des örtlichen Sportvereins, Herrn Hinsken, der uns einiges über seinen Heimatort erzählte. Zum Dank überreichten wir ihm den 2. Band des Lintorf-Buches von Theo Volmert. Der 1. Band steht bereits seit längerem im Archiv des Sportvereins, der in diesem Ort ein wenig auch die Funktion eines Heimatvereins ausübt.

Die alte Dorfkirche in Lintorf

Der Ortseingang von Lintorf bei Osnabrück

Mundart des Osnabrücker Landes:

Olle man to!

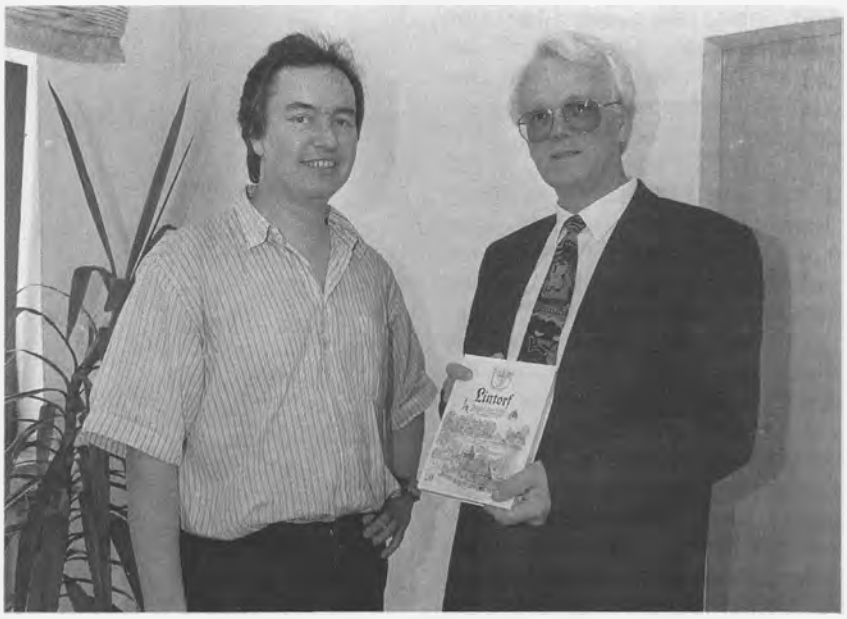
Sputnik hen,
Sputnik her:

Baas bliff
use leewe Här!

Keinen, mag he
no sau quieken,

lött he inne
Koarten kieken.

Heinrich Riepe



Vorsitzender Manfred Buer überreicht Rudi Schulz, dem 600. Mitglied des Lintorfer Heimatvereins, ein Buchgeschenk

Anfang Juni konnte der „Verein Lintorfer Heimatfreunde" sein 600. Mitglied begrüßen! Vorsitzender Manfred Buer überreichte Rudi Schulz von der Speestraße ein Buchgeschenk. Rudi Schulz wohnt mit seiner Familie seit 15 Jahren in Lintorf und zeigte rasch Interesse für die Geschichte unseres Ortes. Daher ist es nicht verwunderlich, daß er begeisterter „Quecke"-Leser ist.

Auch auf andere Art ist seine Familie noch mit dem Ratinger Brauchtum verbunden: Sein Sohn Charlie regierte in der vergangenen Session als Kinder-Karnevalsprinz den närrischen Nachwuchs unserer Stadt.

Am 12. September 1993 fand in ganz Deutschland zum erstenmal der „Tag des offenen Denkmals" statt. Es sollten allen interessierten Bürgern Gebäude zur Besichtigung geöffnet werden, die unter Denkmalschutz stehen und normalerweise nicht oder nur sehr selten zugänglich sind. Der „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen", der „Verein Lintorfer Heimatfreunde" und Stadtkonservatorin Ria Voss als Vertreterin der Unteren Denkmalbehörde beteiligten sich in einer gemeinsamen Aktion an diesem Tag der „offenen Türen". In Lintorf konnte man vormittags „Fleermanns Mühle" besichtigen. Das große Mühlrad setzte, vom Dickelsbach angetrieben, die alten Mühlwerke in Betrieb, Transmissionsriemen brachten unzählige Zahnräder zum Laufen, und selbst der alte Sackaufzug vor dem Mühlengebäude mußte mit Hilfe der Wasserkraft zeigen, was noch in ihm steckt. Er war vor allem eine Attraktion für die Kinder, und Müller Franz Krause, der seit Jahrzehnten zum „Inventar" der Mühle gehört, konnte ihn gar nicht oft genug bedienen. Drinnen erklärte Mühlenbesitzer Heinz Fleermann den etwa 200 interessierten Zuhörern die Funktion der Mühle und zeigte ihnen altes bäuerliches Handwerkszeug, das er in seinem kleinen Museum gesammelt und aufbewahrt hat. Immer wieder würzte er seine Erklärungen mit herrlichen Anekdoten aus früherer Zeit. Wer sich zwischendurch stärken wollte, konnte dies mit einer Tasse Kaffee und Schmalzbroten tun, mit denen der Lintorfer Heimatverein seine Gäste verwöhnte. Für die Kinder war, wie könnte es in einer Mühle anders sein, Mäusespeck „ausgelegt" worden.

Müller Franz Krause demonstriert die Arbeitsweise des alten Sackaufzugs in Fleermanns Mühle

Nachmittags stürmten dann etwa tausend Besucher Schloß Linnep in Breitscheid, den Wohnsitz der Familie des Grafen von Spee. Zwar sollten die Privaträume der gräflichen Familie der Öffentlichkeit verschlossen bleiben (geöffnet waren die Räume des Kreisarchivs und die Schloßkapelle im tausendjährigen Turm), doch begehrten schon morgens früh einige Besucher unter heftigem Klopfen und Rufen Einlaß ins Innere des Schlosses. Die gräfliche Familie ertrug die Ruhestörer mit Gelassenheit. Im Kreisarchiv standen die Zuhörer dicht gedrängt, und Kreisarchivar Ulrich Rauchenbichler konnte sich nur von erhöhter Position aus Gehör verschaffen, als er über die Geschichte des Schlosses berichtete.

Etwa zur gleichen Zeit wanderten gut 50 Interessierte durch das Angertal, vorbei am Kalkofen an der Teichstraße, dem alten Landgericht in der Brück, der Brücker Mühle, der Auermühle, dem Bauernhof Kickenau bis hin zum alten Rittersitz Gräfgenstein bei Eggerscheidt. Erklärt wurden ihnen diese Baudenkmäler von der Stadtkonservatorin Ria Voss und von Andrea Töpfer, der Vorsitzenden des Ratinger Heimatvereins.

Alle, Besucher und Organisatoren waren sich am Abend dieses sonnigen Spätsommertages einig: Die Aktion „Offenes Denkmal" muß unbedingt wiederholt werden. Niemand hatte mit einem solchen Besucherandrang gerechnet. M. B.

Willy Brockskothen

Am Morgen des 15. November 1992 starb nach kurzer Krankheit der Ehrenvorsitzende des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde", Willy Brockskothen, im 86. Lebensjahr. Nachdem Hermann Speckamp, der Gründungsvorsitzende unseres Vereins, sein Amt nach 23 Dienstjahren aus Alters- und Krankheitsgründen zur Verfügung stellen mußte, übernahm Willy Brockskothen den Vorsitz und lenkte 17 Jahre lang, von 1973 bis 1990, die Geschicke „seines" Vereins, den er im Laufe der Zeit mit großem Einsatz und viel Energie zu einem der mitgliedsstärksten Ratinger Vereine machte. Jahrelang verstand er es, Lintorfer und Ratinger Geschäftsleute zu animieren, die Veröffentlichung der „Quecke" durch Inserate oder Spenden zu unterstützen. Ohne seine Zähigkeit und Beharrlichkeit wäre eine Finanzierung unserer Heimatzeitschrift sicher nicht möglich gewesen.

Mit seiner Aktentasche, in der stets einige Ausgaben der „Quecke" lagen, mit seiner Kappe und der unvermeidlichen Zigarre konnte man ihm täglich in unseren Straßen begegnen. Die Lintorfer kannten ihn, so, wie er die Geschichte der alten Lintorfer Familien kannte mit all ihren verwandtschaftlichen Graden und Querverbindungen. Schier unerschöpflich war sein Schatz an Anekdoten aus Lintorfs Geschichte.

Dabei erblickte er nicht einmal am Dickelsbach das Licht der Welt. Geboren wurde er am 9. Juni 1906 in Düsseldorf, wo er auch zur Schule ging und sein ganzes Arbeitsleben lang im Büro eines großen Industriebetriebes beruflich tätig war. Im Jahre 1919 wurde er allerdings zum Lintorfer „Büscher" , da sein Vater am heutigen Löken ein Haus erwarb und mit seiner Familie nach Lintorf zog.

Nur schweren Herzens trennte sich Willy Brockskothen 1990 aus Altersgründen vom „Präsidentensitz" des VLH, nachdem er allerdings die Feierlichkeiten zum 40jährigen Bestehen unseres Vereins sowie die Errichtung „unseres" Johann-Peter-Melchior-Denkmals noch als Vorsitzender miterleben konnte. Wegen seiner großen Verdienste wurde er im November 1990 in einer kleinen Feierstunde zum Ehrenvorsitzenden des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde" ernannt. Auch weiterhin nahm er regen Anteil am Leben des Vereins, wobei ihm vor allem die Finanzierung der „Quecke" sehr am Herzen lag. Zur Ruhe setzte er sich auch jetzt noch nicht, das war nicht seine Art. Wie schrieb Theo Volmert über Willy Brockskothen, als er ihn in der „Quecke" Nr. 47 vom Dezember 1977 als Nachfolger von Hermann Speckamp vorstellte - „Nun, die Amtsbezeichnung „Vorsitzender" mag für gewöhnliche Präsidenten zutreffen, nicht für ihn, den die Natur nicht zu sitzender, nicht einmal vorsitzender Tätigkeit verurteilt hat. Tatsächlich, niemand in der Vereinsgeschichte ist so emsig, so häufig, so nachdrücklich für den VLH unterwegs gewesen, treppauf, treppab, bei jeder Witterung, zu jeder Jahreszeit wie Willy Brockskothen..."

Seine letzte Ruhestätte fand Willy Brockskothen, wie dürfte es anders sein, auf dem Lintorfer Waldfriedhof. Wohl wissend um seinen Familiensinn und sein Traditionsbewußtsein ermöglichte es seine Familie, für ihn den Grabstein seiner Großeltern in Lintorf neu errichten zu lassen. Kantig und eckig erinnert er vielleicht ein wenig an unseren Willy Brockskothen: Nicht immer bequem, aber geradeheraus und von Bestand.

Sein Name wird untrennbar mit dem des Heimatvereins verbunden bleiben.

Manfred Buer

Walter Krämer

Für uns alle völlig überraschend starb am 6. Februar 1993 im Alter von 83 Jahren unser langjähriges Mitglied Walter Krämer.

Walter Krämer gehörte zwar nicht dem Vorstand des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde" an, bekleidete aber ein Amt, ihm wie auf den Leib geschnitten: Er besuchte im Auftrage des Vorstandes unsere älteren Mitglieder zu runden Geburtstagen und überbrachte mit einer Flasche Wein oder Traubensaft die Glückwünsche der mittlerweile mehr als 600 Mitglieder unseres Vereins. Damit übernahm er eine Aufgabe, die ihm und vielen anderen große Freude bereitete.

Am 23. Dezember 1909 in Bremerhaven, im hohen Norden Deutschlands, geboren, verkörperte er auch nach langer Abwesenheit von seiner Heimatstadt immer noch den Geist des hanseatischen Kaufmanns. Sein

Beruf ließ ihn zum Binnenländer werden. Mit seiner Familie fand er schließlich in Lintorf eine neue Heimat, in der er sich sehr wohlfühlte.

Schnell gewann er dort zahlreiche Freunde und Bekannte. Durch die Teilnahme an einer Parisfahrt lernte er Theo Volmert kennen und wurde zu einem interessierten Mitglied des Lintorfer Heimatvereins. Walter Krämer war ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, und seine Zuverlässigkeit und Korrektheit wußten wir alle sehr zu schätzen. Durch seine liebenswerte Art und sein Geschick im Umgang mit Menschen war er bei allen, die er besuchte, ein gerngesehener Gast. Es machte Spaß, ihm bei seinen Erzählungen und Anekdoten zuzuhören, denn Walter Krämer hatte die Welt gesehen!

Seine letzte Ruhestätte fand er in Weinheim an der Bergstraße, dem Wohnort der Familie seines Sohnes. Sein Optimismus und seine Fröhlichkeit werden uns allen sehr fehlen.

Manfred Buer

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 11. und 12. Dezember 1993 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 63

Quecken Nr. 1 - 62
Quecke-Sammelbände
Lintorfer Dokumente Nr. 1 - 3

Foto-Motive aus Alt-Lintorf

Bücher von Theo Volmert:

„Lintorf - Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte" Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde"
„Hösel"
„Mehr Heiteres als Ernstes"

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Buchbesprechungen:

„Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen..."

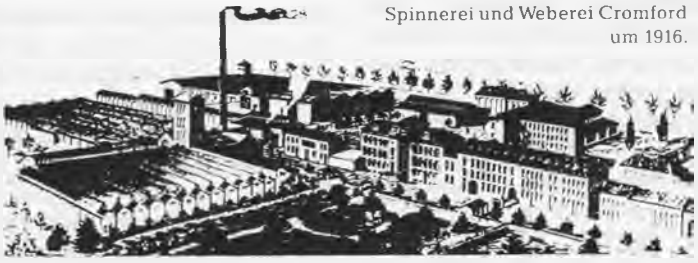
Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977

Wir kennen die Situation vom „Literarischen Quartett" des ZDF. Während Marcel Reich-Ranicki ein Buch gräßlich und langweilig findet, wird das gleiche Werk von Sigrid Löffler oder Hellmuth Karasek verteidigt oder gar in höchsten Tönen gelobt. Nicht nur Romane, Erzählungen, Dramen und Gedichtbände werden unterschiedlich beurteilt, sondern auch historische Publikationen. Dr. Andreas Preuß hat in der letzten „Quecke" den vom Rheinischen Industriemuseum herausgegebenen Sammelband „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen"... rezensiert, genauer: er hat an dem Buch kein gutes Haar gelassen, er hat es verrissen. Meines Erachtens wird ein solches völlig negatives Urteil dem Aufsatzband nicht gerecht, und daher soll das Buch nochmals in aller Kürze vorgestellt werden. Was dem ZDF recht, ist der „Quecke" billig.

Im Mittelpunkt des Buches steht - wie es auch der Untertitel ausweist - die „Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford". Man darf daher nicht enttäuscht sein, wenn von den Menschen, die in der Spinnerei gearbeitet haben, nur am Rande die Rede ist. (Wenn ich ein Pferdebuch kaufe, beklage ich auch nicht das Fehlen der Kühe.)

Als Johann Gottfried Brügelmann, aus dem Wuppertale kommend, 1783/84 seine erste Baumwollspinnerei an der Anger baute, brach mit der Ratinger Fabrik „die Geburtsstunde der Industrialisierung nicht nur im Bergischen Land, sondern weit darüber hinaus an" (Jürgen Reulecke). Mit der Fabrikgründung und ihren Voraussetzungen beschäftigen sich Burkhard Dietz und Axel Föhl. Letzterer, ein ausgewiesener Experte auf dem Gebiete der Industriearchäologie, betitelte seinen Aufsatz mit einem Zitat aus dem „Kapital" von Karl Marx - „Der größte Dieb fremder Erfindungen" -, gemünzt auf Richard Arkwright, den Erfinder der „water frame" und Gründer der „Cromford Mill" , der ersten Fabrik in England. Dessen Cromford hatte in vielerlei Hinsicht Vorbildcharakter für Brügelmann - nicht zufällig wählte er den gleichen Namen für seine Fabrik, die die erste auf dem Kontinent war.

Der Spinnerei folgten bald weitere Gebäude. Das Herrenhaus (behandelt von Harald Herzog), die ersten Arbeiterwohnungen (Renate Kastorff-Viehmann) und die Parkanlage (Wolfgang Schepers) vervollständigen das „Ensemble" in der Frühzeit. Deren (Bau-)Geschichte durch die Jahrhunderte schildern in präzisen und detaillierten Darstellungen Michael Schumacher und Gabriele Harzheim.



Spinnerei und Weberei Cromford um 1916.

Das bekannte fünfgeschossige Gebäude, in dem die Außenstelle Ratingen des Rheinischen Industriemuseums ihren Sitz hat und in dem die zukünftige Ausstellung zur Textilindustrie zu sehen sein wird, galt bislang als Keimzelle des Unternehmens. Einige Zweifel sät nun Otto Kastorff, der vermutet, daß die ersten Maschinen nicht hier, sondern in einem kleineren, daneben liegenden Gebäude installiert worden seien. Gewißheit wird die weitere Forschung schaffen müssen.

Da Johann Gottfried Brügelmann zwei Söhne hatte, gründete er 1799 - wohl als Vorbereitung für die Erbteilung - eine zweite Spinnerei und ein zweites Herrenhaus in Obercromford. Diese Gebäude sind von der Forschung bisher völlig vernachlässigt worden, so daß Monika Hartung und Uta Kreutzenbeck mit ihren Untersuchungen Neuland betreten. Dies gilt auch für die Darstellungen des Firmenwohnungsbaus in der Nachkriegszeit, mit denen der auf Ratingen bezogene Teil des Buches endet.

JEANSCRAFT BY MARC O'POLO
JEANSCRAFT BY MARC O'POLO
Individuelle JEANS + Jeanswear TRENDS
Gabriele Müller-Rohde
Lintorf · Speestraße 26 · neben Elektro Fettweis

Brügelmann war nicht allein in Ratingen tätig, sondern er besaß einige Zweigbetriebe in Düsseldorf, Rheydt, Köln und in Bayern, und er unterhielt weiterhin enge Geschäftsbeziehungen zu Barmen und Elberfeld. Weil auch diese unterschiedlichen Aktivitäten in die Publikation miteinbezogen werden, bietet das Buch mehr, als der Untertitel verspricht.

Wie bei einem Sammelband nicht anders zu erwarten, sind die Aufsätze von unterschiedlicher Qualität, doch die wenigen schwächeren Beiträge können den positiven Gesamteindruck nicht beeinträchtigen. Hervorragend ist zudem die Bildausstattung. Die 174 Abbildungen, viele davon in Farbe, sind mehr als nur eine Erläuterung des Textes.

Bleibt zum Schluß ein Wunsch: Hoffentlich wird die Sozialgeschichte Cromfords in ähnlich eindrucksvoller Weise aufgearbeitet und präsentiert.

Dr. Klaus Wisotzky

„100 Jahre Stadtwerke Ratingen"

Am 26.8.1993 begingen die Stadtwerke Ratingen in Anwesenheit des nordrhein-westfälischen Ministers für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie, Einert, in einem Festakt in der Stadthalle ihr hundertjähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß wurde vom Jubilar eine von zwei Sachkennern der Ortsgeschichte verfaßte Untersuchung herausgegeben, die inzwischen zum Kauf vorliegt. („100 Jahre Stadtwerke Ratingen GmbH. Die Chronik 1893-1993. Text: 1. Teil bis 1945, Dr. Klaus Wisotzky, 2. Teil ab 1945, Dr. Richard Baumann, Ratingen 1993." Das 117 Seiten starke Buch in DIN A4-Format ist nur bei den Stadtwerken erhältlich, Preis DM 20,-).

Die auf das Jahr 1893 datierte Gründung bezieht sich auf die Aufnahme der zentralen städtischen Wasserversorgung, die im Juli obigen Jahres nach dem Bau eines ersten Tiefbrunnens an der Kaiserswerther Straße, der Verlegung des Leitungsnetzes und der Errichtung eines Hochbehälters am Görsenkothen ihren Anfang nahm. Drei Jahre später folgte die öffentliche Versorgung mit Gas und 1909 die mit elektrischem Strom. Doch liefen diese Aktivitäten lange Jahrzehnte isoliert nebeneinander her. Erst 1937 wurden sie aufgrund eines staatlichen Gesetzes in einer Hand zusammengefaßt und damit in einem strengeren Sinne die Stadtwerke gegründet, deren erster Geschäftsführer der damalige Ortsgruppenleiter der NSDAP, Peter Schneider, wurde. Die Entsorgung der Abwässer, die 1902 mit dem Bau einer Kanalisation und der Errichtung einer Kläranlage am Sandbach begonnen hatte, blieb beim Tiefbauamt und somit außerhalb der Zuständigkeit der neuen Stadtwerke.

Wie am Anfang der Untersuchung deutlich wird, erfolgte die Übernahme obiger Aufgaben in städtische Regie um die Jahrhundertwende unter dem Zwang neuer Bedürfnisse einer ständig wachsenden Bevölkerung und unter den Anforderungen der sich verstärkenden Industrialisierung. Die Sicherheit der Zufuhr von Wasser und Energie war neben den schon um 1870 geschaffenen Eisenbahnverbindungen zugleich die Voraussetzung dafür, weitere dringend benötigte industrielle Arbeitsplätze nach Ratingen zu holen. So setzte damals der Anstieg des Bedarfs an öffentlichen Versorgungsleistungen ein, der bis in die Gegenwart bestehen geblieben ist.

Die Entwicklung der drei Versorgungsbereiche Gas, Wasser und Strom, die in chronologischer Folge parallel zueinander dargestellt wird und in der wichtige Aspekte der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte enthalten sind, ist vor allem für den ortskundigen Leser nicht ohne Reiz: etwa die Schilderung der Anfänge der Wasserversorgung 1893, als der Widerstand der Bevölkerung, die vor den zu erwartenden Kosten zurückschreckte, die Anordnung eines allgemeinen Anschlußzwanges nötig machte, später z. B. die Sorgen um den sinkenden Grundwasserspiegel, der, neben der Ausweitung des Verbrauches, die Erschließung immer neuer Brunnen notwendig machte, heute die wiederholt akut auftretende Bedrohung durch Bodenverschmutzungen. Die Untersuchung betritt über weite Strecken Neuland, denn bisher wurde die Geschichte der Wasserversorgung nur in zwei knappen Skizzen anläßlich der Jubiläen von 1943 und 1963 behandelt, über die Gas- und Stromversorgung lag bisher noch keinerlei Darstellung vor.

Trotz des festlichen Anlasses eines runden Jubiläums mangelt es in der Untersuchung für den aufmerksamen Leser nicht an kritischen Hinweisen. So wird deutlich, daß der Start in die städtische Gasversorgung zunächst einen schweren Irrweg darstellte. Der Belieferungsvertrag mit einem Kölner Versorgungsunternehmen, das 1896 am Westbahnhof ein Gaswerk errichtete, erwies sich als ein kapitaler Fehler, der für die Bevölkerung eine z.T. unsichere Versorgung, schlechte Gasqualität und weit überhöhte Preise bedeutete. Erst infolge glücklicher Umstände gelang es 1909, durch den Aufkauf von Werk und Anlagen sich vorzeitig aus dem Vertrag zu lösen. Das technisch veraltete Werk wurde einige Jahre später stillgelegt, der danach mit dem RWE abgeschlossene Liefervertrag brachte eine Senkung der Gaspreise auf weniger als ein Drittel.

Auch die städtische Strompolitik erwies sich als nicht frei von Fehlern. Der Versuch, durch einen möglichst großen Besitzanteil am Leitungsnetz eine starke Position gegenüber dem Lieferanten RWE

aufzubauen, wurde nach 1934 zu einem schweren Hemmnis, die im Trend der Zeit liegende Elektrifizierung der privaten Haushalte mitzuvollziehen. Das veraltete Stromnetz ließ keine höhere Belastung mehr zu, für seine Erneuerung fehlte das notwendige Kapital. So fand Ratingen erst in den fünfziger Jahren hier den Anschluß.

Kritische Beobachtungen dieser Art sind indessen für die Untersuchung eher untypisch. Insgesamt ist die Entwicklung der Stadtwerke, vor allem nach 1945, die Geschichte eines allgemeinen übergroßen Erfolges. Dies wird mit eindrucksvollen Zahlen für die verschiedenen Bereiche und Entwicklungsphasen wieder und wieder belegt. Der Aspekt der Expansion - vorangetrieben durch Bevölkerungswachstum, steigende Ansprüche von Privathaushalten und gewerblicher Wirtschaft und durch die räumliche Ausdehnung der Stadt (Gebietsreformen von 1930 und 1975) - drängt sich mehr und mehr in den Vordergrund. Hand in Hand mit dem enormen Anwachsen der Versorgungsleistungen ging nach 1945 die Stärkung der Kapitalkraft der Stadtwerke, die nach und nach den fast vollständigen Erwerb und den Ausbau der Versorgungsnetze und eine starke Modernisierung (Fernwärme, Blockheizkraftwerke mit Kraft-Wärme-Koppelung) ermöglichte. Ausdruck dieses gewaltigen Aufschwunges ist derzeit z.B. der beabsichtigte Anschluß von Hösel, Breitscheid und Eggerscheidt an das Erdgasnetz und der geplante Erwerb eines restlichen Stromnetzes vom RWE, allein letzteres zu einem Preis von etwa 50 Millionen Mark.

Für viele Leser dürfte das vorliegende Werk eine ganz neue, dazu noch kurzweilige Form historischer Lektüre darstellen. Sie findet ihre Unterstützung in einer anspruchsvollen graphischen Gestaltung und einer großen Zahl hervorragend reproduzierter Dokumente und Photos.

Hermann Tapken

Der Dezember

Das Jahr wird alt. Hat dünne Haar.
Ist gar nicht sehr gesund.
Kennt seinen letzten Tag, das Jahr.
Kennt gar die letzte Stund.

Ist viel geschehn. Ward viel versäumt.
Ruht beides unterm Schnee.
Weiß liegt die Welt, wie hingeträumt.
Und Wehmut tut halt weh.

Noch wächst der Mond. Noch schmilzt er hin.
Nichts bleibt. Und nichts vergeht.
Ist alles Wahn. Hat alles Sinn.
Nützt nichts, daß man's versteht.

Und wieder stapft der Nikolaus
durch jeden Kindertraum.
Und wieder blüht in jedem Haus
der goldengrüne Baum.

Warst auch ein Kind. Hast selbst gefühlt,
wie hold Christbäume blühn.
Hast nun den Weihnachtsmann gespielt
und glaubst nicht mehr an ihn.

Bald trifft das Jahr der zwölfte Schlag.
Dann dröhnt das Erz und spricht:
„Das Jahr kennt seinen letzten Tag,
und du kennst deinen nicht."

Erich Kästner

Qualität und Leistung · Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-Rolladen – Kunststoff-Klappladen – Alu-Haustüren – Hebeschiebeanlagen – Haustürüberdachungen – Garagentore – Markisen – Jalousetten – E-Antriebe für Rolladen und Markisen

Profilbau Hartmut Wendeler
40885 Ratingen-Lintorf, Am Schließkothen 9
☎ 33943-35046

PB PROFILBAU

Schulze

Baugesellschaft m. b. H.

Siemensstr. 37 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 35805

Wer was besonders Schönes will, kauft Blumen gern bei

Blumen Chill

über 25

BLUMEN IN ALLE WELT DURCH DIE FLEUROP

Moderne Blumen- und Kranzbinderei
Lintorfer Markt 6 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 31424

Ihr MEISTERBETRIEB für Bad und Heizung

seit 1926

Alfons Weber GmbH

HEIZUNG · SANITÄR

Alfons und Manfred Weber
Angermund, Angermunder Straße 9
Telefon 02 03 / 74 64 78
Lintorf, Lökesfeld 2
Telefon 02 102 / 3 15 92

Rosendahl

Herrenausstattung für Anspruchsvolle
...natürlich mit persönlicher Beratung
H. J. und W. Rosendahl-Schneidermeister
Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion für Damen und Herren
Ratingen, Lintorfer Straße 31 a ☎ 28833

GUSTAV KARRENBERG GMBH
HEIZÖL + KOHLEN
TELEFON 31369

lupo® Werbe

Werbegeschenke
40885 RATINGEN-LINTORF
Postfach
Beeker Hof 3
(gute Parkmöglichkeit)
Telefon 02 102 / 35021 / 22

Gebr. Wagner GmbH · Schreinerei

Holz- und Kunststoffbearbeitung
Innenausbau · Reparaturen

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02 102 / 36032

Metzgerei

F. Reinartz
Nachf. F. Bensberg

40885 Ratingen-Lintorf

Duisburger Straße 25 - Telefon 32148

Wer Preis und Qualität vergleicht, dem fällt der Kauf bei Reinartz leicht!

Jagen Wandern LodenMode

SCHNEIDERS

salko

FJÄLL RÄVEN

GEIGER tyrol

Sanderson

Peter Scott

Bogner

LODENFREY

TENSON

20 Jahre in Lintorf

Wir sind einer der größten Jagd-Ausrüster der Welt. Spezialisten für das Leben draußen. Funktionelle, wind- und wetterfeste Bekleidung und die notwendige Ausrüstung für das Leben im Freien finden Sie bei uns in erstklassigen, erprobten Qualitäten. LodenMode war für uns schon immer wichtig. Wir führen alle bekannten Marken dieser zeitlosen Moderichtung – die sympathische Linie, für alle, die sich ihre Individualität bewahrt haben.

Eduard Kettner

40885 Ratingen-Lintorf, An den Dieken 111
Telefon 02102/33517

IHRE

HAUSBANK

IN RATINGEN

Kundennähe ist bei uns kein Zufall sondern Absicht.
Mit insgesamt 12 Geschäftsstellen sind wir
– wenn's um Geld geht – immer für Sie da.

ÜBERALL IN IHRER NACHBARSCHAFT

Sparkasse Ratingen